

Geschlechterverhältnisse jenseits der Norm: Eine theoretisch-empirische Modellierung zur Sichtbarmachung von Vielfalt

Ruby, Sophie Maria

Veröffentlichungsversion / Published Version

Dissertation / phd thesis

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ruby, S. M. (2024). *Geschlechterverhältnisse jenseits der Norm: Eine theoretisch-empirische Modellierung zur Sichtbarmachung von Vielfalt*. Opladen: Budrich Academic Press. <https://doi.org/10.3224/96665085>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Sophie Maria Ruby



Geschlechterverhältnisse jenseits der Norm

Eine theoretisch-empirische Modellierung
zur Sichtbarmachung von Vielfalt

Sophie Ruby

Geschlechterverhältnisse jenseits der Norm

Sophie Ruby

Geschlechterverhältnisse jenseits der Norm

Eine theoretisch-empirische Modellierung
zur Sichtbarmachung von Vielfalt

Budrich Academic Press
Opladen • Berlin • Toronto 2024

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 Dieses Werk ist bei der Budrich Academic Press GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich-academic-press.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/96665085>).
Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-96665-085-4 (Paperback)
eISBN 978-3-96665-907-9 (PDF)
DOI 10.3224/96665085

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Satz: Anja Borkam, Langenhagen – kontakt@lektorat-borkam.de

Inhalt

Danksagung	9
1 Einleitung: Mehr Raum für das ‚Andere‘	11
2 Zur Arbeitsweise	27
2.1 Theorie und Empirie	28
2.2 Zur Rolle von Beispielen	39
2.3 Erarbeitungsprozess der Differenzierung von Relationen	42
2.4 Bezugsmaterial	44
2.4.1 „Links leben mit Kindern“	45
2.4.2 „Reinventing Organisations visuell“	47
2.4.3 „Feministisch leben!“	50
3 Sozialtheoretische Grundlegung	53
3.1 Gesellschaft als Vergesellschaftung	53
3.2 Verortung zum Verhältnis von Struktur und Handeln	55
3.3 Begriffsbestimmung Geschlecht	66
3.3.1 Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise (Maihofer)	66
3.3.2 Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt	69
3.3.3 Intersektionale Sensibilität des Begriffs Geschlecht	78
4 ‚Andere‘ Relationen fokussieren: Eine Modellierung	81
4.1 Zum Begriff des ‚Anderen‘	81
4.2 Utopisches Moment	84
4.3 Relationen fokussieren: Relationen der Geschlechter und ihr Gefüge	91
4.3.1 Relation als geschlechtersoziologischer Perspektiv-Begriff	91
4.3.2 Zwei Analyseebenen: Relationen der Geschlechter und ihr Gefüge	96
5 Relationen differenzieren	101
5.1 Relation Hegemonialisierung	104
5.1.1 An Antonio Gramscis Hegemoniebegriff anschließen	104
5.1.2 Hegemoniale Männlichkeit (Connell)	106
5.1.3 Hegemoniale Männlichkeit als institutionalisierte Praxis und generatives Prinzip	109
5.1.4 Vielfalt von Geschlecht hegemonietheoretisch berücksichtigen	113

5.1.5	Hegemonialisierung als Modus des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern	116
5.1.6	„Konsens“ und Hegemonialisierung potenziell pluraler Geschlechter, Sexualitäten und Lebensformen	118
5.1.7	Leerkategorie	121
5.2	Relation Patriarchalisierung	121
5.2.1	Unterdrückung mittels eines „männlichen“ Dominanz-Prinzips	123
5.2.2	Gewalt	124
5.2.3	Zweigeschlechtliches (Unter-)Ordnen, Heteronormativität	130
5.2.4	Leerkategorie	135
5.3	Relation herrschaftskritische Alternativsuche	135
5.3.1	Kritik an Hegemonialisierung und Patriarchalisierung ...	136
5.3.2	Suche nach (noch) nicht beachteten Ungleichheiten und Diskriminierungen	138
5.3.3	Suche nach verändernder Praxis	139
5.3.4	Leerkategorie	142
5.4	Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander	142
5.4.1	Nebeneinander vieler Geschlechter: Plurales Verständnis von Geschlecht	144
5.4.2	Nebeneinander vieler Geschlechter: Abwesenheit von Hierarchien	149
5.4.3	Selbstbestimmtes Angewiesensein und dessen Wertschätzung	153
5.4.4	Leerkategorie	168
5.5	Leerkategorie	168
5.6	Das Gefüge der Relationen untersuchen	168
5.6.1	Verfügbare Ressourcen	171
5.6.2	Verteilung von Sichtbarkeit der verschiedenen Relationen	173
5.6.3	Zugänglichkeit verschiedener Beziehungsformen und Arbeitsweisen	176
5.6.4	Figuren der (queer-)feministischen Kritik	177
5.6.5	Zugang über verschiedene Systeme des Gesellschaftlichen am Beispiel Recht	178
5.6.6	Möglichkeitsbedingungen für Relationen werden in ihrem Gefüge gestaltet	179
5.6.7	Leerkategorie	182

6 Fazit und Ausblick	183
Literaturverzeichnis	191
Abbildungsverzeichnis	201

Danksagung

Liegt dieses Buch vor, blicke ich auf bewegte Jahre zurück. Es sind die ersten Lebensjahre meines Kindes und des Erschaffens einer wunderbaren Lieblingsgemeinschaft. Erfüllt hat diese Jahre auch eine vollzeitnahe engagierte Tätigkeit für Gleichstellung und Vielfalt in einem Landesministerium. Schwere Phasen einer Trauerverarbeitung liegen hinter mir. Parallel dazu habe ich diese Dissertationsschrift erarbeitet und verfasst. Bei all diesen Lebensaspekten ging (und geht) es mir immer auch darum, es ‚anders‘ zu machen – Wege und Seinsweisen abseits patriarchaler, von Hierarchie und Hegemonie geprägten Strukturen zu suchen, im besten Fall zu finden oder neu anzulegen.

Diesen Weg auf diese Weise gehen zu können, hing (und hängt) ganz maßgeblich ab von dem Zusammen mit und der Unterstützung durch:

Prof. Dr. Sylka Scholz * Prof. Dr. Diana Lengersdorf * Sebastian Oehler * Tomke Ruby * Christine Ruby * Katharina Tampe * Heidi Geiler * Lutz Geiler * Ulrike Morgenstern * Denise Wagner * Katrin Loos * Prof. Dr. Theresa Lempp * Dana Brandenburg * David Hobi Schmidt * Dr. Adelheid Fiedler * Uta Leupolt * Nadine Hitzig * Claudia Lempert * Mirjam Frotscher * Frank-Peter Wieth * Theresa Lindner * Isabell Häger * Carli Wiegand * Sarah Buddeberg * Tobias Lehmann * Dr. Annett Weinreich * Bianca Dilger * Dr. Diana Lindner * Dr. Andreas Heilmann * Dr. Sarah Eckardt * Natalie Löber * den Teilnehmer*innen des Kolloquiums am Lehrstuhl von Sylka Scholz.

Ich danke ihnen von ganzem Herzen für:

Geduld * Begleiten * Beraten * Fürsorge * Sorge- und Hausarbeit übernehmen * Coaching * Ablenkung * Empathie * Erholung ermöglichen * zugewandt Arbeitsverteilung aushandeln * einfach da sein * Zuhören * Hineindenken * Aussprechen von Anerkennung * Respektieren * Ermutigen * Bestärken * Liebe * Zurückstecken * Vertreten * Mitfreuen * Solidarität * Flexibilität * Interessieren * Hinweise auf Geschafftes, Stärken und Fähigkeiten * Fragen * Aushalten * Zuspruch * Diskutieren * Verständnis * Widerspruch * noch so viel mehr * die gemeinsame Suche nach dem ‚Anderen‘ und es oft zu finden, zusammen zu erschaffen.

Ihnen als Leser*in danke ich für Ihr Interesse an meiner Dissertationschrift.

1 Einleitung: Mehr Raum für das ‚Andere‘

Wie sind Geschlechterverhältnisse beschaffen? Wie transformieren sie sich? Dies sind zentrale Fragen der Geschlechterforschung. Betonen dabei soziologische Zeitdiagnosen im deutschsprachigen, angelsächsischen, US-amerikanischen und australischen Kontext mal den einen, mal den anderen Aspekt stärker, drehen sie sich meist um die Achse der „paradoxe[n] Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz, von Chancen und Zwängen, von Ermächtigungen und Verunsicherungen“ (Maihofer 2007: 283), dem „ungleichzeitige[n] Verhältnis der Erschöpfung, Verflüssigung und Restabilisierung von Geschlechterordnungen“ (Bereswill/Liebsch 2013: 8). Birgit Geissler und Mechthild Oechsle kommen im Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung von 2008 zu der Einschätzung, dass die Studien dieser Zeit „vor allem Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung der Geschlechterverhältnisse“ (Oechsle/Geissler 2008: 208) thematisieren. Eine besondere Bedeutung komme der „Analyse widersprüchlicher Tendenzen und teilweise gegenläufiger Entwicklungen im Bereich kultureller Leitbilder, organisationaler Praktiken und struktureller Geschlechterarrangements in ihrer widersprüchlichen Verknüpfung von Erwerbsarbeit und privatem Lebensbereich“ (ebd.) zu. Und auch das Handbuch von 2019 treibt die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Meuser 2019) weiter um. Damit verbunden sind methodologische und methodische Fragestellungen. So stellt sich unter anderem der facettenreiche Sammelband von Mechthild Bereswill und Katharina Liebsch „Geschlecht (re)konstruieren“ (2013) die Frage, wie „das widersprüchliche und ungleichzeitige Verhältnis von Macht, Herrschaft, Ungleichheit und Geschlecht [...] (weiter) gedacht werden“ kann (Bereswill/Liebsch 2013: 7f.) und „ob und wie eine mögliche Auflösung, Überschreitung und subversive Verschiebung von Differenz und Hierarchie zu erkennen und zu erfassen ist“ (ebd.: 8).¹

In diesen Debatten, im Feld dieser Fragen arbeite ich mit der vorliegenden Forschungsarbeit. Meine emanzipatorisch-feministische Motivation ist dafür ein wichtiger Ausgangspunkt. Ein solcher kann sie für eine Arbeit wie die vorliegende nur unter der Annahme sein, dass soziologische Analysen eine Ressource für politisches Handeln sein können – sei es im Wortgebrauch Judith Lorbers (1999) ‚mikropolitisch‘ oder auf der Ebene staatenübergreifender politischer Programme gegen bestehende Geschlechterungleichheiten, gegen die Re-Produktion von HERRschaft², für den Abbau heteronormativer Zwänge usw. Personen, die in einem solchen Sinne aktiv sind, also im Denken und

1 Vgl. ähnlich u.a. Hearn 2015; Maihofer 2014, 2019 und 2022; Meuser/Lengersdorf 2022; Rendtorff/Riegraf/Mahs 2019; Scholz 2012; Walgenbach/Stach 2015; Wetterer 2007.

2 Um spezifisch auf das Patriarchale bei Herrschaft zu verweisen, wird bisweilen die Schreibweise HERRschaft verwendet.

Handeln Wege jenseits patriarchaler Muster gehen wollen, teilen die Erfahrung, dass dieses ‚Anders‘-Machen ausgesprochen schwierig sein kann. Soziologische Analysen thematisieren dies unter Stichworten wie Retraditionalisierung, rhetorische Modernisierung (Angelika Wetterer), Trägheit des Habitus (Pierre Bourdieu) u.a. Von unterschiedlichen Motiven hervorgerufen stellt sich für Akteur*innen – ob bewusst oder im Diffusen verbleibend – die Frage: Wie kann ich, können wir es anders machen? Anders als in der traditionellen Kleinfamilie, anders als in einer patriarchal geprägten Partnerschaft, anders als in einer Teamsitzung, in der der männlich-weiße Chef den Ton angibt, einige wenige Männer reden, weitere Männer nicken und schweigen und die Frau protokolliert. Anders im Sprechen über Menschen, ihre Beziehungen, über Gesellschaft. ‚Anders‘ auf ganz vielen Ebenen und in den verschiedensten Lebensbereichen. Wie können wir dem ‚Einen‘, d.h. HERRschaft und patriarchalen Strukturen, begegnen, ohne es selbst zu reproduzieren – zum Beispiel auf dominantes Redeverhalten mit ebensolchem zu reagieren – und es tatsächlich ‚anders‘ machen?

In dieser Suche, dem Ausprobieren und eben dem tatsächlich ‚anders‘ machen, tauchen (vermeintlich) widersprüchliche Dynamiken auf. In der Publikation „Links leben mit Kindern“, herausgegeben von Almut Birken und Nicola Eschen, beschreibt beispielsweise Mis Chief unter der Überschrift „Links, feministisch, queer – Mutter impossible?!“:

„Gar nicht so leicht, denn während die gesamtgesellschaftlichen Angebote zwischen ‚Rabenmutter‘ und ‚helicopter mom‘ nicht viel Platz lassen, um irgendetwas richtig zu machen, fehlen positive Bezüge auf Mutterschaft innerhalb linker und feministischer Diskurse erst recht. Seit Jahrzehnten bekämpfen Feminist*innen mit mäßigen Erfolgen die unfaire Aufteilung von Reproduktions- und Care-Arbeit. Vor diesem Hintergrund haftet der Mutterschaft von vornherein der Verdacht der Retraditionalisierung an. Absurderweise haben es dadurch auch in der linken Szene, die die patriarchale Ordnung und männliche Privilegien am schärfsten kritisiert, feministische Väter leichter als feministische Mütter. [...] Im Spiegel des Bruchs mit traditionellen Rollenverteilungen wirkt die engagierte Vaterschaft subversiv, die engagierte Mutterschaft hingegen reaktionär. Feministische Väter* dürfen ihre Vaterschaft laut und stolz leben, während feministische Mütter* eher für die Distanzierung von ihrer Mutter-Rolle Anerkennung bekommen.“ (Birken/Eschen 2020: 134f.)

Als recht mühselig zeigen sich die Verhandlungen um die Interpretation von sozialem Wandel, gesellschaftlich wie auch in dem Ausschnitt der feministischen Debatten. Silvia Walby beschrieb dies bereits 1990 im Zuge ihrer Entwicklung eines Patriarchatskonzeptes. Die Beschreibungen und Analysen der Geschlechterforschung haben sich seitdem intensiv ausdifferenziert und aufgefächert. An der Grundlinie der Diskussion darum, ob sich nun viel oder wenig, ob sich genug oder noch nicht ausreichend geändert habe, hat dies wenig geändert. Zwar sind vor allem in den letzten Jahrzehnten die oben benannten Instrumente der Deutung stark geworden, die von einer Gleichzeitigkeit ‚alter‘ und ‚neuer‘ Aspekte in den Geschlechterverhältnissen sprechen; auch ist die

Figur des Backlash für die Dynamiken mit antifeministischen Diskursen und Bewegungen relevant geworden.

„Die vielfältigen Ambivalenzen und Ungleichzeitigkeiten, mit denen die Geschlechterverhältnisse in die soziale Konstruktion moderner Gesellschaften eingebunden sind, sind seit jeher einer der zentralen Topoi feministischer Selbstreflexion, an dem sich auch immer wieder neue Kontroversen entfalten.“ (Kurz-Scherf 2009: 36)

Doch wie genau sind diese Aspekte theoretisch und empirisch greifbar zu machen? Was bedeutet im Detail diese ‚Gleichzeitigkeit‘ und ‚Ungleichzeitigkeit‘ und welche sind gewinnbringende Begriffe und Konzepte für ein komplexes Verhältnis verschiedener Aspekte der Geschlechterverhältnisse, für die vielschichtige Dynamik der Geschlechterordnung? Ingrid Kurz-Scherf führt aus, dass sowohl „Zuspitzungen der Ungleichheitsverhältnisse“ (ebd.: 41) zu beobachten sind, als auch dass die „emanzipatorischen und transformatorischen Momente der mit diesen Kategorien [race, class und gender, S.R.] verbundenen sozialen Kämpfe und Bewegungen einschließlich ihrer [...] Verstrickungen in das Geflecht der Herrschaftsverhältnisse, innerhalb derer sie sich vollziehen“ (ebd.: 42) analytisch erfasst werden können sollten.

Fragen und Verortung

Wie ist dies in den soziologischen Griff zu kriegen? Es ist m.E. eine noch nicht zu Ende erfüllte Aufgabe der Sozialwissenschaften, der bereits breit theoretisch postulierten und empirisch erforschten Wandelbarkeit von Geschlechterkonstruktion und Geschlechterverhältnissen und den ‚Un/Gleichzeitigkeiten‘ verschiedener Aspekte dieser, einen eigenen, explizierten und angemessen großen Raum zu schaffen.

Einen Beitrag zu diesem Unterfangen zu leisten, versuche ich mit der in dieser hier vorliegenden Arbeit entwickelten theoretisch-empirischen Modellierung der Geschlechterordnung. Mich interessiert besonders das, was ‚anders‘ ist, ‚anderes‘ sucht, – im Vergleich zu patriarchaler Herrschaft und hegemonialer Männlichkeit – oder was vielleicht ‚dazwischen‘ ist, und mich zieht besonders die Perspektive auf die Vielfalt von Geschlecht und ihr Umsetzen in einer soziologischen Modellierung der Geschlechterverhältnisse an.

Utan Schirmer stellt fest, dass

„zweigeschlechtlichkeitskritische Perspektiven seit der Jahrtausendwende auch außerhalb des akademischen Feldes und auch im deutschsprachigen Raum weit deutlicher und folgenreicher artikuliert wurden als zuvor. In queer- und trans*-politischen und subkulturellen Kontexten wurden darüber hinaus kollektive Praxen und Lebensweisen entwickelt, die sich nicht nur kritisch gegen die Zwänge strikt zweigeschlechtlicher Strukturierungen wenden, sondern produktiv auf die Hervorbringung alternativer geschlechtlicher Wirklichkeiten zielen.“ (Schirmer 2013: 170)

Gleichwohl gilt es aus meiner Sicht weiterhin, fruchtbare Konzepte der Geschlechterforschung für eine auf Vielfalt ausgerichtete Geschlechterkonzepte-

onierung zu erschließen, da diese häufig noch mit einer binären Perspektive verfasst sind oder diese aus dem Gesellschaftlichen, das sie betrachten und beschreiben wollen, in das Beschreibungsinstrument selbst, die theoretische Konzeption zu stark übernehmen, überfließen lassen. Es gilt auch, diesen ‚anderen‘ Praxen der Geschlechterverhältnisse einen Ort in soziologischen Betrachtungen zu geben, die diese nicht ausschließlich als ‚Abweichung‘ vom ‚Regulären‘, als Subversion oder Widerstand gegen Patriarchat, männliche Herrschaft, hegemoniale Männlichkeit usw. verstehen.

Folgende Forschungsfragen stelle ich in den Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit: Wie können unterschiedliche Aspekte der Geschlechterverhältnisse soziologisch so modelliert werden, dass sowohl Momente der Beharrung von Herrschaft als auch ‚andere‘ Aspekte damit analysiert werden sowie deren Verhältnisse untereinander beleuchtet werden können? Wie kann dies mit einer Perspektive der Vielfalt von Geschlecht realisiert werden?

Antworten auf diese Fragen könnten selbstredend auf den verschiedensten Wegen gesucht werden. Bezugnehmend auf die eingangs angesprochene Debatte der Geschlechtersozilogie zu Zeitdiagnosen, ist mein Ziel nicht primär, Aussagen über die Stärke von Veränderungs- oder Beharrungstendenzen zu treffen oder erneut auf das Beharren zu fokussieren. Seit jeher arbeiten feministische Gesellschaftsanalysiker*innen daran, die vorherrschenden – immer noch auch als patriarchal zu beschreibenden – Geschlechterverhältnisse aufzudecken und durch ihre Benennung aus dem Status des ‚Einen‘ im Sinne des nicht-Benannten und dadurch nicht hinterfragbaren herauszuholen, sie als kontingente soziale Verhältnisse sichtbar zu machen und dadurch ihre Infragestellung, Auflösung, Umgestaltung, Transformation, ihren Wandel überhaupt erst zu ermöglichen und gleichzeitig selbst bereits umzusetzen. Ohne die vorliegenden überaus wichtigen soziologischen Arbeiten dazu wären die folgenden Überlegungen nicht möglich und sie enthalten selbst viele Aspekte dessen, worauf ich den Fokus legen möchte: Was und wie ist ‚Anderes‘ möglich? Auf diese ‚anderen‘ Aspekte zu blicken, sie mit einem soziologischen Blick zu fokussieren, ohne dabei aber in eine euphemistische Darstellung des Bestehenden zu verfallen, halte ich für eine gewinnbringende Perspektiveinstellung, um das ‚Andere‘ der soziologischen Analyse aufzuschließen und dessen Möglichkeitsräume erweitern zu können.

Die Formulierung „das ‚Andere‘“ ist dabei gleichsam mehr als eine Platzhalterin, die inhaltlich zunächst recht unbestimmt sukzessive mittels theoretisch-empirischen Arbeitens gefüllt wird. Mit ihr sind oben beschriebene Aspekte in Geschlechterverhältnissen gemeint, die nicht nach patriarchalen Logiken prozessieren, die nicht hegemoniale Männlichkeit ‚sind‘ und Ähnliches. Die Anführungszeichen bei meiner Verwendung des Begriffs „das ‚Andere‘“ sollen darauf verweisen, dass damit nicht die dem Patriarchat inhärente Gegenüberstellung des ‚Einen‘ (dem Männlichen, der Norm) und des ‚Anderen‘ (als Abweichung davon, dem Weiblichen) wiederholt wird. Benannte soziolo-

gische Momente sind in unseren aktuellen Geschlechterverhältnissen sozial als ‚andere‘ markiert – doch auch hier zeigen sich auch gegenläufige Aspekte. Ich wähle den Weg zur Beantwortung dieser Fragen mittels des Relationen-Begriffes.³ Mit dem Begriff der Relation fokussiere ich das Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern, also das Prozesshafte der Geschlechterordnung; es geht mir darum, verschiedene Relationen zwischen pluralen Geschlechtern und ihre Dynamik zu beleuchten. Es ist mir dabei wichtig, neben hegemonialer Männlichkeit und patriarchaler Herrschaft auch *Gegentendenzen* dazu sowie die Möglichkeit eines grundlegenden Wandels der Geschlechterordnung beziehungsweise tatsächlich ‚Anderes‘ (zu Patriarchat und Hegemonie) sichtbar zu machen. Des Weiteren sollen die Dynamiken zwischen *vielen* Geschlechtern, statt v.a. zwischen verschiedenen Männlichkeiten oder auch zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeit (sic! im Singular) zu betrachten. Dazu gehört für mich auch das Denken einer Möglichkeit nicht-geschlechtlicher Positionierung. Diese Aspekte werden als systematische Bestandteile des theoretisch-empirischen Modells gesetzt und bearbeitet.

Die Modellierung, die ich in den folgenden Kapiteln entwickle, ist dezidiert queerfeministisch HERRschaftskritisch ausgerichtet und arbeitet in einer entsprechend machtanalytischen Perspektive und mit der Intention, zur Stärkung emanzipatorischer Gesellschaftsaspekte beizutragen. Sie ist dabei in dem Dreieck von Frauen- und Geschlechterforschung, kritischer Männlichkeitssoziologie und queerfeministischen Perspektiven verortet. Dies sind Zweige, die bisweilen aneinanderstoßen, sich verhaken oder unverbunden sind, ob im wissenschaftlichen Alltagsgeschäft einer universitären Tagung oder bei der Planungsarbeit für eine politische Demonstration.

„Feminismus verstand sich in der autonomen Frauenbewegung (und versteht sich zum Teil immer noch) als Theorie und Praxis einer eigenständigen Gesellschaftskritik, die zwar Inspirationen aus unterschiedlichen Traditionen sozial-emanzipatorischen Denkens und Handelns [...] aufgreift, dabei aber von anderen Grundvoraussetzungen ausgeht, nämlich einerseits dem Patriarchat als einer oder gar der Grundstruktur von Herrschaft und andererseits

3 Der Arbeit liegt das Forschungsinteresse zu Grunde, welche Wege sich ergeben, wenn dezidiert aus der Soziologie heraus die gestellten Fragen bearbeitet werden, mit diesen spezifisch soziologischen Konzepten und Theorien weiterzuarbeiten. Das ist ein Grund, warum nicht an Theoriestränge wie z.B. den new materialism angeschlossen wurde. Zu diesem bestehen durchaus einige Anschlussmöglichkeiten, so z.B. hinsichtlich der Herangehensweise an Forschungspraxis und deren erkenntnistheoretischer Grundprämissen, in dem Anliegen, Dichotomien aufzubrechen oder auch im Rekurs auf agency. Die Handlungsmacht menschlicher Akteur*innen ist für mich in diesem Rahmen wichtig. Hannah Meißner ordnet das menschliche Subjekt im new materialism als eine „analytische Leerstelle“ (Meißner 2014: 106) ein; Martin Kallmeyer sieht, auch daran anschließend, eine „kritische Lücke“ bei der Konzeptualisierung emanzipativ-politischer Handlungsmacht und dessen Subjekt“ (Kallmeyer 2019: 437). Insofern wäre es sicherlich ein interessanter Folgeschritt, in das Zusammendenken zu gehen – ein Schritt, der nicht bloß aus forschungspragmatischen Erwägungen und stets erforderlichen Beschränkungen, sondern auch aus der benannten Ausrichtung des Erkenntnisinteresses im hiesigen Rahmen nicht gegangen wurde.

der Geschlechteremanzipation als einem notwendigen Moment von Emanzipation schlechthin.“ (Kurz-Scherf 2009: 31)

Die frühen Frauenstudien nahmen die wichtige Aufgabe auf sich, den male bias der Soziologie anzufechten und machten die Perspektiven und Lebenssituationen von Frauen überhaupt erst sichtbar und (soziologisch) zugänglich. Hinter diesen von Forscher*innen und Beforschten hart erarbeiteten, auch erkämpften Stand ‚zurückzufallen‘ oder ihre Relevanz geringzuschätzen, beispielsweise mit der Begründung, dass diese Arbeiten die Kategorie ‚Frau‘ nicht oder nicht ausreichend in Frage stellten, gilt es meines Erachtens zu vermeiden, aus mehreren Gründen: für eine angemessene Wertschätzung der Arbeit der Forschenden, Beforschten und ihrer Unterstützer*innen im akademischen und gesamtgesellschaftlichen Machtgefüge. Weil die darin erlangten Erkenntnisse realiter als Basis der zeitlich nachfolgenden Forschungsarbeit ‚vermutet‘ werden kann (auch der Forschung, die zu anderen theoretischen oder empirischen Ergebnissen kommt). Weil es für die weitere Erkenntnisarbeit wirkungsvoll sein kann, dies ins Bewusste zu holen. Und: für das An-Erkennen der Perspektiven, Lebensrealitäten und Identitäten der Beforschten.

Einen wichtigen Punkt setz(t)en Arbeiten der Frauen- und Geschlechterforschung, die Geschlecht als relationale Kategorie und soziale Konstruktion herausarbeit(et)en; damit kommen „alle Aspekte von Gesellschaft [...] als mögliche Momente der gesellschaftlichen Konstruktion und Organisation von Geschlecht, als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Elemente der jeweiligen Geschlechterarrangements in den Blick“ (Maihofer 2004b: 34). Andrea Maihofer sieht darin „eine paradigmatische Weiterentwicklung. Lag vorher der Fokus vor allem auf ‚Frauen‘, ‚Männern‘ (Männerforschung) und/oder deren ‚Verhältnis‘ (Geschlechterverhältnisforschung), geht es jetzt um eine grundlegende Infragestellung von Geschlecht: Warum überhaupt Geschlecht?“ (ebd.). Geschlecht wird „vor allem als ‚Prozesskategorie‘ verstanden“ (ebd.: 34f.).

Die konstruktivistische und herrschaftskritische Männlichkeitssoziologie stellt das Verhältnis zwischen Männlichkeiten in den Fokus; Männlichkeiten werden dabei aus dem Status der unbenannten Norm herausgelöst, in ihrer Pluralität und das Verhältnis von Männlichkeit und Herrschaft in seiner Dynamik zugänglich. Der mittlerweile interdisziplinäre Bereich der Männlichkeitsforschung entwickelte sich in den 1980er Jahren und ist bis heute stark geprägt von dem Konzept Hegemoniale Männlichkeit (vgl. Scholz 2019) von Raewyn Connell (u.a. Connell 1999). Dieses analysiert Männlichkeit „konsequent aus einer herrschafts- und machtkritischen Perspektive“ und ist „damit anschlussfähig [...] an die Prämissen der (feministischen) Frauen- und Geschlechterforschung“ (Scholz 2019.: 420).

Queerfeministische Forschungsarbeiten fokussieren die geschlechtliche und sexuelle Vielfalt und zeigen die Heteronormativität gesellschaftlicher Gebilde auf. Queere Bewegungen und Ansätze waren und sind folgenreich für die

Geschlechtertheorien, das kritischen Beleuchten, Erweitern, Überarbeiten und Ergänzen dieser. Queere(nde) Perspektiven zeigen „Heterosexualität und rigide Zweigeschlechtlichkeit als kulturelle Konstruktionen und soziale Verhältnisse“ auf, „theoretisier[en] nichtnormative Sexualitäten und Geschlechter und untersuch[en] deren Regulierung und Widerstände“ (Laufenberg 2019: 332). Bei unterschiedlichen historischen Wurzeln betont Nina Degele die Kopplungen zwischen Gender Studies und Queer Studies und formuliert die Aufgabe, „Queer Studies geschlechtertheoretisch abzufedern und die Gender Studies auf queerere Weise zu betreiben“ (Degele 2008: 11). Analog trifft letzteres auf die Männlichkeitsforschung zu (vgl. Degele 2007).

Die benannten Diskursstränge sind jeweils für sich bereits derart umfassend und dicht, dass der Anspruch selbstredend schlicht nicht zu realisieren wäre, eine Forschungsarbeit dergestalt innerhalb dieses ‚Dreiecks‘ zu setzen, dass sie die drei genannten Forschungsfelder vollständig einbeziehen könnte. Möglich ist hingegen gleichsam eine entsprechende grundlegende Ausrichtung der Perspektive, aus der die theoretisch-empirische Modellierung entfaltet wird. Darunter liegt die Annahme, dass dies einer von verschiedenen, möglicherweise zielführenden Wegen ist auf der Suche nach Antworten zu den hier gestellten Forschungsfragen.

Jede Theoretisierung der Geschlechterordnung steht vor der Herausforderung, sie adäquat zu beschreiben, ohne Geschlecht und Herrschaftsverhältnisse zu reproduzieren, zu reifizieren. In der Frauen- und Geschlechterforschung

„wird die Gefahr der Reifizierung von Zweigeschlechtlichkeit durch einen forschenden Blick [aufgegriffen und reflektiert], der Geschlechterdifferenz voraussetzt oder binäre Kodierungen und heteronormative Ordnungsmuster setzt, statt diese zu re- und zu de-konstruieren. Zentrale Herausforderung ist dabei, die soziale Wirkmacht von Geschlechterdifferenz als Ausgangspunkt von Forschungen zu wählen und diese Differenz zugleich als Konstruktion aufzudecken und zu dekonstruieren. Ziel dieser doppelten Denkbewegung ist, Prozesse der Konstruktion und Konstitution von Differenz und Hierarchie erfassen und analysieren zu können. Diese in theoretischen Debatten breit diskutierte Paradoxie einer gleichzeitigen Dekonstruktion von Geschlecht und aktiven Verwendung der Kategorie Geschlecht zur Untersuchung von sozialen Tatbeständen wird in der feministischen Geschlechterforschung fortlaufend verhandelt“. (Bereswill/Liebsch 2013: 7)

„Um einen Begriff der Geschlechterverhältnisse zu gewinnen, muss man auch verrückt denken. Man muss gleichzeitig voraussetzen, was selbst in gewisser Weise Resultat gesellschaftlicher Verhältnisse ist: die Existenz von Geschlechtern, wie wir sie kennen.“ (Haug 2003 zitiert in Dies. 2007: 52)

An dieses Moment schließe ich an und werde die Pluralität von Geschlecht als einen Grundpfeiler der theoretisch-empirischen Modellierung setzen. Die Möglichkeit einer nicht-geschlechtlichen Positionierung und das hierarchiefreie Nebeneinander dessen und vieler Geschlechter ist Bestandteil der Überlegungen. Ihnen liegt ein utopisches Moment zu Grunde, das gleichermaßen über das Derzeitige und die Grenzen des Diskurses, das Denk- und Sagbare (im Foucault’schen Sinne, vgl. Foucault 2008, orig. 1969) hinausweist, als

auch bereits realisierte Aspekte dessen in den Blick nehmen lässt – ohne aber bestehende patriarchale oder Hegemonie-Verhältnisse aus dem Blick verlieren zu wollen oder sie vereinfachend als ‚im Verschwinden begriffen‘ kategorisieren zu wollen.⁴ Dieses Kategorisieren, das ‚Sehen‘ des ‚Gesehenen‘ vollzieht eine Forscherin, deren Perspektive zwangsläufig spezifisch und ausschnitthaft ist demgemäß sie in gesellschaftliche Zusammenhänge eingebettet und in ihnen sozialisiert ist und wird.

Donna Haraway konzeptualisierte das Situierete Wissen (vgl. Haraway 2007, orig. 1988); Granovetters Embeddedness-Konzept zielt auf Ähnliches ab, indem ein „archimedischer Punkt der Erkenntnis abgelehnt und Erkenntnis selbst zu einem Produkt relationaler Aktivität“ wird (Häußling 2010: 70 in Bezug auf Granovetter 1985).⁵ Soziologische Theorien wiederum sind nicht nur Beschreibungen des ‚Gesehenen‘, sondern sie sind als „sensitizing concepts“ (vgl. Kelle/Kluge 2010) daran beteiligt, einen spezifischen Raum zu eröffnen für das, was gesehen werden kann. Wenn es also darum geht, ‚Nicht-Hierarchie‘ zu erforschen, sind Konzepte hilfreich und erforderlich, die zumindest die prinzipielle Möglichkeit dazu im theoretischen Entwurf enthalten. Mechtild Bereswill und Katharina Liebsch verdeutlichen, dass die in der Sozialforschung gewählten Methodologien und Methoden dem Umstand gerecht werden müssen, „dass wir es mit unübersichtlichen, ungleichzeitigen Prozessen zu tun haben, in deren Verlauf die Tradierung und Auflösung von Geschlechter-

-
- 4 Kurz-Scherf spricht von einem „Form- und Gestaltwandel von Macht und Herrschaft in den modernen Gesellschaften“ (2009: 43) und sieht eine „Erneuerung der utopischen und emanzipatorischen Momente feministischer Herrschaftskritik, die über den Status quo der (formalen) Gleichberechtigung hinausweisen“ (ebd.) als eine lohnende Aufgabe an. „Der gegenwärtige Wandel der Geschlechterverhältnisse, der sich im Kontext umfassender Transformationsprozesse vollzieht, kann so gerade nicht nur als Formwandel patriarchaler Herrschaftsverhältnisse, sondern auch als Veränderung der Möglichkeitsbedingungen von Freiheit, Gleichheit und Solidarität analysiert und in diesem Sinn auch befördert werden“ (ebd.: 43).
 - 5 Die Verwobenheit des zuvor im Diskurs kursierenden sozialwissenschaftlichen Wissens mit den in dieser Arbeit vollzogenen Gedanken, die sich nur in dem Anknüpfen an dieses bilden konnten, darzustellen, ist in der wissenschaftlichen Praxis üblich über das indirekte und direkte Zitieren von Quellen. Bisweilen werden den Leser*innen gegebenenfalls Passagen auffallen, in denen ich sehr eng an diesen Quellen und mit einer sehr starken Darstellung der benannten Verwobenheit arbeite und dies auch textlich-stilistisch abbilde. Dies geschieht, um das Hervorbringen von Wissen sichtbar zu machen, das in einem Netzwerk stattfindet, an dem die eigenen Gedanken und Schlussfolgerungen Teil haben, mit den anderen Punkten verknüpft sind, statt klar unabhängig voneinander. Ein zweiter Aspekt dieser Art des Schreibens hat mit meiner Selbstautorisierung als Autorin, als forschende Person und Diskursteilnehmende zu tun. Diese ist an sich ein antipatriarchaler Akt, der Kraft kostet – ein Hang zur Engam-Bezugsmaterial kann gleichermaßen als Zeichen dafür wie als Überwindungsstrategie gesehen werden. Gleichzeitig kann hierin meines Erachtens die ‚selbstbestimmte Abhängigkeit‘ (siehe Kapitel 5.4) im Netz des Wissens oder der Ideen gesehen werden. Dieses so zu ‚sehen‘ ist als solches wiederum ein antihegemonialer Akt, weil eine solche Schreibpraxis mit im Wissenschaftssystem gängigen Selbstautorisierungs- und Selbstpositionierungspraxen tendenziell bricht.

konstellationen sich als parallel laufende Prozesse vollziehen“ (Bereswill/Liebsch 2013: 9).

Beide Aspekte sind für mein hiesiges theoretisch-empirisches Herangehen relevant. Die empirisch wie theoretisch forschende Person muss dementsprechend meinem Verständnis nach stets versuchen, ihren Blick auf das Beforschte weit, offen, Details und Nuancen, Unerwartetes und Widersprüchlichkeiten erfassend zu halten. Es obliegt ihr zudem, ihre Position, aus der heraus sie ‚erkennt‘, immer wieder Reflexionen unterziehen. Dabei gilt es, dem und den Beforschten möglichst viel Raum zur Entfaltung zu eröffnen und sich gleichzeitig der Grenze gewahr zu sein, dass alles Gesehene durch die Augen des forschenden Subjektes ‚erkannt‘ wird. Ich meine damit nicht, was gesehen werde sei beliebig oder irrelevant; nicht einen Rückzug aus der Verantwortung, genau hinzuschauen; nicht eine gleichsam zerfleischende wie gemütliche Überhöhung der Zweifel der Forscherin am eigenen Blick, dessen Relevanz oder Richtigkeit. Gemeint ist: Nichts des ‚Erkannten‘ ist ‚Wahrheit‘. Gemeint ist: Wahrheit abzulehnen – als Kategorie im Sinne von Objektivität, die in der hiesigen Perspektive nur Trugschluss, dem Gegenstand unangemessene, selbstüberschätzende wie auch Selbst-negierende Zielstellung sein kann. Es bedeutet für mich: Die Perspektive der beteiligten Personen tatsächlich und als solche ernst zu nehmen.

Dies zu unterstützen ist die Aufgabe der Methodologie, Methoden, Theorien und Konzepte, deren sich die Betrachtung und Analyse des Sozialen bedient und die in diesem Prozess entstehen. Sie sollen der oben benannten Unübersichtlichkeit und Ungleichzeitigkeit des prozesshaften Sozialen gerecht werden, diese erfassen können und dennoch dem Zweck dienen, das Komplexe in eine vereinfachte Abstraktion zu gießen, die selbst erkenntnisfördernd wirken kann. Empirisch-Theoretisches, das soziale Realität erfassen können will, muss selbst als Prozess verstanden werden (vgl. Strübing 2008).

Ausgangsannahmen und Arbeitsausrichtung

Eine meiner leitenden Annahmen ist, dass es Momente jenes ‚Anderen‘ bereits aktuell gibt, sie empirisch auffindbar sind, weitere denkbar werden können und so auch etwas grundlegend ‚Anderes‘ in den Blick genommen werden kann. Diese Aspekte des ‚Anderen‘ zu patriarchaler Herrschaft, Hegemonie und Hegemonialer Männlichkeit, zu Hierarchien zwischen Geschlechtern werden meines Erachtens in bestehenden geschlechtersoziologischen Theoremen nicht hinreichend thematisiert und theoretisiert, als dass sie angemessen und insbesondere für ein Bestärken dieser Aspekte fruchtbar theoretisch abgebildet wären. Das Konzept Hegemoniale Männlichkeit von Raewyn Connell beispielsweise ist zwar stark auf Dynamik und den Wandel von Geschlechterverhältnissen ausgerichtet, die Möglichkeit eines tatsächlich grundlegenden Wandels der Funktionsweise von Geschlechterverhältnissen bzw. jenes ‚Anderen‘ dazu

führt es aber nicht hinreichend aus. Als eine Aufgabe für diese Arbeit sehe ich folglich die Ergänzung der Konzepte durch den Einbezug jener Aspekte in der Modellierung der Funktionsweise der Geschlechterordnung.

Eine Theorie, die Prozesse der derzeitigen hiesigen Geschlechterordnung beschreiben will⁶, benötigt einen Bezug auf Machtaspekte. Sie bedarf des Weiteren einer Möglichkeit, etwaige auch grundlegende Veränderung sowie tatsächlich ‚anderer‘ Weisen des Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern abzubilden, d.h. sie muss diese Aspekte in sich selbst konzeptualisieren.

Um die verschiedenen Dimensionen und die Dynamiken der Geschlechterverhältnisse erfassen zu können, halte ich es für gewinnbringend, mehrere geschlechtersoziologische Theoreme miteinander zu verbinden und sie unter dem ‚Dach‘ der Fokussierung auf Relationen zusammen zu führen, gekoppelt an die Absage an eine in die Theorie eingeschriebenen Reduktion auf Zweigeschlechtlichkeit und stattdessen mit einer Perspektive auf viele Geschlechter.

Die Auseinandersetzung mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit war ein Startpunkt für mein Erarbeiten der vorliegenden Forschungsarbeit. Die Auseinandersetzung war sowohl davon geprägt, dass das Theorem, während ich es in meinem Soziologiestudium kennenlernte, etwas auslöste, was man Faszination nennen könnte. Dieses tatsächlich Emotional-Intellektuelle speiste sich unter anderem aus dem Aspekt, dass das Konzept Differenzierungen vollzieht und ermöglicht sowie eine spezifische für aktuelle Geschlechterverhältnisse relevante Form von Macht beleuchtet.

„Die Annahme, dass es in einer Gesellschaft unterschiedliche Männlichkeiten gibt, die hierarchisch geordnet sind, machte und macht die Attraktivität des Ansatzes aus. Denn systematisch können nun Machtbeziehungen unter Männern ins Auge gefasst werden, was mit dem Patriarchatskonzept nicht hinreichend möglich war“. (Scholz 2012: 23)

Bei Connell und vielen anderen männlichkeitssoziologischen Arbeiten werden hegemoniale Männlichkeit, komplizenhafte, marginalisierte und untergeordnete Männlichkeiten als Männlichkeitstypen bearbeitet. Neuere Studien fügen der Typologie u.a. eine ‚alternative Männlichkeit‘ (vgl. Buschmeyer 2013) hinzu oder erarbeiten die neue Figur hegemonialer transnational business masculinity (u.a. Connell 2005; zur kritischen Würdigung vgl. u.a. Scholz 2012). Männlichkeiten kommen auf dieser Ebene als inhaltlich zu bestimmende Formen in den Blick. Die Analysen beziehen sich (mal mehr, mal weniger trennscharf und konzeptionell geklärt) auf Männlichkeitskonstruktionen als personale Geschlechtsidentitäten, Geschlechterkonzepte einzelner Individuen, auf

6 Um nicht das Moment des „the west and the rest“ zu reproduzieren und eine soziologische Theorie implizit zu verallgemeinern, die doch in einem sehr spezifischen Kontext entstanden ist, mit den entsprechenden Ausschnitten in der Perspektive, wird hier der Rahmen derart gesetzt, dass zunächst Aussagen über diese Gesellschaft getroffen werden, deren Übertragbarkeit auf andere Gesellschaften und ihre Geschlechterordnungen erst noch beleuchtet und gegenstandsspezifisch eingeschätzt werden müsste respektive ein Modell entwickelt wird, das je an den Ausschnitt angepasst werden muss, der betrachtet wird.

kulturelle Idealtypen (im Sinne Webers) von Mann-Sein in bspw. massenmedial vermittelten Diskursen, milieuspezifische normativ wirksame Idealbilder von Männlichkeit, auf den Prozess der Konstruktion dessen, was (bei spezifischen Individuen, in Gruppen, Subkulturen, Milieus u.a.) unter Männlichkeit verstanden wird usw.

Viele gesellschaftswissenschaftliche Forschungsarbeiten der letzten Jahrzehnte haben gezeigt, dass sich das Hegemonie-Theorem für die Analyse von Geschlechterverhältnissen eignet und dass es Prozesse abzubilden vermag, die bei einem statisch gefassten Patriarchatsbegriff nicht in den Blick gelangen, die aber für die Funktionsweise der Geschlechterordnung elementar sind. So wurden u.a. Aspekte der Reproduktion männlicher Herrschaft sichtbar, die sich nicht durch (physische) Gewalt und Herrschaft beschreiben lassen. Die Einschätzung, dass der Begriff Hegemonie für aktuelle gesellschaftliche Machtverhältnisse ein überaus gewinnbringender ist (vgl. die zahlreichen Analysen in der Geschlechterforschung; Scherrer 2011 u.a.m.), teile ich und schließe an sie an. Auch können mit diesem besser Veränderungen und Wandel in der Geschlechterordnung erfasst werden, als mit anderen Konzepten. Die Hegemonietheorie von Antonio Gramsci hat dezidiert zum Ziel, einen solchen Wandel theoretisch zu fassen. Meine These ist, dass in der Adaption dieser Perspektive auf die Theoretisierung der Geschlechterverhältnisse (beispielsweise bei Connell) dieser Anspruch nur bedingt eingelöst wurde.

„In vielerlei Hinsicht reproduzieren Bourdieu und Connell [...] die Schwächen feministischer Patriarchatskritik – etwa im Hinblick auf den entweder gar nicht (vgl. Bourdieu 2005) oder nur auf Seiten der Männer (vgl. Connell 1999) aufgelösten Geschlechterdualismus und die darin enthaltene ‚Matrix der Heteronormativität‘ oder auch im Hinblick auf eine eher strukturalistische Kritikperspektive, die kaum Handlungsoptionen eröffnet.“ (Kurz-Scherf 2009: 39)

Es wird mir darum gehen, einen theoretischen Ort für den angesprochenen grundlegenden Wandel bzw. bereits vorhandenes oder denkbare grundlegend ‚Anderes‘ zu schaffen, Relationen von Geschlechtern also, die nicht patriarchal oder von Hegemonie geprägt sind. Ich schließe hier an meine oben benannte Grundannahme an, dass es bereits Praxen und Strukturen gibt, die Geschlechterrelationen bilden, die nicht in den Modi Hegemonie und (patriarchale) Herrschaft operieren. Ziel ist, ihnen in der theoretischen Modellierung einen angemessenen Raum zu geben (nicht zuletzt auch, um sie zu stärken); ein Jenseits von Herrschaft zu denken – ohne Macht als Analysekategorie aufzugeben und damit Macht-, Herrschafts-, Hegemonieverhältnisse lediglich zu verdecken. Stattdessen soll so auch das in den Fokus rücken können, was über diese hinaus geht. Die Auflösung hegemonialer Verhältnisse als solche – in dem Sinne, dass es keine Subalternen mehr gibt (so die Interpretation Gramscis Ansatz durch Habermann, vgl. Habermann 2008) – kommt der Vorstellung des Nebeneinanders mehrerer ‚Anderer‘ ohne ein ‚Eines‘ (näher dazu siehe Kapitel vier) nahe und weitaus näher als die Vorstellung eines ‚Wechsels‘ der He-

gemonie durch einen (Klassen-)Kampf um Hegemonie. Es geht dann vielmehr um die Konstruktion neuer Weisen des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern, d.h. Relationen, die nicht über Hegemonie und Herrschaft funktionieren, sondern eine ‚andere‘ Funktionsweise aufzeigen.

Gegenüber dem Patriarchatsbegriff hat der Begriff der Hegemonie den Vorteil, Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrer Verwobenheit entlang mehrerer ‚Achsen‘ besser fassbar zu machen; so auch „Identitäten und Interessen von Gruppen, die nicht schlicht als ‚die Herrschenden‘ zu bezeichnen sind, sondern die an unterschiedlichen Herrschaftsverhältnissen in unterschiedlichen Formen partizipieren“ (Habermann 2008: 42). Friederike Habermann (ebd.) zeigt, wie fruchtbar ein subjektfundierter Hegemoniebegriff sein kann für die Erforschung der Verschränkung von Herrschaftsmechanismen über Identität. Hier spielen Begriffe wie Streben nach Hegemonie, Gruppeninteressen, Gruppenidentitäten, Identitätspolitik, Intentionen, hegemoniale Subjektpositionen eine Rolle.

Auch für eine Konzeption wie diejenige der vorliegenden Arbeit mit einer klaren Fokussierung auf Relationen halte ich den Hegemonie-Begriff für sehr gewinnbringend und erklärungskräftig – und zwar dann, wenn er mit weiteren Konzepten kombiniert wird, wenn die Analyseebene, auf die er angewendet wird, klar formuliert wird und die jeweiligen Relata differenziert werden. Meines Erachtens gründen einige der Herausforderungen und Entwicklungsnotwendigkeiten, die mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit einhergehen, darauf, einen Hegemonie-Begriff, der dezidiert mit dem Verhältnis sozialer Akteure (bei Gramsci Klassen) arbeitet, auf ein Verständnis von Geschlecht zu beziehen, das konsequent relational gefasst ist und Geschlecht als soziales Muster in den Blick nimmt. Damit erklärt sich m.E. zu einem Teil auch die von Sylka Scholz problematisierte ‚Schwammigkeit‘, ob es bei Connells hegemonialer Männlichkeit um Typen oder Relationen geht. Im Fokus der Analyse sind in einem solchen Verständnis nicht Akteur*innen ‚mit Geschlecht‘ in einem Verhältnis, z.B. Männer und Frauen, sondern soziale Muster, im Beispiel verschiedene Männlichkeiten und verschiedene Weiblichkeiten. Wie genau ist es sich vorzustellen, dass ein soziales Muster, das ja in dem Sinne kein Akteur ist, mit einem anderen sozialen Muster um Hegemonie ‚kämpft‘, einem Beherrscht-Werden ‚zustimmt‘, einen ‚Alltagsverstand teilt‘ (Begriffe Gramscis)? Und: Es lassen sich nicht alle Relationen von Geschlechtern gut mit diesem Theorem beschreiben. Mit dem Hegemoniebegriff sind relevante Momente der Geschlechterverhältnisse nicht erfasst, verbleiben zu unscharf oder fallen aus dem mit ihm Denkbaren heraus.

Eine Problemstellung, mit der sich Diskussionen und Analysen, die mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit (auch dem der männlichen Herrschaft) arbeiten, immer wieder konfrontiert sehen, ist wie bereits erwähnt, die Frage: Geht es um Formen/Typen oder Relationen? Welche Analyseebenen (Identitätskonstruktionen, Geschlechterverhältnisse, mikrosoziologische As-

pekte sozialer Beziehungen usf.) werden (nicht) fokussiert? Wohin bringt uns die Beschreibung des immer nächsten Männlichkeitstyps? Dieser Aspekt mündet bisweilen in der Frage, (Wie viel) kommt die Geschlechtersoziologie noch weiter, wenn sie fortlaufend mit diesem Theoriestrang arbeitet? Diese Frage wird ähnlich, wenn auch mit anderem argumentativem Inhalt, auch für das Patriarchatskonzept gestellt.

Ich möchte versuchsweise diese Frage für die vorliegende Arbeit folgendermaßen wenden: Welche Umbauten, Akzentverschiebungen, Anbauten könnten sich als dienlich erweisen für ein soziologisches Theoriegebäude, das dem gleichsam ständig präsenten wie uneinlösbaren Anspruch folgt, aktuelle Geschlechterverhältnisse differenziert zu beschreiben, gleichzeitig die prinzipielle Offenheit für Veränderungen dieser aufrecht zu erhalten und mit soziologisch klaren Linien der Dynamik des Sozialen gerecht wird? Bis wohin macht es ‚Sinn‘ mit diesem Theorem weiterzuarbeiten, auf welche Analyseebenen lässt er sich derart beziehen, dass ein Erklärungs- und Erkenntnisgewinn damit verbunden ist?

Ich möchte in dieser Arbeit den Blick dezidiert nicht vorzugsweise auf die Ebene der Analyse (männlicher) Identitäten und Formen von Männlichkeiten richten. Damit sage ich keinesfalls, dass diese Ebene nicht wichtig wäre. Tatsächlich wird ja auch immer wieder der Drang offenbar, hegemoniale Männlichkeit als Form inhaltlich zu beschreiben und die Notwendigkeit, ihr Wesen zu re-konstruieren, um empirisch gefüllte Aussagen über Geschlechterverhältnisse einer Gesellschaft treffen zu können. Schon allein wegen ihrer Relevanz für die Individuen einer Gesellschaft als Personen sind personale Männlichkeitskonstrukte als Identitätsentwürfe usw. für die Soziologie von hoher Wichtigkeit, mindestens für eine solche, die ein Interesse an den subjektiven Perspektiven der Akteur*innen hat. Auch in einem geschlechterpolitischen Sinn ist selbstredend diese Ebene von Relevanz. Ich möchte ausprobieren, was passiert, was gesehen werden kann (und was nicht), wenn diese Aspekte konsequent mit einer Perspektive auf soziale Relationen betrachtet werden. Der Versuch beinhaltet, an dieser Stelle zum Beispiel eher von dem Prozessieren des ‚Anderen‘ in Form einer oder mehrerer Relationen zu sprechen, und die Suche in Richtung ‚Identität‘, personales Geschlechterkonzept hier nicht zu verfolgen.

Aufbau der Arbeit

Gesucht wird also eine Theoretisierung von Geschlechterordnung, die die aktuellen – immer noch: mindestens auch – patriarchal und von Hegemonie geprägten Verhältnisse beschreibt, aber Gegentendenzen sowie umfassenden Wandel systematisch mit einbezieht – und zwar nicht nur als einen weiteren Typus von Männlichkeit, sondern als grundlegend, systematisch betrachtete und einbezogene soziale Relation(en). Davon ausgehend schlage ich mit der

Modellierung, die ich im Verlauf dieser Arbeit entwickeln werde, vor, von einer Möglichkeit der Pluralität von Relationen der Geschlechter in einer Gesellschaft zu einem Zeitpunkt auszugehen. Ich unternehme mit der vorliegenden theoretisch-empirischen Modellierung den Versuch, die Konzepte mittels einer Relationen-Perspektive und eines entsprechend ausgelegten Geschlechterbegriffs derart miteinander zu verbinden, dass die Vorteile genutzt werden, aber oben angedeutete Aspekte überwunden werden können. Das heißt für mich an dieser Stelle, eben nicht ein Verhältnis als ‚das bestimmende‘ zu setzen, nach einer ‚hegemonialen‘ Relation zu suchen oder sich darauf zu fokussieren, welche Relation ‚vorherrschend‘ sei. Ich werde die Konzepte Patriarchat und Hegemonie stattdessen zwar auf die Ebene der Relationen von Geschlechtern beziehen, jedoch nicht auf jene des dynamischen Gefüges dieser Relationen.

Ich setze als erste Aufgabe der Arbeit, zu klären, wie ich in dem Entwerfen einer theoretischen Modellierung der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse vorgehe (Kapitel zwei). Zunächst werde ich, maßgeblich ausgehend von den Arbeiten Gesa Lindemanns, auf einige zentrale Aspekte zur soziologischen Theoriebildung eingehen (2.1). Die Verwobenheit von Theorie und Empirie ist dabei ein zentrales Thema, das in der Konkretisierung meiner Arbeitsweise im Sinne der Grounded Theory und mit Beispielen fortläuft (2.2 und 2.3). Kapitel 2.4 geht näher auf mein Bezugsmaterial dabei ein.

In Kapitel drei widme ich mich der Explikation der sozialtheoretischen Grundlegung meiner Arbeit. Ausgangspunkte sind hier maßgeblich der Vergesellschaftungsbegriff (3.1) von Simmel und der Klärung, welches Verständnis des Verhältnisses von Struktur und Handeln ich zugrunde lege (3.2). Den Geschlechterbegriff der Arbeit als soziale Konstruktion und relationale Kategorie behandelt Kapitel 3.3. Ich leite daraus ab, an dieser Stelle nicht auf geschlechtliche Identitäten vergleichsweise konkreter Akteur*innen respektive auf verschiedene, additiv zu denkende Formen von Geschlecht zu schauen und sie gleichsam inhaltlich zu bestimmen. In der vorliegenden Arbeit selbst wird eine inhaltliche Bestimmung von Geschlechtern vermieden. Ziel ist nicht, durch die sozialtheoretische Fassung von Geschlecht erneut Geschlechtlichkeiten inhaltlich festzulegen. Vielmehr kann Geschlecht – wie in den Ausführungen von Heinz-Jürgen Voß (2011) für den medizinischen/biologischen Bereich – auf Ebene des Individuums in Richtung der Individualisierung von Geschlecht hin konzipiert werden. Auf Ebene der geschlechtlichen gesellschaftlich-kulturellen Existenzweisen ist es m.E. zielführend, die inhaltliche Beschreibung nicht mit der sozialtheoretischen Beschreibung von Geschlecht zu erarbeiten, sondern dies nochmals stärker der empirischen Arbeit zu überlassen. Die theoretische Modellierung will nicht auf Identitäten abheben, sondern auf Relationen zwischen Geschlechtern und das Gefüge dieser Relationen. Wird Geschlecht als relationale Kategorie verstanden und das Erkenntnisinteresse auf die als wandelbar verstandene Geschlechterordnung gelenkt, ist es, so wird das Argument des in dieser Arbeit vorgestellten Entwurfs sein, eine aussichtsreiche

Möglichkeit, die Forschungsperspektive auf die „dynamische ‚Mitte‘ relationaler Prozesse“ (Häußling 2010: 71) zu legen. Meine Aufmerksamkeit richtet sich auf die Relationen einer Vielheit von Geschlechtern als, aufbauend auf Maihofers Konzept, gesellschaftlich-kulturelle Existenzweisen.

Kapitel vier hat die Darlegung des Entwurfs der theoretisch-empirischen Modellierung in seinen Grundzügen zum Gegenstand. Den Einstieg bildet die Auseinandersetzung mit dem Begriff des ‚Anderen‘ (4.1) und der patriarchalen Begriffsaspekte. Diese zu einem anderen Verhältnis zu verwenden, werde ich mittels des utopischen Momentes vollziehen. Aus einer diskurssoziologischen Perspektive gesprochen, ist der vorliegende Text mit der ihm zu Grunde liegenden und in ihm eingearbeiteten Motivation sowie dem Forschungsinteresse, das ihn anstieß und begleitet, von der Hoffnung getragen, Teil des Verschiebens der Grenzen des Denk- und Machbaren sozialer Praxis und Ordnung (Foucault) zu sein. Dies verfolgend werde ich mit der Denkfigur eines hierarchiefreien Nebeneinanders einer Vielzahl von Geschlechtern arbeiten. Diese geht auf Andrea Maihofer zurück. Die Denkfigur steht der heteronormativen Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen entgegen. Gemeint ist damit dezidiert nicht die Nichtanwesenheit von Macht. Vielmehr geht es mir darum, Räume theoretisch zu modellieren und zu erschließen, näher an das Denkbare zu rücken, in denen (nicht nur zwei, sondern) viele Geschlechter jenseits von HERRschaft, Hegemonie, Hierarchie miteinander in Verhältnissen stehen.

In Kapitel 4.2 wird der Einsatz des utopischen Momentes offengelegt, das anschließend an meine queer-feministisch emanzipatorische Motivation, die meinem soziologischen Arbeiten zu Grunde liegt, Teil meiner Arbeitsweise ist. In Kapitel 4.3 komme ich über eine Auseinandersetzung mit dem soziologischen Relationen-Begriff zu dem Vorschlag, innerhalb der Geschlechterordnung zwischen zwei Ebenen zu unterscheiden: Relationen von Geschlechtern und dem Gefüge dieser Relationen. Dabei setze ich nicht individuelle oder kollektive Akteur*innen als Relata, sondern Geschlechter als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweisen. Diese können sich wiederum verweben mit anderen solchen Konzepten in Bezug auf Kategorien wie Alter, rassistische Zuschreibung, Be-Hinderung, Lebensweisen, usw. Damit werden also beispielsweise nicht ‚Frauen‘ als Subalternen-Gruppe verstanden, sondern Geschlechterrelationen in den Fokus gerückt, die von Akteur*innen prozessiert werden.

Kapitel fünf hat zunächst die Kategorisierung der Relationen von Geschlechtern zum Gegenstand. Wie ich diese Relationen beschreibe, oder auch: erschreibe, wird sich leicht unterschiedlich darstellen. Der Arbeitsprozess zu dieser Arbeit startete, wie bereits erwähnt, an einer Auseinandersetzung mit geschlechtersoziologischen hegemonietheoretischen Ansätzen, im Besonderen dem der hegemonialen Männlichkeit aus einer queerfeministischen, gesellschaftskritischen Perspektive. Die Relation Hegemonialisierung (5.1) steht aus diesem Grund am Beginn dieses Kapitels, auch wenn das Konzept Patriarchat in der Geschlechterforschung historisch davor liegt und bisweilen auch als am

stärksten ‚überwundenes‘ Herrschaftsverhältnis eingeordnet wird. Aufgrund der Spezifik des Erarbeitungsprozesses sind im Unterschied zu den anderen Kapiteln die Kategorienbezeichnungen nicht denkungsgleich mit den Zwischenüberschriften. Bei den Relationen Hegemonialisierung (5.1) und Patriarchalisierung (5.2) kann im Vergleich zu den beiden ‚anderen‘ Relationen stärker auf etablierte Theorien und Konzepte zurückgegriffen werden. Die Relationen herrschaftskritische Alternativsuche (5.3) und Nebeneinander Miteinander Füreinander (5.4) sind tendenziell stärker ein Erdenken-Erschreiben. Abschließend komme ich in Kapitel 5.6 zu einigen Aspekten auf der Ebene des Gefüges der Relationen.

Leseschinweise

Das Ihnen vorliegende Buch kann interessenbedingt unterschiedlich gelesen werden. In den Kapiteln zwei und vier, in denen eine alternative Praxis soziologischen Theoretisierens mit einer starken Verwobenheit von Theorie und Empirie erarbeitet wird, werden Personen fündig, die sich für methodische und methodologische Aspekte interessieren. Leser*innen, die sich für die Weiterentwicklung theoretischer Aspekte der Geschlechterforschung interessieren, seien insbesondere auf die Kapitel 3, 4.3, 5.1 und 5.2 hingewiesen. Dort erarbeitete ich einen ‚verknüpfenden Umbau‘ von Hegemonialer Männlichkeit und Patriarchat und konzeptualisiere Geschlecht dezidiert auf Vielfalt hin. Von stärker aktivistisch ausgerichteten Leser*innen kann die hier vorgeschlagene Arbeitsweise und theoretisch-empirische Modellierung der Geschlechterverhältnisse angeeignet und adaptiert werden. Dies kann auch für nicht (oder nicht vorrangig) wissenschaftlichen Arbeitsweisen, in sozialen Bewegungen, politischen oder exekutiven Kontexten mit einer gesellschaftsverändernden, emanzipatorischen Ausrichtung von Interesse sein. Für Akteur*innen, die das Buch mit diesem Schwerpunkt gesellschaftsverändernder Praxis lesen, mag Kapitel 5 stärker von Interesse sein, ebenso wie für vorrangig an empirischen Ergebnissen der Geschlechterforschung Interessierte. Dort werden die Relationen Hegemonialisierung, Patriarchalisierung, herrschaftskritische Alternativsuche und Nebeneinander Miteinander Füreinander entfaltet sowie Dimensionen des Verhältnisses dieser Relationen identifiziert.

2 Zur Arbeitsweise

Ich möchte dem Versuch der Beantwortung der hier gestellten Fragen Überlegungen dazu voranstellen, wie ich den Weg dorthin gestalte, gleichsam eine method(olog)ischen Kontrolle, die „als reflexive Explikation des verfahrensmäßig gestalteten Zugangs zu sozialen Phänomenen zu begreifen“ ist (Lindemann/Barth/Tübel 2018: 2). Ziel ist es, mein Vorgehen, die Arbeitsweise und die ihr zugrunde liegenden Annahmen nachvollziehbar zu machen und damit die hiesigen Überlegungen der Infragestellung, Kritik und Weiterentwicklung besser zugänglich zu machen.

Die vorliegende Arbeit schlägt eine Modellierung der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse vor. Modelle formulieren Annahmen über den Gegenstand, führen dessen „als wesentlich erachteten Eigenschaften“ (Matuschek/Kerschbaumer 2015:152) zusammen und bilden dabei, unter Reduktionen, Konzeptualisierungen in Form einer „idealisierende[n] Repräsentation eines konkreten Objekts oder Systems“ (ebd.).

Ich arbeite dabei in einer Verschränkung von empirischen und theoretischen Aspekten soziologischen Arbeitens. Die von mir gewählte Formulierung der theoretisch-empirischen Modellierung – zum Beispiel im Unterschied zum Begriff der Theorie – führt diese Verschränkung mit dem Verweis auf das Prozesshafte und Dynamische des Gegenstandes, des wissenschaftlichen Arbeitens und des Arbeitsergebnisses selbst zusammen. Die Modellierung ist hier dezidiert nicht als Handlungsmodell, als Modell normativen Charakters intendiert. Durchaus ist sie aber eine Heuristik im Sinne einer Art und Weise, an den Gegenstand heranzutreten, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Der Prozess-Begriff der theoretisch-empirischen Modellierung stellt auf die Verwobenheit von Empirie und Theorie im forschenden Erzeugen des Modells ab. Gleichmaßen wird die Modellierung so aufgestellt, dass sie flexibel und offen ist, um der Dynamik und der Prozesshaftigkeit ihres Gegenstandes, den sie zu erfassen sucht, gerecht werden zu können. Hierin hat der Begriff eine methodologische Implikation. Forschungspraktisch erleichterte mir diese Perspektive einen kreativeren Arbeitsprozess im Vergleich zur Vorstellung eines feststehenden und abgeschlossenen Theoriegebildes.

In einem weiteren Aspekt rekurriert der hier gewählte Begriff der Modellierung auf naturwissenschaftliche Erkenntnismethoden wie der Modellierung von Beispielszenarien, eingesetzt unter anderem bei der Analyse, Prognose und Steuerung in der Covid-19-Pandemie. Mathematisch modelliert wird in meiner Arbeit nicht, was aber adaptiert wird ist der Ansatz, der Gedanke des ‚Weiterschreibens von bereits Existentem‘. Ausgehend von jenen Aspekten, die im Material – als Datum, in Anteilen, als Potential oder als noch nicht Vorhandenes thematisiert – enthalten sind, werden diese gleichsam ‚in die Zukunft modelliert‘, um sie besprechbar zu machen. Daran können im aktivistischen

Raum Anschlüsse an gesellschaftsverändernde Praxen geknüpft werden, in denen es um die Entwicklung des Noch-Nicht aus dem Schon-Jetzt und dem Könnte-Sein geht. Dafür beziehe ich den Aspekt des Utopischen (Kapitel 4.2) ein und arbeite mit Beispielen (Kapitel 2.2). Zunächst möchte ich näher auf Theorie und ihr Verhältnis mit Empirie eingehen.

2.1 Theorie und Empirie

Der Begriff der (soziologischen) Theorie wird nicht selten als quasi-allgemeinverständlich angenommen, im Impliziten belassen und mit ihm wird bisweilen recht Verschiedenes gemeint. Auch sind wissenschaftshistorisch betrachtet verschiedene Begriffsverständnisse existent (vgl. Kalthoff 2008). Sehr allgemein kann mit ‚Theorie‘ „jede wissenschaftliche Wissenseinheit, in der in einem bestimmten Zusammenhang und mit bestimmten Grenzen eine Anzahl von Hypothesen über die Beziehungen und Wirkungen von ‚Tatsachen‘ zusammengefasst sind“ (Hillmann 1994: 869) bezeichnet werden; sie bestehen aus „„plausiblen‘ Beziehungen zwischen Konzepten“ (Strübing 2008: 297). Als Ziel der soziologischen Theorienbildung kann verstanden werden, Erklärungen für soziale Tatbestände aufzuspüren (vgl. Hillmann 1994), wobei das, was als erklärungsbedürftig gesetzt wird, im Gegenstand der Theorie von den Verfassenden definiert wird. Sie sind dabei „keine wörtlichen Übersetzungen gesellschaftlicher Wirklichkeit, sondern Vorschläge, diese mit der theoretischen Begrifflichkeit zu sehen und zu begreifen.“ (Kalthoff 2008: 15) Unterschiedliche Arten von Theorien werden u.a. danach beschrieben, welchen Bezug zu oder auch Funktionen für die Empirie sie haben (vgl. Lindemann 2008, 2009; Strübing 2013 u.a.). Theorien sind, nach Alfred Schütz, Konstruktionen zweiter Ordnung. Sie sind „Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden, deren Verhalten der[*die] Wissenschaftler[*in] beobachtet und in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln der Wissenschaft zu erklären versucht“ (Schütz zitiert in Strübing 2013: 40, Erg. S.R.). Damit wird der Blick auf Theorien als prozessuale Erzeugnisse aktiv handelnder Personen möglich, die „im Forschungshandeln die Realität [des] Forschungsgegenstandes problembezogen und in Auseinandersetzung mit der als Widerständigkeit erfahrenen Welt (inter)aktiv herstell[en]“ (Strübing 2008: 305). Theorien sind damit in ihrer Ermöglichung und Begrenztheit von dem situierten Wissen (vgl. Haraway 2007, orig. 1988) der Forschenden abhängig. Haraway verweist auf die konstitutive Bedeutung der Positioniertheit der forschenden Person, bei der Kategorien wie Geschlecht, race, class und weitere relevant sind für die Wissensproduktion. Sie spricht sich für die Reflexion dessen in Forschungsprozessen aus, um verantwortlich mit Macht-

effekten bezogen auf Forschung und Wissen in einer Gesellschaft umzugehen (vgl. ebd.; Loick 2013).

Bezogen auf das Verhältnis der Momente Theorie und Empirie ist in den Sozialwissenschaften einerseits ihre Dichotomisierung gängig und bleibt, eigentlich überraschenderweise, doch häufig unhinterfragt. Gleichzeitig sind eben jene Gegenüberstellung und das alternative Gestalten des Verhältnisses von Theorie und Empirie Gegenstand der Methodologie- und Methodendiskussion (vgl. u.a. den Sammelband von Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008). Stichpunkthaft sei zunächst gesagt, dass Theorie und Empirie durchaus komplex vernetzt sind und ihre Dichotomisierung und Trennung bisweilen strukturgebend und praktikabel ist, der Soziologie für fachinterne Gruppendidentitäten und wenig förderliche Konflikte eine dienliche Oberfläche bietet, häufig für Erkenntnispotentiale einschränkend ist und sie, so kann vermutet werden, fraglich nützlich Ressourcen bindet.

Theorie ist, so formuliert es Jörg Strübing, „gleichermaßen Voraussetzung und Ergebnis empirisch-methodischer Praktiken“ (Strübing 2013: 27), „Theorieproduktion und empirische Forschung bilden gemeinsam und untrennbar die Weisen der wissenschaftlichen Welterkenntnis“ (ebd.: 51)⁷. Auch Gesellschaftstheorien sind „immer [...] empirisch inspiriert“ (ebd.: 41).

Es treffen sich an diesem Punkt die erkenntnistheoretische Position des situierten Wissens mit derjenigen der Verschränkung von Theorie und Empirie, wenn beispielsweise Strübing darauf hinweist, dass der Blick, das Denken der forschenden Person „sensibilisiert [ist] durch Epochenzugehörigkeit, Alltagsbeobachtungen und die Rezeption empirischer Arbeiten zu Fragen sozialen Handelns“ (ebd.). Wenn Forschende und Theorien in ein entsprechendes diskursives Feld einbezogen sind, sind sie auch „gerahmt [...] durch das Feld soziologischer Theorien, in dem sie sich in Abstand und Nähe zu anderen Theorien positionieren“ (Kalthoff 2008: 15), in jedem Fall aber „durch die Gesellschaftsform, auf die sie sich einen Reim zu machen suchen“ (ebd.).

In der vorliegenden Arbeit spielen empirische Ergebnisse der Geschlechterforschung beim theoretischen Modellieren zudem insofern eine Rolle, als dass sie a) Basis der Entwicklung oder Weiterentwicklung der bestehenden Theoreme sind, auf die ich mich beziehen werde, und ich b) mit empirischen Momenten arbeiten werde (näher dazu in Kapitel 2.2 und 2.3).

Im Folgenden stütze ich mich im Wesentlichen auf die Ausführungen zu soziologischer Theoriearbeit von Gesa Lindemann (2008 und 2009). In ihrem Buch „Das Soziale von seinen Grenzen her denken“ (2009) entwickelt sie mit Bezug auf die Methode der Theoriekonstruktion von Simmel und Plessner eine Forschungsstrategie für den Gegenstand der Grenzziehung in Gesellschaften in Bezug auf das Soziale. Es geht ihr darum, „empirische und theoretische For-

7 Ähnlich vgl. u.a. Kalthoff 2008 mit einem Bezug auf Simmels Begriff der theoretischen Empirie; Stützel 2018 in Spezifizierung für das Verhältnis von Grundlagentheorie und empirischem Arbeiten mit der Dokumentarischen Methode.

schung miteinander zu verzahnen“ und „eine wissenschaftstheoretische Reflexion des eigenen Vorgehens in die Forschung zu integrieren“ (Lindemann 2009: 14). Mit Bezug auf Georg Simmel unterscheidet Lindemann zwischen drei Ebenen soziologischer Theoriebildung – Sozialtheorien, Theorien begrenzter Reichweite und Gesellschaftstheorien (vgl. dazu auch Lindemann 2008) – und legt die für ihr Erkenntnisinteresse zu den Grenzen des Sozialen problematischen Merkmale der bisherigen wissenschaftlichen Praxis des Umgangs mit Sozialtheorien dar. Die vorliegende Arbeit hat nicht die Prozesse der Grenzziehung des Sozialen im Fokus und auch keinen Forschungsgegenstand, der, übertragen in eine geschlechtersoziologische Perspektive, vergleichbar gelagert wäre; dennoch sind die Überlegungen Lindemanns für die hiesige methodologische Fundierung äußerst fruchtbar.

Lindemann problematisiert, dass es in herkömmlicher Sicht zwar für Theorien begrenzter Reichweite „ein eingeführtes, sinnvolles und erprobtes Kriterium für die Organisierung des Empiriebezugs“ (ebd.: 111) gibt – Verifikation/Falsifikation – es aber noch offen ist, wie „der Empiriebezug von Sozialtheorien und Gesellschaftstheorien zu gestalten“ ist (ebd.). Sie führt aus: „Der Terminus Sozialtheorie bezeichnet diejenigen Teile einer sozialwissenschaftlichen Theorie, durch die festgelegt wird, was als ein soziales Phänomen zu begreifen ist und welche methodologischen Prinzipien bei der Datenerhebung und -auswertung zur Anwendung kommen.“ (Lindemann 2009: 14) Diese sozialtheoretischen Grundannahmen über den Forschungsgegenstand sind unerlässlich und – mindestens implizit – immer vorhanden; „ohne diese Orientierung wüssten wir nicht, wie wir unsere grundsätzliche Neugierde erkenntnisorientiert organisieren und zu Begriffen über unseren Gegenstand kommen sollten“, so Strübing (2013: 41).

Für das ‚übliche‘ Arbeiten mit Sozialtheorien benennt Gesa Lindemann, dass sie a) in der Dichotomie Verifikation/Falsifikation nicht durch Empirie falsifiziert werden können, „denn sie gehen grundlegend sowohl in die Datenerhebung als auch in die methodologischen Prinzipien der Auswertung ein“ (Lindemann 2009: 15) und dass sie b) mit einem universellen Erkenntnisanspruch versehen werden indem sie „für die Erforschung aller empirisch bzw. historisch beobachtbaren sozialen Phänomene verwendet“ werden (ebd.). Die Soziologie könne, so legt Lindemann dar, bei einer Übernahme der anthropologischen Grundlagen der Gesellschaft in ihre Theorie, diese „nicht mehr selbst zum Gegenstand machen“ (ebd.: 17). Für das Forschungsinteresse der Grenzen des Sozialen leitet Gesa Lindemann so die Notwendigkeit her, ebene jene Grenzregime als gesellschaftlich produzierte und damit historisch variable anzuerkennen und sich als Forscherin „zugleich reflexiv davon zu distanzieren“ (ebd.). Sie erarbeitet einen Vorschlag, „wie auch Sozialtheorien durch empirische Daten in Frage gestellt werden können“ (ebd. 15): durch das Ersetzen der o.g. Dichotomie mit dem Bezug auf jene von Irritation/Präzision. Damit soll

ermöglicht werden, dass Sozialtheorien durch empirische Forschung weiterentwickelt werden können. (Vgl. ebd.)

Gesa Lindemann hebt hervor, dass es „unerlässlich ist, auch die grundlegenden sozialtheoretischen Konzepte in ihrer Bedeutung für die theoretische und empirische Forschung zu explizieren“ (ebd.: 14). Damit soll möglich werden, „zu erfassen, in welcher Weise sie die empirische Forschung determinieren“ (ebd.). Sie beeinflussen auch die Arbeit an der theoretischen Konstruktion entscheidend, sind sie doch die Basis dafür, welche Konzepte aufgegriffen werden, welche nicht, auch darauf, wie im weiteren Fortlauf der Theoriekonstruktion gedacht wird und Entscheidungen getroffen werden sowie auf die Bestimmung der Reichweite des theoretischen Modells. Für die hier vorgeschlagene theoretische Modellierung übernimmt Kapitel drei diese Aufgabe. Die Annahmen, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion und eine relationale Kategorie ist, zähle ich hierzu ebenso wie einige grundlegende Setzungen zum Verhältnis von Struktur und Handlung und, ganz grundlegend, was unter Gesellschaft verstanden wird.

Geschlechterverhältnisse werden mittels verschiedener gesellschaftlicher Momente prozessiert, ausgehandelt, konstruiert, die soziologisch unter Konzepten wie Handlung, Diskurs, Interaktion usw. verfasst sind. Eine Frage, die sich idealiter im Folgenden (auch durch die Arbeit mit Beispielen) beantworten wird, ist, ob die entworfene theoretische Modellierung zunächst offengehalten werden kann und sich dann auf verschiedene dieser Forschungsgegenstände anwenden ließe.

Ausgangspunkt für das weitere Vorgehen war die Feststellung, dass unter anderem das Konzept Hegemoniale Männlichkeit von Connell, obgleich es auf die Beschreibung des Wandels der Geschlechterverhältnisse abzielt, nicht ausreichend Raum bietet, eben jenen bzw. etwas ‚anderes‘ zu Hegemonie und Patriarchat zu erfassen. Dies kollidierte mit meiner feministisch-emanzipatorischen Motivation und meinem soziologischen Erkenntnisinteresse zum ‚Was und Wie‘ der Geschlechterverhältnisse und löste politische wie wissenschaftliche Unzufriedenheit aus. Es werden im vorliegenden Entwurf einer theoretischen Modellierung verschiedene geschlechtersoziologische Konzepte aufgegriffen, geleitet von der These, dass sie einander ergänzen und in einer spezifischen Verknüpfung einander weniger widersprechen als vielmehr eine noch differenziertere Theoretisierung ermöglichen. In Bezug auf Simmels Kategorisierung behandle ich diese im Rahmen dieser Arbeit als Theorien begrenzter Reichweite. Dies sind Theorien „über bestimmte soziale Phänomene, etwa über Organisationen oder über die kulturgebundene Organisation des Sprecherwechsels“ (Lindemann 2008: 109), sie können auf der mikro- oder makrosoziologischen Ebene liegen und sind im Unterschied zu Sozialtheorien an der Dichotomie Falsifikation/Verifikation ausgerichtet. Hierzu zählt Lindemann auch gegenstandsbezogene Theorien (Ethnomethodologie, Grounded Theory). (Vgl. Lindemann 2008, 2009) Theorien begrenzter Reichweite wer-

den durch Gesellschaftstheorien zusammengezogen zu Gesamtaussagen, „die gesellschaftliche Formationen [...] als Ganze charakterisieren“ (Lindemann 2009: 24); dabei „wird von den vielfältigen Differenzen zwischen Theorien abgesehen, um durch Abstraktion ein grundlegendes Konzept des Sozialen zu entwickeln, das in unterschiedliche Richtungen konkretisierbar ist“ (ebd.: 26). Die Arbeit formuliert Aussagen auf gesellschaftstheoretischer Ebene über Relationen zwischen Geschlechtern und das Gefüge dieser Relationen.

Gesellschaftstheorien sind, so Lindemann mit Rekurs auf Simmel, „Theorien, die sich auf historische Großformationen beziehen, wie etwa die moderne Gesellschaft, die kapitalistische Gesellschaft oder die funktional differenzierte Gesellschaft“ (ebd.: 20). Simmel folgend ist das Ziel auf Ebene der Gesellschaftstheorie nicht (wie bei Theoriemomenten von Parsons oder Luhmann) die Entwicklung einer Großtheorie über alle Gesellschaften; Gesellschaftstheorien „gelten immer nur für eine bestimmte historisch entstandene und vergängliche gesellschaftliche Formation“ (ebd.: 24). Der hier avisierte theoretische Entwurf ist selbst keine Gesellschaftstheorie in dem Sinne, als dass er das Ziel hätte, die betrachtete Gesellschaft umfassend, in Gänze, all ihre Bereiche beschreiben zu wollen. Der Entwurf macht Aussagen auf gesellschaftstheoretischer Ebene über das Phänomen in einer spezifisch zeitlich und räumlich bestimmten Gesellschaft: der aktuellen Gesellschaft im europäischen Raum. Damit ist nicht gemeint, dass die Aussagen auf alle europäischen Gesellschaften zutreffen, sondern dass aus diesem Raum die theoretisch-empirischen Bezüge stammen. Die Eingrenzung ist auch gezogen, um zu setzen, dass die hiesigen Überlegungen nicht vorschnell implizit oder explizit auf weitere Gesellschaften übertragen werden können und sollten.

Die Modellierung bezieht sich also auf ‚die Moderne‘, sie ist aber keine Modernisierungstheorie im Sinne der Suche nach einer Erklärung für die „Herausbildung moderner Gesellschaften“ (Oechsle/Geissler 2008: 203). Für sie ist auch nicht das Denkmodell eines mehr oder weniger unaufhaltsamen Fortschrittsprozesses hin zur ‚Umsetzung‘ der „Versprechen der Moderne – wirtschaftliche und politische Freiheit und rechtliche Gleichheit“ (ebd.: 204) maßgebend. Sie enthält eher den Versuch, diese Prozesse nicht ex ante als „immanente Widersprüche“ (ebd.: 205, über einen aktuellen Schwerpunkt von modernisierungstheoretischen Beschreibungen) einer noch nicht vollends umgesetzten Modernisierung zu verstehen. Ob sich dies weitend auf die Möglichkeiten der differenzierten Erfassung der Dynamiken auf der Ebene des Gefüges der Relationen der Geschlechter auswirken könnte, ist offen und könnte letztlich nur durch eine modernisierungstheoretische Relektüre empirischer Arbeiten mit dem hier vorgeschlagenen Modell beantwortet werden.

Zudem wird der ‚letzte Schritt‘, die „Charakteristik einer historischen Großformation“ (Lindemann 2008: 126) nur bedingt gegangen, denn es erfolgt keine vollumfängliche zeitdiagnostische Deskription dessen. Die Modellierung hat allein schon aufgrund der Verortung ihres Herstellungsprozesses (ge-

sellschaftliche Positioniertheit der Autorin und verwendetes geschlechtersoziologisches Wissen mit Empiriebezug) Bezüge auf zeitdiagnostische Aspekte, sie formuliert zeitdiagnostische Aussagen insofern, als dass sie gerade die Geschlechterverhältnisse einer spezifischen Gesellschaft zu beschreiben sucht. Ich möchte die Darstellungen der Relationen der Geschlechter dezidiert nicht als abgeschlossene zeitdiagnostische Beschreibung ‚aller‘ Relationen der Geschlechter in der in den Blick genommenen Gesellschaft verstanden wissen, nicht nur im Rahmen dieser Arbeit nicht fertig gestellt, sondern grundlegend als stets offen konzeptualisiert.

Gesa Lindemann modifiziert die Feststellung Schimanks, dass Gesellschaftstheorien „vielleicht notwendigerweise [...] empirisch unterbestimmt sind“ (zitiert ebd.: 124) folgendermaßen:

„Eine Gesellschaftstheorie ist nicht einfach eine Gestalt, die aus einer Vielzahl von Theorien begrenzter Reichweite zusammengesetzt ist. Vielmehr fehlen sehr viele, vielleicht sogar die meisten Teilstücke, und darüber hinaus muss berücksichtigt werden, dass die Gesamtgestalt nicht lediglich die Summe der Teilstücke ist. Wenn man dennoch am Anspruch der Formulierung von Gesellschaftstheorien festhalten möchte, bietet sich ein Verfahren an, das ich vorläufig als ‚plausible Gestaltextrapolation‘ beschreibe. Darunter wäre folgendes zu verstehen: Als Ausgangspunkt dienen punktuelle empirische Einsichten. Die punktuellen Einsichten werden in einem zweiten Schritt als Punkte gewertet, die auf eine Gestaltkontur hinweisen. Mit anderen Worten: Auf der Grundlage punktueller Einsichten wird die Gestalt einer Theorie extrapoliert.“ (Ebd. 124f.)

Die Extrapolation wird dann als plausibel eingeschätzt, wenn sie es erlaubt, „die Punkte als Punkte auf der Konturlinie einer Gestalt zu sehen“ (ebd.: 125). Die Punkte stehen für Theorien begrenzter Reichweite (vgl. ebd.).

„Demnach würde es ein solches Theoriekonstruktionsverfahren erforderlich machen, dass die Konstruktion einer Gesellschaftstheorie notwendigerweise einen Bezug auf punktuelle empirische Einsichten beinhaltet. Denn erst auf dieser Grundlage kann beurteilt werden, ob die Extrapolation der Gesamtgestalt plausibel ist oder nicht. Ein solches Vorgehen würde es auch ermöglichen, eine Gesellschaftstheorie dadurch zu kritisieren, dass einzelne empirische Ergebnisse in Frage gestellt werden, denen die Funktion zukommt, die extrapolierte Gestalt zu stützen. Wichtig erscheint mir an dieser Konzeptualisierung des Empiriebezugs, dass man ihn nicht mit Falsifikation verwechselt, denn die empirischen Anhaltspunkte sind viel zu schwach, um sinnvoll von Falsifikation sprechen zu können. Es kann nur darum gehen, ob eine Extrapolation plausibel ist oder nicht.“ (Ebd.: 125f.)

Ich wähle solche soziologischen Konzepte und Theorien aus, die eine Ausrichtung auf die Beschreibung und Erklärung der Dynamiken des Wandels der Geschlechterverhältnisse und emanzipatorischer Aspekte aufweisen. Gleichzeitig ist der Bezug auf Konzepte wie Patriarchat notwendig und erkenntnisförderlich, um HERRschaftsaspekte erfassen zu können, eine angemessene theoretische Modellierung zu ermöglichen und nicht in eine euphemistische Perspektive auf Geschlechterverhältnisse zu kippen. Die herangezogenen Konzepte und Theorien bieten jeweils in unterschiedlicher Stärke Anschlussmöglichkeiten für das Analysieren von ‚Anderem‘. Die beschriebene Kombination von

Theorien und Konzepten hat zum Ziel, diesem ‚anderen‘ einen Raum zu schaffen. Es ist meines Erachtens soziologisch erkenntnisfördernd, dem ‚Anderen‘ – und zwar: inklusive der Möglichkeit eines ‚Außerhalb‘ von hegemonie- oder herrschaftsgeprägten Verhältnissen – im theoretischen Beschreiben dezi- diert(er) einen Ort zu geben. Nur dann kann (etwaig) empirisch vorhandenes ‚Anderes‘ und in der Verwendung der Theorie in der empirischen Analyse ‚ge- sehen‘ und durch die Theorie erfasst werden.

Die Handhabung der Konzepte ‚als‘ Theorien mittlerer Reichweite ent- fremdet sie in gewisser Weise von ihrer eigentlichen Verfasstheit, da ihre Aus- sagen teilweise auf gesellschaftstheoretischer Ebene formuliert sind. Sie bietet aber, so werde ich im Verlauf argumentieren, entscheidende Vorteile. Ein solches Vorgehen bedeutet, sich von denjenigen Elementen zu verabschieden, mit denen sie auf die Ebene der (zeitdiagnostischen) Gesellschaftstheorie agieren. Bezogen auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit beispielsweise heißt das für mich, die darin beschriebenen Mechanismen als eine von mehreren möglichen Relationen zwischen Geschlechtern zu verstehen, aber nicht als ‚die‘ Funktionsweise der aktuellen Geschlechterordnung. Ähnlich positioniere ich das Konzept ‚Patriarchat‘ nicht auf der Ebene einer Zeitdiagnose über eine gesamte Gesellschaft, sondern arbeite damit ebenfalls auf Ebene der verschie- denen Relationen zwischen Geschlechtern.

Hinsichtlich des Verhältnisses von Theorie und Empirie stellt Lindemann die unterschiedlichen Bezüge für die drei Ebenen von Theorie heraus: Sozial- theorie – Irritation/Präzision; Theorien mittlerer Reichweite – Verifikation/ Falsifikation; Gesellschaftstheorien – plausible/unplausible Gestaltextrapola- tion. (Vgl. Lindemann 2008, 2009) Für Sozialtheorien macht sie folgenden Vorschlag:

„Theoretische Konzepte werden als Sehinstrumente begriffen. Wer solche Sehinstrumente verwendet, kann die Erfahrung machen, dass sich die beobachtete Wirklichkeit nicht präzise erfassen lässt. Eine solche Erfahrung kann man auch machen, ohne zu wissen, wie das beobachtete Phänomen aussieht. Das Phänomen widerspricht der Theorie nicht, denn es wird nicht als solches gegen die Theorie gestellt, sondern es fungiert als Irritation. Eine Irritation kann zum Motiv werden, das Sehinstrument zu verändern, d.h. die Theoriekonstruktion zu modifizieren. Damit muss man herumprobieren, bis es gelingt, die Irritation zu beseitigen und das Phänomen bis auf weiteres wieder präzise zu erfassen.“ (Lindemann 2008: 114)

Als Forscherin, die stark von der Methodologie der Grounded Theory geprägt wurde, sehe ich diese Herangehensweise auch auf den zwei weiteren Theorie- ebenen als sehr gewinnbringend an. Das Bild der ‚unscharfen Sehinstrumente‘ beschreibt für mich treffend meine Erfahrungen im Arbeitsprozess, dessen Er- gebnisse hier dargestellt werden: So war der Eindruck, mit dem Sehinstrument „hegemoniale Männlichkeit“ einige Aspekte der Geschlechterverhältnisse nicht oder nur verschwommen sehen zu können, ein Anlass, eben jenen Ar- beitsprozess zu beginnen. Etwas irritierte. Der Umbau, das Konzept derart zu verwenden, wie es im Folgenden dargestellt werden wird, ist der Versuch der

Nachjustierung. Es wird sich zeigen müssen, was dieses ‚Herumprobieren‘ für Effekte hat und an welchen Stellen weitere Modifikationen notwendig werden. „[T]he published word is not the final one, but only a pause in the never-ending process of generating theory“ (Glaser/Strauss zitiert in Strübing 2013: 49). Die Weiterarbeit am Entwurf unter einer Konfrontation mit weiteren Daten und Konzepten sehe ich damit als eine sich fortwährend stellende Aufgabe an. Grounded-Theory-inspiriert können als ‚Material‘ bisherige empirische Ergebnisse und theoretische Modelle der geschlechtersoziologischen Forschung verstanden werden, aus denen unter einer spezifischen theoretischen Perspektive (siehe die Abschnitte zur sozialtheoretischen Grundlegung und zum Begriff der Relationen) zur o.g. Forschungsfrage theoretisch modellierend gearbeitet wird. Ich arbeite mit empirisch gesättigten Theoremen und beziehe Beispiele aus stärker empirischer Arbeit ein (siehe dazu 2.2 und 2.3); für eine an und für sich „empirieorientierte[.] Theorieentwicklung“ (Lindemann 2008: 127) wären weitere Arbeitsschritte nötig, die hier nicht gegangen werden.

Ich werde an unterschiedlichen Punkten als ein Instrument eine ‚Dummy-Variable‘⁸ in die theoretische Modellierung einbauen: eine weitere leere Kategorie mit Fragezeichen. Sie fungiert als Platzhalterin für das, was noch nicht in der Modellierung erfasst wurde, und hat die Funktion, forschungsanregend an jedem Zwischenpunkt stets erneut die Frage zu stellen, was noch gesehen werden könnte, über das bereits Erfasste hinaus. Dieses Mittel wirkt gleichsam als immer wieder in den Vordergrund tretender Erinnerungsbaustein, in der empirisch-theoretischen Arbeit und der Weiterentwicklung der Modellierung stets weiterzusuchen nach dem, was noch nicht gesehen oder bedacht wurde. Mit dieser ‚weiterfragenden Leerkategorie‘ expliziere ich und stärke damit jenen Aspekt der Perspektive der Grounded Theory Methodologie, dass das, was als Ergebnis formuliert wird, immer nur eine „Pause“ (vgl. oben) ist.

Ihre Unabgeschlossenheit wird als erkenntnisaneigend verstanden und wurde von mir im Arbeitsprozess auch so erlebt. Früh in meinem Forschungsprozess standen die Kategorien Hegemonialisierung und Patriarchalisierung – fußend auf bereits vorhandenen Konzepten und Theorien und diese umarbeitend, ergänzend modifiziert. So wird z.B. die Vielfaltsperspektive und der Aspekt nicht-geschlechtlicher Positionierung im Geschlechterkonzept eingefügt. Neben den Kategorien Hegemonialisierung und Patriarchalisierung stand die weiterfragende Leerkategorie, die in stärker empirisch orientierten Arbeitsschritten gefüllt wurde mit der Kategorie herrschaftskritische Alternativsuche. Sobald diese begann sich zu formen, stellte ich neben diese drei Kategorien erneut eine fragende Leerkategorie, die in weiteren Schritten inhaltlich gefüllt wurde zur Kategorie Nebeneinander Miteinander Füreinander. Erneut stellte ich dann eine – dann fünfte Kategorie – neben diese, deren inhaltliche Füllung

8 Für die sehr gewinnbringende Diskussion zu meinen Überlegungen ganz zu Beginn der Arbeit an dieser Dissertationsschrift, aus der dieser Aspekt hervorgegangen ist, danke ich an dieser Stelle in besonderem Maße Theresa Lempp und Katharina Tampe.

sich zu dem Zwischen Endpunkt dieser Arbeit nicht füllte (Sättigung des Materials). An dieser Stelle kann dann ein Weiterforschen ansetzen. Dies kann von den Forschenden als inspirierend wahrgenommen werden und wurde es meinerseits. Es kann aber gleichermaßen und gleichzeitig ein Aushalten von Offenheit, von Unabgeschlossenheit und Unbestimmtheit abfordern. Dies lassen die derzeit im sozialwissenschaftlichen Feld bestimmenden Arbeits- und Kommunikationsweisen inklusive der Publikationskulturen und -muster Akteur*innen kaum einüben. Für Einige mag hingegen die Explikation, methodische Implementierung und damit Stärkung der Unabgeschlossenheit, die eigentlich immer da ist, aber häufig nicht oder nicht als wertvoll expliziert und reflektiert wird, ein Aspekt sein, der gerade das Einnehmen einer Sprechposition in diesem Feld erleichtert und so das wissenschaftliche Feld auch für weitere Personengruppen öffnet.

Die Dummy-Variable, oder weiterfragende Leerkategorie, erleichtert es zudem, den theoretischen Entwurf infrage zu stellen, wenn entsprechende – in Begriffen Lindemanns (2009): irritierende – Daten gesammelt werden. Auch für den Umgang mit präzisierenden Daten (vgl. ebd.) kann sie ein gewinnbringendes Instrument sein. Damit wird die von Lindemann für die Ebene der Sozialtheorien entworfene Dichotomie Irritation/Präzision auf die gesamte theoretische Modellierung bezogen und gleichsam parallel zur Dichotomie Verifikation/Falsifikation respektive plausible/unplausible Gestaltextrapolation positioniert. In der Arbeit mit dem theoretischen und empirischen Material werden immer wieder Irritationen und Präzisierungen in dem Prozess der Modellierung erarbeitet.

Mit der weiterfragenden Leerkategorie wird zudem versucht, die Prozessualität des Gegenstandes in dessen theoretischer Modellierung zu berücksichtigen. Jörg Strübing argumentiert:

„Wenn der Gegenstand einer Theorie in ausgewählten Aspekten einer prozessierenden Realität liegt, wie sie kontinuierlich in menschlichen Aktivitäten hervorgebracht wird, dann kann sich eine korrespondierende Theorie, die diesen Gegenstand erfassen will, nicht darauf beschränken, lediglich ein statisches Bild der Realität zu transportieren, sondern muss den Prozess ihrer fortschreitenden Entwicklung konzeptuell erfassen.“ (Strübing 2008: 294).

Grundlegend ist die ‚weiterfragende Leerkategorie‘ auch als ‚Verschiebehilfe‘ für die Grenzen des Diskurses (i.S. Foucaults) gedacht: Indem sie aufnötigt, dezidiert danach zu suchen, was noch nicht gesehen wird, was vielleicht auch noch nicht oder nicht in Gänze im Diskurs sagbar ist, trägt sie (idealiter) dazu bei, ebendiesen Raum zu erweitern. In Kombination mit dem utopischen Moment (Kapitel 4.2), der Arbeit mit Beispielen (Kapitel 2.2) und der Perspektive einer auf die Zukunft in ausgerichteten theoretisch-empirischen Modellierung zieht die weiterfragende Leerkategorie gleichsam die forschende Person auf die je nächsten Punkte zur weiteren Gestaltextrapolation. „Theories are interpretations made from given perspectives as adopted or researched by researchers.“ (Strauss/Corbin zitiert in Strübing 2008: 297) Die soziologische Theo-

reiarbeit ist selbst ein sozialer Prozess und findet zu einem konkreten Zeitpunkt in einer spezifischen gesellschaftlichen Umgebung statt, die ihren Herstellungsprozess wie auch ihre Ergebnisse (Begriffe, Konzepte und Denkfiguren) ermöglicht und begrenzt. (Vgl. ebd.) Lindemann argumentiert davon ausgehend, dass ein Anspruch auf universelle Gültigkeit von soziologischen Begriffen und Theoremen – auch auf Ebene der Sozialtheorie – nicht einlösbar ist, denn ihre „Eigenschaften [sind] durch die Denkmöglichkeiten derjenigen Gesellschaft bestimmt [...], in der sie formuliert werden“ (Lindemann 2009: 31). Dies bewusst zu machen und zu halten, ist neben der historischen Achse auch bedeutsam in Hinblick auf verschiedene Gesellschaften zu einem gegebenen Zeitpunkt. Die genannte Geltungsbeschränkung ist elementar für die Vermeidung eines unangebrachten ‚Überstülpens‘ soziologischer Analysen und die Möglichkeit, verschiedene Gesellschaften in ihrer Spezifik zu verstehen – und ggf. im Anschluss in der vergleichenden Perspektive Ähnlichkeiten und Unterschiede zu erkennen. (Vgl. ebd.) Lindemann schlägt vor, „auch die abstrakt formalen Annahmen so zu formulieren, dass sie immer auf die Möglichkeit ihrer Veränderung hin gedacht werden. Dadurch kann auch in formal-universale Annahmen ein Bezug auf die begrifflich letztlich nicht einholbare Offenheit geschichtlicher Entwicklung eingebaut werden.“ (Ebd.: 32)

Diese Aufgabe mag zunächst leichter lösbar klingen als sie es ist. Zum einen, da in gewisser Weise (bei einer weitgehenden Explikation diesbezüglich) vorgedacht werden müsste, was außerhalb des zu dem gegebenen Zeitpunkt der Theoriearbeit existenten Bereich des Denk- und Sagbaren liegt.

Theoriearbeit ist des Weiteren „immer schon eine Form politischer Praxis“ (Maihofer 2011), so sind es beispielsweise sehr politische Fragen, was Gesellschaft ist oder was Geschlecht ist (vgl. ebd.). Ein weiterer Aspekt folgt daraus, dass Theorien, unabhängig von der Intention der Forschenden, in sich das Potential haben, für politische Argumentationen und Handlungen verwendet zu werden. Unter der Voraussetzung der Funktionsweise des politischen Diskurses, zu der aktuell auch die Bezugnahme auf Wissen ‚als ob‘ eine letzte Wahrheit zu formulieren möglich wäre, ‚als ob‘ wissenschaftlich produziertes Wissen einen Anspruch auf eine ‚objektive‘ Gültigkeit beanspruchen könnte, zählt – unter dieser Voraussetzung also, verhakt sich die starke Gültigkeitseinschränkung mit dem Ziel, das produzierte Wissen in eine Form zu bringen, die als wirksame Legitimationsressource verwendbar wäre. Bezogen beispielsweise auf die Annahme, dass Geschlecht eine sozial konstruierte Kategorie ist: Mit ihr wird auch emanzipatorisch-politisch gegen die biologisierende Deutung von Geschlecht und gegen ihre für Menschen einschränkenden, auch gewaltvollen Auswirkungen gearbeitet. Unter der oben beschriebenen Prämisse (die Funktionsweisen des politischen Diskurses könnten auch andere sein) stehen also mindestens potentiell eine starke Einschränkung dieser sozialtheoretischen Annahme den Potentialen der Wirksamkeit als Legitimationsressource entgegen. Da nicht selten, ob bewusst oder nicht, ob transparent gemacht oder

nicht, und auch in diesem Falle eine solche politische Motivation bei den soziologisch Arbeitenden selbst vorhanden ist, ist es eine nicht leicht zu bewältigende Herausforderung, diesen Weg zu gehen. Hinzu kommt, dass die Entscheidungen für und gegen bestimmte sozialtheoretische Annahmen von Personen getroffen werden, die auf ihrem wissenschaftlichen Weg eine spezifische Prägung erfahren und sich angeeignet haben, womit unabwendbar ein gewisses ‚Einhegen‘ auf eine bestimmte Perspektive, einen Denkstil und unterlegte Überzeugungen einhergeht.

Gerade bei sozialtheoretischen Annahmen mag es daher eine schwierige Aufgabe sein, das vorzudenken, was an ihrer Stelle für andere Annahmen abstrakt denkbar wären oder zukünftig sein oder in einer anderen Gesellschaft gelten könnten. Ich halte es für sinnvoll, diese Begrenzungen gleichsam positiv anzunehmen, sie damit einkalkulieren zu können, in der Forschungsperspektive die Kontingenzannahme immer als Perspektive zu aktualisieren – und gleichzeitig die Angewiesenheit auf die Gemeinschaft anzuerkennen, wertzuschätzen mit der Hoffnung, andere Forschende würden die eigene Arbeit dort mit ihrem Wissen konfrontieren, wo eben jene eigenen Grenzen liegen.

Im konkreten Tun innerhalb einer Theoriearbeit müssen Sozialtheorien, so Lindemann „ihrem Anspruch gemäß als formal-universal behandelt und zugleich in ihrer möglichen Relativität verstanden werden“ (Lindemann 2009: 32f.; Lindemann verwendet für diesen Schritt den Begriff der Unergründlichkeit von Plessner). Damit vereinbar ist, so arbeitet Lindemann heraus, nur das Simmelsche Verständnis von Gesellschaftstheorie als „Theorie einer konkreten historischen Großformation“ (ebd.: 33).

„Am besten lässt sich das Verhältnis von Gesellschaftstheorien und empirischen Daten bzw. Theorien begrenzter Reichweite als Extrapolation beschreiben. Es geht darum, zumindest einige Theorien begrenzter Reichweite zu einer Gesamtcharakteristik zusammenzufassen. Es kann dann immer noch einige Theorien geben, die nicht passen und vielleicht sogar einige, die der gesellschaftstheoretischen Grundaussage widersprechen. Das Kriterium des Empiriebezugs wäre lediglich, dass die Gesamtcharakteristik als solche schlüssig und nachvollziehbar ist.“ (ebd.: 24)

Es wird sich zeigen müssen, ob der im Folgenden entwickelte Vorschlag einer theoretischen Modellierung entsprechend schlüssig ist. Ich werde mit Beispielen arbeiten (siehe dazu am Ende dieses Kapitels). Dies ist ein Schritt, der versucht in die Richtung zu gehen hin zu einem „Verfahren der Theorieentwicklung, die Theorien durch den Bezug auf Irritationskriterien in Frage stellt oder verändert“ (Lindemann 2008: 114) – dem „kritisch-systematischen Verfahren der Theorieentwicklung“, das Lindemann entwickelt (ebd. sowie 2009). Zwar sind dafür etwaig dienliche weitere Schritte die Art und Weise des Umgangs mit vorhandenen Theoremen oder der Einbezug eines utopischen Momentes als Mittel solcher Irritationen: Inwiefern kann die ‚Scharfe‘ (vgl. Lindemann 2008, 2009) der Theoreme durch den (vom utopischen Moment geprägten) Blick auf einzelne empirische Daten erhöht werden? Mein Vorgehen ent-

spricht diesem von Lindemann entwickelten Modell aber mitnichten vollends. Ein im Rahmen dieser Arbeit nicht leistbarer, meinem Verständnis nach für die Fortentwicklung der theoretischen Modellierung aber notwendiger Schritt ist die weitergehende empirische Arbeit mit ihr. Die Arbeit wird Benennungen von Relationen vorschlagen und ich verstehe diese Vorschläge, auch ausgehend von der oben beschriebenen Denkweise mit einer ‚weiterfragenden Leerkategorie‘, als offene und in der empirisch-theoretischen Weiterentwicklung fortlaufend zu hinterfragende, zu ergänzende Kategorienbildung. Noch einmal stärker notwendig sehe ich dies für die Kategorienbildung auf Ebene des Gefüges der Relationen. Ziel ist, dass das Instrumentarium sowohl auf größere als auch auf kleinere gesellschaftliche Gebilde angewendet werden kann, je nach Forschungsinteresse. Im Rahmen dieser Arbeit werde ich mittels zwei Vignetten vorgehen: *Sorge für Kinder* und *Arbeiten in Teams in Organisationen*.

2.2 Zur Rolle von Beispielen

Für die Annäherung an das Wesen von Beispielen und eine Klärung hinsichtlich des methodischen Umganges mit Beispielen in dieser Arbeit halte ich den Rekurs auf „Die Philosophie und ihre Beispiele“ von Mirjam Schaub (2012) für gewinnbringend.

„In einem Text wirkt ein Beispiel [...] als ein Miniatur-Narrativ mit konventionell geregeltm Verweisungscharakter. Seine Bedeutung für die Argumentation lässt sich nicht durch die schiere Wiedergabe seines Inhaltes oder Referenzgegenstandes angeben. Angeführt wird ein Beispiel zumeist zur Beglaubigung oder zur Exploration eines theoretischen Sachverhalts. Das Beispiel selbst verbleibt im Konkreten und verlangt doch nach Übertragung in etwas Abstrakteres [...]. Die rhetorische Konvention will es, dass das Beispiel seine Existenz nicht der Theorie selbst verdanken darf.“ (ebd.: 284)

Die im Verlauf dieser Arbeit gewählten Beispiele sollen nicht ausschließlich der Illustration dienen. Durchaus kommt Ihnen zuvorderst die Aufgabe zu, „als Konkretion von etwas Abstraktem“ (ebd.: 274) die theoretische Modellierung zugänglicher zu machen; darin „fallen sie in den Bereich der Rhetorik“ (ebd.). Diese erste Aufgabe ist wesentlich, die theoretische Modellierung soll darin besser nachvollziehbar gemacht und die Möglichkeit der „imaginativen Partizipation und emotionalen Resonanz der ZuhörerInnen oder LeserInnen“ (ebd.) gestärkt werden.

Gleichwohl erfüllt die Arbeit mit Beispielen auch die zweite, in Hinblick auf die oben dargelegte methodische Erarbeitung dieser Modellierung relevante Aufgabe, der Forscherin eine an der Empirie-Konfrontation orientierte wiederholte Infragestellung der theoretischen Überlegungen zu ermöglichen. Sie ist damit auch ein Vehikel für die Verbindung von empirischer und theoretischer Forschungsarbeit, wie sie Gesa Lindemann (2009) versucht zu stär-

ken. Es stellt sich damit in der Suche in den empirischen Daten, in der Auswahl der Beispiele die Aufgabe, nicht ausschließlich nach bestätigenden, eben rein illustrativen, Daten zu suchen, sondern den Blick immer wieder auch bewusst dorthin zu lenken, wo Widerspruch zur theoretischen Modellierung gehört werden könne und auch hier das Instrument der (oben beschriebenen) ‚weiterfragenden Leerkategorie‘ einzusetzen, gezielt und wiederholt. Dabei sollte reflexiv gehalten werden, dass insbesondere dann, wenn die Theoriearbeit und die Arbeit mit Beispielen zu und wider diese in die Hände ein und derselben Person fallen, die Potentiale der Theoriekritik und, mit Gesa Lindemann gesprochen, der Irritation der theoretischen Überlegungen durch Empirie und daraus entnommene Beispiele nie in Gänze ausgeschöpft werden können, unterliegt ebenjene Person doch auch dem Erzähzwang der Gestaltschließung und nicht zuletzt dem menschlichen Bedürfnis danach, die eigene Arbeit möge zu einem Ergebnis führen, welches im besten Falle nicht aus der vollkommenen Absage an die Sinnhaftigkeit, Schlüssigkeit, in diesem Sinne auch an eine Form von ‚richtig‘ der erarbeiteten Gedankenstränge bestünde – selbst dann, wenn erkenntnistheoretisch ‚Wahrheit‘ abgelehnt wird.

„Beispiele stehen nicht bloß stellvertretend und uneigentlich wie arbiträre Zeichen für anderes, sondern prototypisch und materialiter für etwas ein, von dem sie selbst ein nur zu demonstrativen Zwecken getrennter Teil zu sein versprechen. Zugleich sollen wir eigentümlich durch ihre Besonderheit hindurch lesen, um die gemeinte – allgemeine gedankliche, argumentative – Struktur besser zu erfassen.“ (Schaub 2012: 274)

Auch wenn die angestrebte Arbeitsweise mit ihnen auch einen Zweck im Rahmen des methodischen Erarbeitens verfolgt, es ist kein empirisches Arbeiten im Sinne der Primärinterpretation von Daten, und es erfolgt nicht im strengen Sinn eine Schlussfolgerung der theoretischen Überlegungen aus der Empirie heraus (wie bei Vorhaben entlang den Prämissen der Grounded Theory). Auch wird nicht im Sinne einer Überprüfung von theoretisch gesättigten Hypothesen mittels Datenerhebung und Datenanalyse gearbeitet. Es wird auch mit Theoremen gearbeitet, die ihrerseits bereits durch viel Forschungsarbeit empirisch gesättigt sind. Die Art und Weise ihrer Verbindung, auch kritischen Einordnung und daraus geschlussfolgerten Umbauten aus der hier gewählten Perspektive und in der vollzogenen Fokussierung aber, lässt das Bedürfnis nach einer mit empirischen Momenten genährten Begründung ihrer Glaubwürdigkeit und Relevanz entstehen – unterstellt sei, dass dies nicht nur auf die Verfasserin, sondern auch auf die Lesenden zutrifft. Die Theorie bezieht, so Schaub „ihre Glaubwürdigkeit und Relevanz in erheblichem Maße daraus, dass es überhaupt einen anzeigbaren, d.h. nicht von der Theorie selbst erzeugten Fall gibt, der klaglos bereit ist, zu sekundieren“ (ebd.).

Für die Philosophie stellt Mirjam Schaub fest: „Der Grad zwischen Gebrauch eines Beispiels und seinem paradigmatischen Missbrauch im Dienst einer makellosen Theoriebildung kann hauchdünn ausfallen.“ (ebd.: 290) Für die vorliegende Arbeit setze ich die gewählten Beispiele dezidiert *nicht* als Belege

oder gar „Kronzeugen“ (ebd.: 275) für Richtigkeit oder Schlüssigkeit der entworfenen theoretischen Modellierungen. Ich verstehe sie als Mittel, mit diesen produktiv zu arbeiten, sie nochmals und von einer anderen, mit empirischen Daten konfrontierten Perspektive in der „Simulation von Realitätskontakt“ (ebd.: 286) zu durchdenken. Das Beispiel soll also nicht als schlichte ‚Bestätigung‘ des theoretisch Vollzogenen dienen.

„Das Beispiel ist, da ein konkretes Phänomen, stets auch in andere sinnhafte Bezüge eingebettet als nur in diejenige zu einem supponierten Allgemeinen. ‚Beispiele hinken‘ – dies ist nicht ein zu reparierender Unfall, sondern eine notwendige Folgerung daraus, dass das, was für etwas als Beispiel steht, eben auch immer auf anderes verweist und somit das Potential mit sich führt, die Regel zu relativieren. Dies gilt auch für sogenannte ‚gute Beispiele‘.“ (Schützeichel 2007: 362) „Beispiele tragen den Keim der Zurückweisung in sich, weil sie stets auch anderes realisieren als nur das, was sie exemplifizieren sollen.“ (Ebd.: 364)

Mit ihnen ist eine ‚Argumentation für die Theorie‘ damit auf der einen Seite kaum möglich, auf der anderen Seite macht es sie methodisch für eine Weiterarbeit an theoretischen Modellierungen sinnstiftend, da sie zu helfen vermögen, den kritischen Blick und das Daran-Weiterdenken wach zu halten.

Die gewählte Vorgehensweise mit Beispielen ist nicht mit dem Ziel verbunden, simpel vom Singulären derart auf das Allgemeine zu schließen, als dass damit eine überzeitliche, gesellschaftsübergreifende soziologische Funktionsweise benannt würde (siehe dazu die Bestimmung von Gesellschaftstheorie nach Simmel und der Reichweite diesbezüglich in vorliegender Arbeit weiter oben in diesem Kapitel). Der Einsatz von Beispielen ist ein Vehikel, die theoretische Überlegung an dem gewählten Beispiel a) zu ‚illustrieren‘ und zu konkretisieren sowie b) gleichsam ein weiteres Mal zu durchdenken, durchzuarbeiten, konstruktiv-kritisch zu begleiten und Nachjustierungsbedarf und Verfeinerungsmöglichkeiten daraus abzuleiten.

„Die rhetorische Konvention will es, dass das Beispiel seine Existenz nicht der Theorie selbst verdanken darf. Selbst wenn es erfunden wird (was erlaubt ist) muss es sich auf einen wahrscheinlichen Fall einer außertheoretischen (d.h. nicht von der Theorie erzeugten) Wirklichkeit beziehen. Als solches erinnert ein Beispiel an den Kontakt der Theorie mit der Welt und umgekehrt.“ (Schaub 2012: 284f.)

Beispiele haben das Potential, „die Selbstreferentialität des rein theorieimmanenten Verfahrens zu durchbrechen“ (Lindemann 2008: 126). Ich konfrontiere deswegen Theoreme, meine Thesen und Ideen und Aspekte und Beispiele aus den untenstehenden Publikationen miteinander und entwickle darin eine Differenzierung zwischen verschiedenen Relationen von Geschlechtern. Eine herausfordernde Aufgabe folgt daraus, dass nicht nur der theoretische Gedankengang in seiner konkretisierenden Übertragung Auswirkungen auf das Beispiel hat, „sondern auch die Färbung des [argumentativen Kontextes] durch spezifische Eigenschaften des gewählten Beispiels [...] idealerweise zu antizipieren und bei seiner Wahl zu berücksichtigen“ ist (Schaub 2012: 286). Eine gewisse Verengung der theoretischen Überlegung durch das Wesen des verwendeten

Beispiels ist, so bleibt zu vermuten, schlussendlich nicht zu vermeiden, wenigstens aber zu reflektieren.

Dann, wenn die unten näher beschriebenen Quellen für eine theoretische Überlegung kein Beispiel enthalten, aber eine Exploration außerhalb der Theorie selbst nötig ist für die Arbeit am theoretischen Gedankengang oder im Sinne des Ziels der Konkretion und Illustration für die Lesenden, werde ich auf das Instrument des Gedankenexperimentes zurückgreifen. Im Unterschied zu Beispielen sind diese konstruiert, werden punktuell und strategisch verwendet (vgl. ebd.), setzen „mit einem ostentativen Irrealitäts- und Fiktionalitätsversprechen“ (ebd.: 288) ein, verweisen aber dennoch auf „das eigentümliche Realisierungsversprechen des Fiktiven oder Kontrafaktischen“ (ebd.). Methodisch elementar ist, stets transparent zu machen, wie gerade gearbeitet wird, welchen Status also die Konkretion jeweils hat. Es hat sich in der Arbeit und im Schreiben gezeigt, dass dies an einigen Stellen tatsächlich in Graubereiche geht: Wenn es auch am konkreten Satz leicht möglich ist, zu bestimmen, ob dies ein Gedankenexperiment ist oder ein Beispiel aus einer benennbaren Quelle, so ist es bezogen auf den Gesamtprozess der Entwicklung des Kategoriensystems (Kapitel fünf: Relationen differenzieren) schon sehr viel fließender, gehen Beispiel, sich daran anschließendes Gedankenexperiment und theoretisch-konzeptionelle Aspekte ineinander über, überlappen und beeinflussen einander.

2.3 Erarbeitungsprozess der Differenzierung von Relationen

In meinem bisherigen soziologischen Arbeiten wurde ich stark geprägt durch die Grounded Theory und so kam ich auch bei dieser Arbeit in diese soziologische Arbeitsweise. Die Methodologie der Grounded Theory zielt auf „die systematische Entwicklung einer Theorie“ (Strauss/Corbin 1996: 39) und stellt dabei darauf ab, dass die Theorie aus den empirischen Daten heraus entwickelt wird. Sie verschränkt Empirie und Theorie stark miteinander, wobei der Stellenwert theoretischer Konzepte verschieden bewertet wird (vgl. Scholz/Lenz/Dreßler 2013, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010). Ohne das Argument des Verhältnisses von Theorie und Empirie zu schwächen, vielmehr um es für meinen konkreten Arbeitsprozess praktisch zu untersetzen, können verschiedene Phasen beschrieben werden, wobei sich der Forschungsprozess jedoch nicht als linear vorstellen lässt (vgl. zu diesem Aspekt der Grounded Theory ebenfalls Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010). Die erste Phase der Auseinandersetzung mit Theorien und Konzepten (Stichworte: Hegemonie, Patriarchat, Relation, Geschlecht) war bereits geprägt von der stetigen Rückkopplung mit Beispielen und brachte eine theoretische Modellierung im Grobentwurf hervor (Kapitel

vier). Im Anschluss daran habe ich mich mit drei Publikationen intensiv befasst; ich stelle sie weiter unten in diesem Kapitel vor. Ziel in dieser zweiten Phase war, zu einem Bild zu gelangen, welche Relationen ich in, durch und nach diesem Auseinandersetzen, sehe. Ich beschreibe diese Relationen in Kapitel fünf.

Die Differenzierung der Relationen wurde in einem Prozess entwickelt, der in der Grounded Theory mit dem offenem, axialem und selektiven Kodieren konzipiert wird (vgl. Strauss/Corbin 1996). Dabei ging ich in einer Pendelbewegung zwischen diesem Kodierprozess und dem, was als Theoriearbeit bezeichnet wird, vor. Das bedeutet, dass theoretische Konzepte, die nicht, oder nicht in der Form ihrer wissenschaftlich ausformulierten Konzepthaftigkeit, im Material selbst (den drei Büchern) enthalten sind, einen recht starken Stellenwert einnehmen. Zum einen als „sensitizing concepts“ (Kelle/Kluge 2010), die den Blick auf die Daten prägen. Sie sind aber auch selbst in gewisser Weise ‚Material‘ geworden. Drittens wurden sie von mir gedanklich als eine Art Kontrastfolie verwendet, um in Kombination mit einem utopischen Moment (siehe Kapitel 4.2) auf das über zu setzen, das ‚anders‘ ist. Die Daten, das Material hat ebenfalls einen hohen Stellenwert, sowohl insofern als aus ihm selbst Subkategorien und Kategorien generiert werden, als auch darin, dass es gleichsam das ‚Sprungbrett‘ für Ableitungen ist, mit ihm Fenster zum Utopischen geöffnet werden und Aspekte generiert werden, die es selbst (‚noch‘) nicht oder nur in Ansätzen enthält.

Ein wichtiges Vehikel bei der Entwicklung des Kategoriensystems war für mich, mit einem digitalen Mindmap zu arbeiten. Auf diesem brachte ich Zitate, Zusammenfassungen, Abstrahierungen, Begriffe, Konzepte, grobe Ideen, Fragen, (und auch polemische Aussagen – sehr hilfreich für die Psychohygiene der Forscherin) zusammen, bewegte und ordnete sie dort, sortierte um und grupperte, zog Verbindungen und ergänzte Verhältniswörter und Verben.

Dabei arbeitete ich zu der Frage nach der Gestalt von Relationen von Geschlechtern mit zwei ‚Vignetten‘: *Sorge für Kinder* und *Arbeiten in Teams in Organisationen*. Theoreme, Begriffe, Konzepte bezog ich auf diese Vignetten, sie mussten sich in ihnen konkretisieren und schärfen lassen, in ihnen bearbeiten lassen und umgedreht wurden Aspekte aus den Vignetten genommen und mit Konzepten und Theoremen betrachtet. Immer wieder stellte ich die Fragen: Was wäre noch anderes denkbar? Wie würde der konträre Fall sich gestalten, was wäre ähnlich, aber doch anders? Wie lässt sich jenes Beispiel aus der Vignette *Sorge für Kinder* auf die Vignette *Arbeiten in Teams in Organisationen* übertragen? Hier kam das Prinzip der minimalen und maximalen Fallkontrastierung der Grounded Theory zum Tragen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010), ergänzt um die Ausrichtung auf utopische Momente (siehe Kapitel 4.2). Ich erstellte zwei Tabellen, je eine pro Vignette, führte Zitate aus der dafür bearbeiteten Publikation in dieser Tabelle zusammen und ordnete sie den Kategorien (Relationen) in Spalten zu, die ich bis dahin entwickelt hatte und dabei

weiterbearbeitete. Das ermöglichte, an einem Zitat, Beispiel oder Einzelaspekt aus der einen Spalte (Relation) zu entwickeln, was dies in der je anderen Spalte bedeuten würde, wie sich dort der Aspekt anders darstellen würde.

Bei den Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung war aufgrund der hohen theoretischen Sättigung, die hierzu im sozialwissenschaftlichen Diskurs zu Geschlecht bereits vorhanden ist, nur vergleichsweise wenig derartige Arbeit mit Zitaten, Aspekten, Begriffen, Beispielsituationen erforderlich. Viel ausführlicher gestaltete sich der Prozess, in dem ich die Relationen herrschaftskritische Alternativsuche und Nebeneinander Miteinander Füreinander entwickelte. Dies wird sich auch in der unterschiedlichen Textgestaltung in Kapitel fünf widerspiegeln. In diesem Prozess habe ich das theoretische Modell (Kapitel vier) mit der Relationendifferenzierung entwickelt (Kapitel fünf). Dabei war das Entwerfen des theoretischen Modells leicht vorgelagert, es wurde aber auch parallel zur Arbeit an der Relationendifferenzierung weiterentwickelt. Andersherum waren wiederum Aspekte der Relationen wichtige Ausgangspunkte für die Erarbeitung der Modellierung. Die Relationen können, Bezug nehmend auf die Methodologie der Grounded Theory, als Kategorien bezeichnet werden, in den jeweiligen Unterkapiteln werden diese mit ihren Subkategorien beschrieben. Ein Überblick über das Kategoriensystem ist Kapitel fünf vorangestellt. Die theoretische Modellierung wird am Ende von Kapitel vier visualisiert.

2.4 Bezugsmaterial

Drei Publikationen waren zentral in meiner Erarbeitung der Differenzierung von Relationen: „Links leben mit Kindern“ (Birken/Eschen 2020), „Reinventing Organisations Visuell“ (Laloux 2017, illustriert von Appert) und „Feministisch leben!“ (Ahmed 2018). Die Bücher eint ihre interventionistische Intention, sie wollen emanzipatorisch eingreifen in die gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Auswahl der Publikationen folgte inhaltlichen Aspekten im Rahmen eines theoretical sampling (vgl. Kelle/Kluge 2010, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010), insbesondere der benannten emanzipatorisch-interventionistischen Intention und ihrer Aussagefähigkeit über die Themen *Sorge für Kinder* und *Arbeiten in Teams in Organisationen*. Diese setzte ich als Vignetten, über die und durch die ich die Erarbeitung des Kategoriensystems, der Differenzierung der Relationen von Geschlechtern umsetzte. Angelehnt an einen Schritt der Methode für Ratgeberanalysen, wie sie in Scholz/Lenz/Dreßler (2013; vgl. auch Ruby/Tampe 2013) entwickelten, stelle ich die Bücher im Folgenden zusammenfassend und fokussiert auf mein Forschungsinteresse vor.

2.4.1 „Links leben mit Kindern“

Die Anthologie „Links leben mit Kindern. Care Revolution zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ wurde im Jahr 2020 von Almut Birken und Nicola Eschen im UNRAST-Verlag herausgegeben. Sie enthält Texte, zwei Comics und einige illustrierende Fotos verschiedener Akteur*innen über ihre Gedanken und Erfahrungen, über ihre Praxis-/versuche ‚anderer‘ Modelle des Lebens mit Kindern (als der bürgerlichen Kleinfamilie mit heterosexuellem Paar und ungleicher, vergeschlechtlichter Aufteilung der Sorgearbeit).

Den Herausgeber*innen geht es um „Fürsorge und Gemeinschaft jenseits von Klein- und Herkunftsfamilie“ (Birken/Eschen 2020: 12). Zentrale Themen sind Formen und Inhalte des Zusammenlebens mit Kindern, Wohnformen, die Vereinbarkeit von Sorgeverantwortung und politischem Engagement bzw. Szeneleben, geschlechtersoziologische Aspekte bei der Aufteilung von Sorgearbeit, (Paar-)Beziehungsformen, gesellschaftliche Veränderung, der Übergang vom Leben ohne zum Leben mit Kindern. Die Erzählungen enthalten eindrückliche Berichte von Enttäuschungen und des Scheiterns dieser Versuche in linken Kontexten – so z.B. von Hausprojekten mit einer kinderfeindlichen Atmosphäre und entsprechenden Praxen, von sich schnell auflösenden (obwohl auf Dauer gestellten) Beziehungen zwischen Kindern und weiteren Bezugspersonen (außer den Elternpersonen). Das Buch enthält aber auch: Gedanken über und Berichte von tatsächlich gelebten ‚anderen‘ Praxen, also auch vom gelingenden Versuchen. In der Einleitung wird als Ausgangspunkt und Fragestellung für das Buch formuliert:

„Wir wissen Bescheid: Patriarchat auflösen! Kleinfamilie überwinden! Reproduktionsarbeit teilen! Care Revolution! Das sind die Slogans, die gemeinhin in linken Zusammenhängen geteilt werden, und nicht wenige wagen den Versuch, dies in ihrem Alltag umzusetzen: in Freundschaften, Hausprojekten, WGs und Teilfamilien. Alles scheint allen klar zu sein. Aber: Was passiert im Detail mit uns – individuell, mit unserer WG, mit den Kindern – wenn wir unsere Überzeugungen auf reale Kinder und Erwachsene anwenden? Wer wischt dem Kind den Po ab, ohne dass die Theorie am Arsch ist?“ (Ebd.: 9)

Die Texte sind nicht wissenschaftlich und aus Beiträgen eines Blogs aus der linken (queerfeministischen) Szene zusammengestellt. Der Blog <https://links-lebenmitkindern.org/> wurde auch nach der Buchpublikation weitergeführt, der letzte Beitrag stammt vom 05. April 2022 (Stand: 04.09.2022). Ziel des Projektes ist: „Erfahrungen sichtbar machen und zur Diskussion stellen“ (ebd.: 9), die Herausgabe ist verbunden mit dem Wunsch, „dass dieses Buch euch inspiriert“ (ebd.: 11).

Es kann vermutet werden, dass die Beiträge im Schwerpunkt von Personen stammen, die in Leipzig leben, aber der Blog und das Buch sind nicht darauf beschränkt. Das Vorwort beschreibt die Vielfalt der Autor*innen wie folgt:

„Es schreiben Menschen ohne Kinder mit den verschiedensten Bezügen zu Kindern. Es schreiben Eltern, darunter soziale Eltern, Alleinerziehende, Pärchen, Mehreltern-Familien.

Sie sind hetero, lesbisch oder queer. Sie sind cis und trans. Es hat ein bisschen gedauert, bis wir Männer motiviert hatten, von ihren persönlichen Erfahrungen zu berichten. Keine Stimme in unserem Buch und Blog haben Kinder, Jugendliche und Alte. Diskriminierung spielt in den Berichten der Autor*innen keine Rolle und der akademische Überhang ist offensichtlich.“ (Ebd.: 12)

Auf 275 Seiten werden die Beiträge durch die Herausgeber*innen gegliedert in ein Einleitungskapitel („Worum geht’s?“), „Sich finden und verbinden“ (Kapitel zwei), „Eltern werden – oder aus der Rolle fallen“ (Kapitel drei), „Verlassen und verlassen werden“ (Kapitel vier) und „Alltag mit Kindern“ (Kapitel fünf). Nach dem letzten Beitrag ist ein Zitat der linken Rapperin Lena Stöhrfaktor gestellt. Das Buch schließt sich mit einer Liste von Literatur, Filmen und Musik, die die Herausgeber*innen (ggf. auch Autor*innen) „besonders inspiriert haben“ (ebd.: 12); diese enthält viele wissenschaftliche Texte sowie einige Texte, die als Sachliteratur mit starkem Bezug auf sozialwissenschaftliches Wissen bezeichnet werden können.

Viele der Gedanken, Argumente und Berichte weisen einen starken Bezug auf sozialwissenschaftliches Wissen auf: es wird auf soziologische Konzepte Bezug genommen, entsprechende Fachbegriffe verwendet; als Beispiele seien Reproduktionsarbeit und Kapitalismuskritik genannt. Der Blog titelt mit „Die Theorie wischt der Praxis nicht den Arsch ab“. Die darin aufscheinende Verbindung des Bezugs auf sozialwissenschaftliche Wissensbestandteile mit einer kritischen und auf Alltagspraxis bezogenen Einordnung und Konkretisierung scheint auch in den Buchbeiträgen immer wieder auf. Beispielfhaft kann hierfür die Stellung des Konzeptes Solidarität beschrieben werden: Solidarität wird als wichtiges Konzept verdeutlicht. Kritisiert wird, sowohl implizit wie explizit, dass der Begriff in linken Zusammenhängen häufig ungefüllt bleibt und viele Praxen zutiefst unsolidarisch sind. Die Beiträge versuchen zudem, den Begriff zu füllen, ihn zu konkretisieren – und zwar aus der Reflexion über ihre Praxen im Leben mit Kindern heraus, also nicht über eine theoretische Arbeit mit Konzepten und Texten, sondern in, mittels Alltagspraxen. Diese sind selbst wieder eher mehr als weniger, so wird in den Beiträgen deutlich, von sozialwissenschaftlichem Wissen geprägt und mit diesem verwoben – und auch dies wird wiederum von den Autor*innen reflexiv bearbeitet.

Die Autor*innen selbst werden anonymisiert mit einem Vornamen benannt, dabei ist unklar, ob diese wiederum die realen Vornamen der Schreibenden sind oder nicht. Einige Beiträge sind von Einzelpersonen verfasst, andere zu zweit oder dritt. Beiträge von größeren und/oder nur mit einem Gruppennamen bezeichneten Autor*innenkollektiven beinhaltet das Buch nicht; es werden auch in Sequenzen wie einem „Kommune-Interview“ (Birken/Eschen 2020: 105) immer Einzelpersonen benannt. Damit treten die Beiträge den Lesenden als sehr persönliche Texte entgegen.

Dies korrespondiert in weiten Teilen mit dem Inhalt der Texte; auch wenn einige auf starke Abstraktionen zurückgreifen, gibt doch der Großteil sehr per-

sönliche Erfahrungen und Reflexionen wieder. Zwischen den Textbeiträgen sind schwarz-weiß Abbildungen platziert, so beispielsweise:

- die in linken Szenen häufig verwendete Abbildung der Figur Pippi Langstrumpf mit dem Schriftzug „bildet Banden“
- ein Foto, auf dem ein Kind in einem Karton neben einem wilden Haufen von Texten und Flyern mit linken Symbolen zu sehen ist
- ein Foto einer Aufstellung von Tierspielfiguren
- ein Foto einer Person in einem Pullover mit dem Anarchiezeichen und der Aufschrift „I don't care“
- einem Grundriss einer Wohnung
- einem Regal mit Büchern und zwei vor den Büchern sitzenden Spielfiguren (ähnlich ein zweites Bücherregal mit Tierfiguren)
- zwei Fußpaaren, die sich gegenüberstehen, in Filzpantoffeln
- einer Person, die einen Kinderwagen schiebt und eine Jogginghose mit der Aufschrift „feminism“ trägt
- drei Schuhpaaren in Erwachsenengrößen, davor zwei Schuhpaare in Kleinkindgrößen
- einer Schiefertafel mit dem Titel „Projekt des Monats“ und der Aufschrift darunter „Hate Sexism. L♥ve Repro“

Diese Abbildungen spiegeln die Widersprüche und Zerreißen, die Herausforderungen und Ziele wider, die sich auch in den Texten immer wieder zeigen: ‚andere‘ Lebensformen als die patriarchale Kleinfamilie zu finden und zu leben, entsprechende Geschlechterungleichheiten zu überwinden, mit Kindern zusammenleben und trotzdem teilzuhaben an Gesellschaft, im Besonderen: an Politik und linken Szenezusammenhängen. Und dies in einem gesellschaftlichen Umfeld, das all dies nicht unbedingt fördert und leicht macht und bei einer linken Szene, die – so wird es immer wieder problematisiert – nicht auf die Berücksichtigung der Bedürfnisse von Kindern und denjenigen, die mit ihnen zusammenleben und für sie Sorgeverantwortung übernehmen, abstellt.

2.4.2 *„Reinventing Organisations visuell“*

Frederic Laloux verfasste 2017 das Buch *„Reinventing Organisations visuell. Ein illustrierter Leitfaden sinnstiftender Formen der Zusammenarbeit“*, erschienen bei Vahlen, die zahlreichen Illustrationen stammen von Etienne Apert.

Dieses Buch über verschiedene Modelle von Organisationen und ihrem Management ist die illustrierte Ausgabe des gleichnamigen 360 Seiten starken Buchs von Frederic Laloux. Gegenstand des Buches ist der Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Machtstrukturen, Metatheorien und Denksystemen und konkreten Formen der Zusammenarbeit in Organisationen. Das Managementhandbuch behandelt verschiedene Entwicklungsstufen von Formen der Zusammenarbeit und dazugehöriger Managementparadigma. Auf Basis der Prämisse, dass sich die Menschheit „in plötzlichen Sprüngen“ (Laloux

2017: 18) entwickelt, wird mit jedem im Modell identifizierten Sprung eine spezifische Form der Zusammenarbeit identifiziert, die sich darin voneinander unterscheiden, „wie die Organisation neue Mitarbeiter einstellt, mit Leistung umgeht, Budgets erstellt, Ziele setzt oder Strategien formuliert“ (ebd.: 34). La-loux greift dabei auf die Arbeiten von Ken Wilber zurück, indem er die bei ihm zugordneten Farben für die Stufen verwendet. Folgende Stufen und dazugehörigen Managementparadigma bzw. Organisationsformen werden beschrieben:

- Die impulsive Weltsicht (rot, vgl. ebd.: 20 f.) mit dem Archetyp Mafia und Straßengang. Zentrales Merkmal ist hier die Durchsetzung von „Ordnung von oben her“ (ebd.: 20); „Impulsive Organisationen zogen zwei außergewöhnliche Durchbrüche nach sich: Arbeitsteilung und Top-down-Autorität“ (ebd.: 21).
- Die traditionelle konformistische Weltsicht (bernstein, vgl. ebd.: 22 ff.) mit dem Archetyp Armee und katholische Kirche. Zentral hier: „eine klare Rangordnung, die in einer hierarchischen Pyramide geschichtet ist“ (ebd.: 22); es geht um „Stabilität und Sicherheit“ (ebd.). Ihre zentralen Durchbrüche sind „widerholbare Prozesse“ und „ein stabiles Organigramm“ (ebd.: 23).
- Die moderne leistungsorientierte Weltsicht (orange, vgl. ebd.: 24 ff.) mit der zentralen Sicht auf Organisationen „als Maschinen“ (ebd.: 26) und den Durchbrüchen Innovation, Verlässlichkeit (Management nach Zielen) und Leistungsprinzip (vgl. ebd.: 27). Als ihre „Schatten“ benennt der Autor die „ungezügelter Innovation“ mit all ihren Folgen sowie das Nichtpassen des Materialismus mit den menschlichen Bedürfnissen „nach Sinn, nach der Verbundenheit mit etwas Größerem als uns selbst“ (ebd.: 29). Beispielorganisationen: börsennotierte Unternehmen, Banken der Wallstreet.
- Die postmoderne pluralistische Weltsicht (grün, vgl. ebd.: 30 ff.) mit der Sicht auf Organisationen „als Familien“ (ebd.: 30) und den Durchbrüchen Empowerment, werteorientierte Kultur und Integration verschiedener Interessengruppen (vgl. ebd.: 31). Beispielorganisationen: gemeinnützige Organisationen, soziale Unternehmen und Ben & Jerry's (vgl. ebd.: 31). Im Veränderungsprozess von Organisationen entwickelt sich häufig ein innerer Widerspruch dieser Organisationen: „Man möchte alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gleich behandeln und einen Konsens finden, aber die hierarchische Pyramidenstruktur der modernen Organisationen wird beibehalten.“ (Ebd.: 32)
- Die integrale evolutionäre Weltsicht (petrol, vgl. ebd.: 38 ff.), maßgeblich geprägt durch die Sicht auf die Welt als „ein Ort der individuellen und kollektiven Entfaltung“ (ebd.: 38). „Weil sie gerade erst entsteht, können wir noch nicht sagen, wie diese Stufe die Welt verändern wird“ (ebd.). Zentrale Aspekte sind: Selbstführung (selbstorganisierte Teams, keine Machthierarchie), Orientierung auf Ganzheit, evolutionärer Sinn (vgl. ebd.: 55); zentrale Metapher: „Organisationen als lebendige Systeme“ (ebd.: 54).

Das Buch arbeitet also mit einer historischen Perspektive, diese wird jedoch durchbrochen: Auch in heutigen Gesellschaften werden Organisationen identifiziert, die zum Beispiel in der Logik der konformistischen Weltsicht arbeiten (Regierungsbehörden, Armeen) (vgl. ebd.: 23) und es wird betont, dass sich Organisationen nie vollständig nur einer Form zuordnen lassen: „keine Organisation arbeitet nur auf einer Stufe“ (ebd.: 34).

Der Schwerpunkt des Buches liegt auf der Erläuterung, wie Organisationen auf der Stufe der integralen evolutionären Weltsicht arbeiten. Dabei werden diese gleichzeitig als Modell in der Zukunft verortet als auch bereits im Jetzt

vorhandene Arbeitsweisen beschrieben. Das Buch will die Botschaft vermitteln, „dass wir zutiefst wirkungsvollere, seelenvollere und sinnvollere Organisationen gestalten können“ (ebd.: 9) und gibt dafür Beispiele aus bereits jetzt vorhandenen Strukturen und Unternehmen. Zentral wird mit dem Beispiel „Buurtzorg“ gearbeitet, einem niederländischen gemeinnützigen Unternehmen für ambulante Krankenpflege (weitere: Holacracy, Patagonia, die öffentliche Berliner Schule ESBZ u.a.m., vgl. ebd.: 52). Der Autor grenzt diese explizit von den sonst im aktuellen Diskurs häufig für Neues Arbeiten/New Work angeführten Unternehmen wie Google oder Facebook ab: „Die Organisationen, die ich untersucht habe, besitzen keine Tischtennisplatten und Sushibars, aber ihre Managementpraktiken machen den Unterschied.“ (ebd.: 53) Das Buch gehört gleichermaßen zu einem Strang in den aktuellen Diskursen um Management und New Work, wie er sich von den darin ebenso befindlichen neoliberal ausgerichteten Beiträgen abgrenzt. Die oben genannten Aspekte dieser Organisationen werden sowohl auf abstrakte Weise als auch über konkrete Managementtechniken und Instrumente der Zusammenarbeit beschrieben. Auch der Weg, wie Organisationen hin zu dieser Form verändert werden können, wird thematisiert (Changemanagement, vgl. ebd.: 128 ff.).

Die Kategorie Geschlecht wird in „Reinventing Organisations visuell“ nur an einigen wenigen Stellen explizit besprochen, implizit wird die Kategorie beispielsweise über die Darstellung von Figuren in den Illustrationen verhandelt, während diese Aspekte im Text nicht ausformuliert werden. So werden ab Stufe grün auffallend häufiger Figuren dargestellt, die auf eine Kategorisierung als weiblich hindeuten. Es lassen sich die Bezüge zur Kategorie Geschlecht und Folgen der beschriebenen Aspekte für die Geschlechterverhältnisse aber mit einer geschlechtersoziologischen Perspektive schlussfolgern bzw. ‚weilerspinnen‘ und ‚ausbuchstabieren‘ (vgl. oben zum theoretical sampling und dem Prinzip der minimalen und maximalen Fallkontrastierung in der Methodologie der Grounded Theory). Dies war ein zentraler Aspekt meiner Arbeit mit dem Buch, im Unterschied zum Arbeiten mit „Links leben mit Kindern“, in dem die Kategorie Geschlecht zentral und explizit verhandelt wird.

Weiters unterscheiden sich die Bücher darin, dass in „Links leben mit Kindern“, wie beschrieben, sehr persönliche Texte zusammengefügt sind, während „Reinventing Organisations visuell“ abstrakter formuliert – nicht unpersönlich, da die Ausrichtung auf menschliche Bedürfnisse stark ist. Gleichwohl werden auch in „Links leben mit Kindern“ immer wieder abstraktere Ebenen adressiert. Beide Bücher eint der stark im Vordergrund stehende politische Impuls. „Reinventing Organisations visuell“ hebt immer wieder auf die gesellschaftspolitischen Aspekte des Arbeitens in Organisationen ab und will explizit zur Verbreitung des ‚neuen‘ Modells und der integralen evolutionären Weltansicht beitragen. Die Publikationen wirken dabei beide an der ‚Grenze des Diskurses‘ (im Sinne Foucaults).

Mir ist wichtig zu betonen, dass ich in der Erarbeitung der Relationen (Kapitel fünf) nicht je eine der von Laloux beschriebenen Weltansichten und Organisationsformen einer Relation zuordne, sondern eher mit der Perspektive arbeite, dass jeweils Praxen innerhalb von Organisationen entsprechend ihrer Wirkweise auf die Geschlechterverhältnisse zu einer Relation hinzugehörig verstanden werden bzw. diese Relation prozessieren.

2.4.3 „Feministisch leben!“

Das Buch „Feministisch leben! Manifest für Spaßverderberinnen“ publizierte Sara Ahmed 2017 bei Duke University Press; die hier verwendete Ausgabe erschien 2018 im UNRAST-Verlag. Das etwa 350 Seiten starke Buch behandelt nach einer Einleitung „Die Augen für feministische Theorie öffnen“ eher theoretische, aber auch alltagspraktisch relevante Aspekte des Lebens als Feminist*in in drei Kapiteln: „Feminist*in werden“, „Diversity-Arbeit“ und „Mit den Konsequenzen leben“. Einen vierten Teil des Buches bilden „Ein Spaßverderber*innen-Survival-Kit“ und „Ein Spaßverderber*innen-Manifest“.

Das Buch ist dem wissenschaftlichen Diskurs und dem aktivistischen feministischen, antirassistischen und Antidiskriminierungs-Diskurs zuzuordnen. Es arbeitet intersektional, enthält starke Rekurse auf die sozialen Bewegungen, soziologische und philosophische Konzepte und Theorie und spiegelt diese mit konkreten Erfahrungen und Erlebnissen der Autorin; das Buch enthält viel als solches transparent gemachte Persönliche der Autorin. Ihre Art der Auseinandersetzung und wie sie dies textlich sichtbar und zugänglich macht, hat mich als Leserin in einer besonderen Weise berührt: mit einer ganz spezifischen Verwobenheit von intellektuellen, emotionalen und entgrenzenden Aspekten. Das Buch hat auf eine sehr grundlegende Art und Weise mein Denken-Fühlen-Greifbarmachen nach und über die Kategorie Geschlecht, meine Suche nach einer Sichtweise auf die Relationen der Geschlechter und ihres Gefüges geprägt, sowohl inhaltlich als auch im Wie dieses Prozesses. Das ist besonders deswegen wichtig herauszustellen, weil ich wenig direkt aus diesem Text zitieren werde und die Relevanz des Buches nicht auf diese Weise abgebildet sein wird. Es war auch deswegen so wichtig für mich, weil es mich gleichzeitig verändert, und mich empowert hat, als die zu denk-fühlen und zu schreiben die ich bin-werde – und genau darin wiederum ganz praktisch und mühelos eine Dichotomie zerfließen lassen hat und erfahrbar, fühlbar gemacht hat, wie leicht genau das sein kann. Auch brachte es die Erfahrung, mich selbst zu hinterfragen (war bekannt) und die im Patriarchat gut erlernte Selbstzerstörung dabei loszulassen (eher neu, fühlt sich genau danach an: revolutionärer Akt – heftig-anstrengend und sanft-schön).

In Kapitel fünf gehe ich sprachlich-textlich unterschiedlich mit diesen drei Publikationen um, im Besonderen unterscheidet sich die Stärke der Verwen-

dung von Direktzitat. So werde ich in Kapitel fünf ganz hauptsächlich aus dem Buch „Links leben mit Kindern“ direkt zitieren, Bezüge aus „Reinventing Organisations visuell“ stärker vermittelt, weniger direkt. Der Einfluss von „Feministisch leben!“ war noch einmal anders gelagert. Dies mag mit der je spezifischen Art der Publikation zusammenhängen, liegt zudem im Arbeitsprozess während der Auseinandersetzung mit diesen Büchern begründet. Die intensive Lektüre von „Links leben mit Kindern“ leitete diese Phase ein und ich sammelte offen und breit Zitate, zog daraus Schlussfolgerungen, baute erste Kategorienzusammenhänge. Es folgte als thematischer Kontrast die Beschäftigung mit „Reinventing Organisations visuell“, aus dem sich sehr viel weniger direkt auf die Geschlechterverhältnisse bezogene Aussagen ziehen lassen, sondern sehr viel mehr durch mich gedanklich übertragen und weitergehend-ergänzend zu denken war. Der Korpus wuchs an, ich spiegelte damit wiederum die Aspekte, die ich aus meinem Befassen mit den Texten aus „Links leben mit Kindern“ gezogen und durch- und weitergedacht hatte, es folgten weitere Ins-Verhältnis-Setzen-Schritte, Abstraktionen usw. Mit dem Buch von Ahmed setzte dann eine nochmals andere Weise der Beschäftigung, des Durcharbeitens des Stoffes, des Ansehens, des in den Gegenstand Hineinkriechens und der weiteren Versuche des Anstupsens und Weiterstupsens von Grenzen, des daran Scheiterns und dem manchmal vage vorhandenen Gefühl, zumindest kurz auf dieser zu sein, sie damit fast greifen zu können und vielleicht sogar ein paar Zentimeter hinter ihr etwas im Nebel zu erkennen zu meinen. Die Lektüre von „Feministisch leben!“ ging der stärker systematisierenden Arbeit voraus, die später (nach der gleich beschriebenen weiteren Lektürephase) erfolgte über das Erfassen von Direkt- und Indirekt-Zitaten in die o.g. Tabellen je für die Vignetten *Sorge für Kinder* und *Arbeiten in Teams in Organisationen* und lag ihr gleichsam querliegend zu Grunde.

Am Übergang davon zur nächsten Arbeitsphase las ich Auszüge der „Vier-in-einem-Perspektive“ von Frigga Haug, veröffentlicht 2008 bei Argument. Es trägt den Untertitel „Politik von Frauen für eine neue Linke“ und am meisten interessierte mich daran das konkrete Konzept, das aus (wie so oft schmerzhaften) Analysen der kapitalistischen und patriarchalen Gesellschaft wenig pathetisch, aber doch verheißungsvoll fast ein ‚Rezept‘ für die Gestaltung des (Alltags-)Lebens ableitet, eine Utopie einer Gesellschaft ausgerichtet auf „Gerechtigkeit bei der Verteilung von Erwerbsarbeit, Familienarbeit, Gemeinwesenarbeit und Entwicklungschancen“ (Haug 2008: 13). Damit zurrten sich einige Gedanken nochmals fest, Verbindungen wurden klarer, meine Schwerpunkte für mich deutlicher, neue theoretische und thematische Anschlussstellen eröffneten sich und verlangten Entscheidungen ab, ihnen im Moment zu folgen oder nicht. Es schloss sich dann eine Phase an, in der ich weitere Texte las, noch einmal las, anlas, überflog, doch wieder zur Seite legte, die auch ‚irgendwie‘ mit meinen Fragen oder deren Gegenständen zu tun hatten. Diese Phase, die auch als Erreichen der theoretischen Sättigung des Samples (mit den

durch die Vignetten bewusst gesetzten Eingrenzungen) (vgl. Kelle/Kluge 2010) gesehen werden kann, war vor allem von der Sorge geleitet, etwas noch nicht erwischt zu haben, was ich wichtig finde oder was ein*e Leser*in meines Textes wichtig finden könnte. Es war hier ganz stark die sorgenvolle Frage oder die fragende Sorge am Werk, die mich (und ich wage zu vermuten, ein paar andere soziologisch-politisch-aktivistisch forschende und schreibende Menschen auch) fast stetig begleitet. Habe ich etwas noch nicht gelesen und einbezogen, was ich hätte lesen und einbeziehen müssen? Habe ich ein*e wichtige Autor*in nicht im Blick? Wer legt dafür eigentlich die Kriterien fest? Wie stark darf ich, kann ich, will ich die Verwobenheit in ein Netz von Gedanken von verschiedensten Menschen deutlich machen und damit die unbequeme Frage präsent machen, was man für sich eigentlich nur aus sich heraus überhaupt quasi alleine denken kann? Unbequem ja nur deshalb, weil unsere Gesellschaft Kategorien wie Reputation, Autonomie usw. prozessiert und ich als Individuum es deswegen als herausfordernd wahrnehme, mich davon nicht gefangen nehmen zu lassen. Hat das nicht schon jemand anders gedacht? Ist das, was ich da gerade produziere, überhaupt wichtig? Und warum denke ich, dass das wiederum relevant ist, warum fühle ich diesen Druck? Was wäre ohne ihn? Wo hat das schon einmal jemand so oder so ähnlich gedacht und aufgeschrieben? Wer sagt mir, wann ich damit aufhören kann, danach zu suchen, ob jemand das, was ich denke-fühle, schon einmal aufgeschrieben hat? Und dann kam die Verbindung von „Hör jetzt auf zu lesen“ und „ja, okay, ich darf das denken-fühlen und jetzt so aufschreiben“. D.h. hier verbindet sich die im Forschungsprozess zwangsläufig unsichere und erforderliche Entscheidung für die Einschätzung, dass die theoretische Sättigung nun (vorerst, ausreichend) erreicht ist, mit einer durchaus auch emanzipatorisch relevanten Entscheidung für das Sprechen. Dabei ist für mich die Entscheidung für die Perspektive, dass der Text, der daraus entsteht, ein Zwischenstand ist, wichtig. Er ist gleichermaßen weder offen noch abgeschlossen.

3 Sozialtheoretische Grundlegung

Das Denken in Relationen ist auf der einen Seite alltägliche Praxis der Soziologie. Auf der anderen Seite unterliegt es unterschiedlichen Schwierigkeiten, Herausforderungen, Grenzen, die sich auch in dieser alltäglichen Praxis immer wieder zeigen. Der derzeitige gesellschaftliche Diskurs mit einer starken Relevanzsetzung auf Konzepte wie Individualität, Autonomie, Vielfalt der Handlungsoptionen usw. ist auch die historische ‚Umgebung‘ derzeitigen soziologischen Arbeitens und an sich eine dieser Herausforderungen für ein ‚konsequentes‘ Denken in Relationen. Aus politischer, wie soziologischer Perspektive der Autorin ist die Handlungsfähigkeit der Akteur*innen ein entscheidendes Motiv für politische Praxis und Veränderungen gesellschaftlicher Verhältnisse. Um ein relationales Denken genau dafür auch fruchtbringend einsetzen zu können, braucht es m.E. eine Verknüpfung der Theoreme Relationen, Handlung und Akteur*in, die jedoch strukturelle Aspekte berücksichtigt.

Nach Gesa Lindemann enthalten Sozialtheorien „Annahmen darüber, was überhaupt unter sozialen Phänomenen verstanden werden soll und welche Konzepte zentral gestellt werden: z.B. Erwartung, Handlung, Wissen, Interaktion“ (Lindemann 2009: 19). Sie legen fest, „was und wie etwas überhaupt als soziologisches empirisches Datum erscheinen kann“ (ebd.: 21) und sind damit an sich nicht falsifizierbar, sie stellen in gewisser Weise einen universellen Erkenntnisanspruch (vgl. ebd.). Die hier zu entwickelnde Modellierung wird mittels spezifischer Perspektiven auf Gesellschaft (3.1), das Verhältnis von Struktur und Handeln (3.2) und Geschlecht (3.3) fundiert.

3.1 Gesellschaft als Vergesellschaftung

Nach Georg Simmel ist Gesellschaft dort,

„wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten. Diese Wechselwirkung entsteht immer aus bestimmten Trieben heraus oder um bestimmter Zwecke willen. [...] [Diese] bewirken es, dass der Mensch in ein Zusammensein, ein Füreinander-, Miteinander-, Gegeneinander-Handeln, in eine Korrelation der Zustände mit andern tritt, d.h. Wirkungen auf sie ausübt und Wirkungen von ihnen empfängt. Diese Wechselwirkungen bedeuten, dass aus den individuellen Trägern jener veranlassenden Triebe und Zwecke eine Einheit, eben eine ‚Gesellschaft‘ wird.“ (Simmel 1908: 5)

Der Begriff der Wechselwirkung wird bei Simmel also grundlegend im Sinne des methodologischen Individualismus aufgebaut (vgl. dazu näher Fitzi 2009). Gleichwohl setzt Simmel als Gegenstand der Soziologie eben nicht jene ‚Triebe und Zwecke‘, sondern die immer wieder entstehenden Wechselwirkungen.

Genau darin sehe ich die Möglichkeit angelegt, eine Gegenüberstellung von Struktur und Handlung zu überwinden und den Anschlusspunkt für eine Fokussierung auf Relationen, wie ich sie im Verlauf dieser Arbeit vorschlagen werde (dazu 3.2 und 4).

Individuum und Gesellschaft werden bei Simmel als grundlegend miteinander verwoben beschrieben, u.a. wenn er darauf verweist, dass „alles menschliche Tun innerhalb der Gesellschaft verläuft und keines sich ihrem Einfluss entziehen kann“ (Simmel 1908: 2). „Dem soziologischen Blick Simmels erschließt sich“, so Birgitta Nedelmann, „die Befindlichkeit des Individuums als soziales Produkt, mit dem es wiederum verändernd auf die es umgebenden Formen zurückwirkt“ (Nedelmann 2006: 136). Die o.g. Motive und Zwecke versteht Simmel „als den Inhalt, gleichsam die Materie der Vergesellschaftung“ (Simmel 1908: 6); sie sind „an und für sich [...] noch nicht sozialen Wesens“ (ebd.), sie bilden Vergesellschaftung „erst, indem sie das isolierte Nebeneinander der Individuen zu bestimmten Formen des Miteinander und Füreinander gestalten, die unter den allgemeinen Begriff der Wechselwirkung gehören“ (ebd.). Es entsteht damit etwas, „das eine gewisse Unabhängigkeit von den einzelnen daran teilhabenden Persönlichkeiten besitzt“ (Simmel zitiert in Abels/König 2016: 5).

Diese „Formen der Vergesellschaftung“ (Simmel 1908: 6) sind es, die nach Simmels Programm die soziologische Analyse untersucht. Simmel betont, dass die Unterscheidung in Form und Inhalt eine analytische Differenzierung von „in der Wirklichkeit untrennbaren Elementen jedes sozialen Seins und Geschehens“ (ebd.: 6) ist, die aber notwendig für die Begründung der Soziologie als einer „speziellen Wissenschaft von der Gesellschaft“ (ebd.: 7) ist. Zum Verhältnis von Form und Inhalt führt Simmel weiterhin aus, dass verschiedene Interessen in einer Form vollzogen werden können, umgekehrt ein Interesse sich in ganz unterschiedlichen Formen von Vergesellschaftung zeigen kann; ein Inhalt bedingt nicht eine bestimmte Form, eine Form nicht einen bestimmten Inhalt. (Vgl. ebd.; vgl. auch Nedelmann 2006, Rammstedt 2009)

Vergesellschaftung und Wechselwirkung können als synonym verstanden werden (vgl. Abels/König 2016) und „Gesellschaft ist nur der Name für die Summe dieser Wechselwirkungen“ (Simmel zitiert ebd.: 4). Respektive: Gesellschaft und Vergesellschaftung sind ein und dasselbe, es gibt keine „gesonderte[.] Existenz der Gesellschaft neben diesen zahllosen sozialen Wechselwirkungen“ (Lichtblau 2011: 30).

Simmel zielt mit seinen Begriffen der Wechselwirkung und der Vergesellschaftung im Besonderen darauf ab, das Prozessuale des Gesellschaftlichen in den Mittelpunkt der soziologischen Betrachtung zu stellen.

„Fortwährend knüpft sich und löst sich und knüpft sich von neuem die Vergesellschaftung unter den Menschen, ein ewiges Fließen und Pulsieren, das die Individuen verkettet, auch wo es nicht zu eigentlichen Organisationen aufsteigt.“ (Simmel 1908: 19)

Dieses Grundverständnis wird später auch die Konzeptionalisierung des Begriffes des Gefüges der Relationen bestimmen (siehe Kapitel vier).

Birgitta Nedelmann versteht das Konzept der Wechselwirkung bei Simmel als „Sammelbegriff für die Untersuchung der Relationalität, Reziprozität und Dynamik sozialer Vorgänge“ (Nedelmann 2006: 135). Mit ihm sieht sie drei forschungsstrategische Aufforderungen verbunden: (1) „die wechselseitigen Relationen zwischen Individuen, Gruppen oder anderen analytischen Einheiten zu untersuchen“ (ebd.), (2) Erklärungen, die über Kausalzusammenhänge hinausweisen und die „Möglichkeit zirkulärer Kausalität“ (ebd.) einbinden, und (3) das dynamische Prinzip, d.h. „alles Substantielle, Absolute, Ewige in den Fluss der Dinge“ aufzulösen, „um von der ‚historischen Wandelbarkeit‘, von der ‚lebendige[n] Wechselwirksamkeit von Elementen‘ auszugehen“ (ebd. unter Zitation von Simmel).

Die im Kapitel zur Arbeitsweise benannte Einschränkung der hiesigen Ausführungen, die sich auf eine regional bestimmte Gesellschaft bezieht, ist rein forschungspraktisch und -pragmatisch intendiert und motiviert. Mit ihr soll dezidiert nicht der Gesellschaftsbegriff an sich in Richtung eines „territorialen Verständnisses von Gesellschaft“ (Lichtblau 2011: 17) verengt werden. Empirischen Erkenntnissen, auf die hier Bezug genommen werden kann, liegt häufig diese Eingrenzungen zu Grunde; die politische Verfasstheit in Staaten wird zudem relevant für Gestaltungs- und Veränderungsprozesse der Geschlechterverhältnisse (Gesetze usw.), die für die vorliegende Arbeit auch von Interesse sind. Drittens ist die Eingrenzung ein Mittel, um nicht vorschnell zu verallgemeinern auf einen Kontext, der von der dargelegten Forschung nicht abgedeckt ist.

3.2 Verortung zum Verhältnis von Struktur und Handeln

Die Frage nach dem Verhältnis von Struktur und Handeln, von Struktur und Subjekt, von Individuum und Gesellschaft⁹ ist eine Grundfrage der sozialwissenschaftlichen Diskussion. Sie beruht auf Dichotomisierungen, die selbst sozial konstruiert und damit kontingent sind. Sie ist an sich ebenso voraussetzungsvoll wie sie gleichsam im Modus der Selbstverständlichkeit die sozialwissenschaftlichen Debatten prägt. Herbert Kalthoff benennt Struktur/Handlung als eine von mehreren Gegensatzkonstruktionen in der Geschichte der Soziologie und stellt fest, dass Dualismen häufig zu „Unschärfen“ (Kalthoff

9 Selbstredend meinen diese Aspekte je sehr Verschiedenes, in der Art und Weise aber, wie sie im sozialwissenschaftlichen Diskurs gegenübergestellt und wie diese Gegenüberstellung verhandelt wird, gibt es durchaus Schnittmengen, weswegen sie hier derart aneinandergereiht werden.

2008: 9) führen. Weitere Dualismen sind Mikro/Makro, Kultur/Natur, Theorie/Empirie, Transzendenz/Immanenz, Geist/Körper, Vernunft/Gefühl; eine grundlegende Kritik an Dualismen mit Blick auf ihre Bedeutung für Herrschaftsstrukturen erfolgt in der feministischen Geschlechterforschung in verschiedenen Disziplinen (vgl. Klinger 2019, 2004).

Auch in der Geschlechterforschung wird mit der Dichotomie von Struktur und Handeln gearbeitet und gleichermaßen ihre Beschränkungen kritisiert. Sie wird dabei häufig verknüpft mit der Frage, „wie und auf welcher Ebene die Bekämpfung von (Geschlechter-)Ungleichheiten ansetzen sollte: Bedarf es eines strukturellen Wandels von Gesellschaftsverhältnissen oder soll ein Wandel in erster Linie auf der Subjektebene – beispielsweise durch (Weiter-)Bildungsangebote und ‚Identitätsentwicklung‘ – befördert werden?“ (Graf/Ideler/Klinger 2013: 9)

Regina Becker-Schmidt (2013) legt das Verhältnis von Konzepten, die Geschlecht als soziale Konstruktion fokussieren und solchen, die „Geschlecht als Bezugspunkt gesellschaftlicher Strukturierung“ (ebd.: 19) bearbeiten, dar. Sie argumentiert gegen ein ‚Abdichten‘ und ‚Verselbstständigen‘ dieser beiden Perspektiven und dafür, dass in einer gegenseitigen Ergänzung verschiedene Aspekte „des gemeinsamen Problems Frauendiskriminierung“ (ebd.: 20) erhellt werden können. „Denn geschlechtliche Arbeitsteilung ist ohne Rekurs auf Geschlechterstereotypen ebenso wenig zu erklären wie in der Analyse von Geschlechterkonstruktionen von deren gesellschaftlicher Bedeutung für die Aufrechterhaltung von geschlechtlicher Arbeitsteilung im Privatbereich und in öffentlichen Sphären abgesehen werden kann.“ (Ebd.: 24)

Mit Verweis auf die Debatte um ‚Differenz‘ zwischen Benhabib, Butler und Fraser stellt Maihofer fest, dass „viele Positionen, die Individuum und Gesellschaft trennen, [...] zum Ziel [haben], die Idee einer genuin menschlichen Freiheit zu bewahren“ (Maihofer 2011), die Möglichkeit individueller Handlungsfreiheit (vgl. ebd.). Zudem hängt die Perspektive auf dieses Verhältnis von Handeln und Struktur mit dem jeweiligen Forschungsinteresse und der theoretischen Grundausrichtung zusammen (vgl. Jung 2013). Die Bearbeitung dieser sozialwissenschaftlichen Grundfrage ist verbunden mit der „Kontroverse um die Möglichkeit einer big theory, in der Gesellschaftstheorie nicht selten gegen handlungstheoretische Ansätze und umgekehrt ausgespielt wird“, so Jung (ebd.: 44). Im Diskurs der Frauen- und Geschlechterforschung wird die Gegenüberstellung von Struktur und Handlung, oder auch jene von Struktur und Subjekt jedoch nochmals stärker und auf spezifische Weise hinterfragt. So wurden die gesellschaftlich bedeutsamen und gesellschaftstheoretisch formulierten Konzepte, die das Bild eines individuell handlungsfähigen Subjektes, eines gleichsam unabhängigen Akteurs zeichnen, als historisch verortete, gesellschaftlich konstruierte Vorstellungen aufgezeigt, die Teil einer patriarchalen Ordnung sind und diese stützen. Auch werden grundlegend Dualismen als Herrschaftsinstrumente sichtbar gemacht und kritisiert (u.a. Becker-

Schmidt, dargelegt in Jung 2013; beispielhaft zur Dekonstruktion der Gegenüberstellung von Natur und Kultur durch Judith Butler vgl. u.a. Maihofer 1995).

Aus der kritischen Beleuchtung der Dichotomisierungen hervorgehend wird eingefordert, die verengenden Gegenüberstellungen und damit produzierte Ausschlüsse und Erkenntnishemmnisse zu überwinden¹⁰ und es werden Positionen entwickelt, die sowohl Struktur als auch Handlung respektive die Subjektebene als bedeutsam für die Konstruktion von Geschlecht und Herstellung von Geschlechterungleichheiten setzen. Julia Graf, Kristin Ideler und Sabine Klinger sehen diese Perspektive mittlerweile als „common sense in der Frauen- und Geschlechterforschung“ (2013: 12; ähnlich Jung 2013). Andrea Maihofer führt aus, dass Struktur und Subjekt konstitutiv zusammenhängen und ihre Trennung höchstens aus analytischen Gründen (vgl. Maihofer 2011; ähnlich dies. 2004a) erforderlich ist. „Gesellschaftliche Strukturen sind Resultate menschlichen Handelns, werden durch diese reproduziert“ (Maihofer 2011) und Subjekte sind historisch und kulturell bedingt. „Ein Subjekt sein zu müssen, eine Geschlechtsidentität entwickeln zu müssen [ist] ein zutiefst gesellschaftlich-kultureller, struktureller Prozess“, „ist ein Herrschaftsmechanismus“ (ebd.).

Auch der oben thematisierte Gesellschaftsbegriff nach Simmel zielt auf eine solche Perspektive ab. „Jedes Handeln jedes Individuums wirkt fortlaufend und wird fortlaufend bewirkt, und jedes soziale Gebilde wirkt auf andere Gebilde ein und wird von ihnen bewirkt. Das ist gemeint, wenn man die Ordnung als Prozess versteht.“ (Abels/König 2010: 30) In der Rezeption Simmels wird seiner Theorie ein methodologischer Individualismus zugeschrieben (u.a. Fitz 2009); sie wird jenen Ansätzen zugeordnet, die „nicht von überindividuell-kollektiven, soziokulturellen Strukturen, Systemen und Ganzheiten ausgehen, sondern vom menschlichen Individuum und dessen Verhalten“ (Hillmann 1994: 550). Simmels Perspektive und Gesellschaftsbegriff kann aber m.E. auch derart verstanden und verwendet werden, dass die Relationen (im Fortlauf dieser Arbeit) und nicht die Individuen in den Fokus gerückt werden und damit ein Überschreiten des Auseinanderdividierens von Handlungs- und Strukturtheorie forciert werden kann. Dass sich die Überwindung der Dichotomisierung fortwährend als nicht zu unterschätzende Herausforderung zeigt, liegt nicht zuletzt daran, dass die untersuchte Gesellschaft, die aus eben jener selbst heraus untersucht wird, von der Konstruktion von Dichotomien grund-

10 Dies trifft, wenn zwar in besonderer Weise so doch nicht ausschließlich, auf den Diskurs der Frauen- und Geschlechterforschung zu. Für die Disziplin der Internationalen Beziehungen legen dies Bieler und Morton (2001) dar. Sie beziehen sich u.a. auf Gramsci, der – rezipiert in verschiedenen Disziplinen –, Strukturen als historisch gewachsene Ergebnisse von Handeln sichtbar macht (vgl. Bieler/Morton 2001) und verdeutlicht, dass gleichermaßen „this process of instantiation has always also taken place in the past, conditioning agency in the present“ (ebd.: 26). „A final resolution“ (ebd.: 28) des Dualismus von Handeln und Struktur sehen sie darin nicht.

legend geprägt ist, damit auch der Möglichkeitsraum des Denk- und Sagbaren (Foucault; vgl. auch Maihofer 1995). Andrea Maihofer führt dies in Bezug auf die Herausforderung aus, „ein Verständnis von Geschlecht jenseits der das moderne westliche Denken kennzeichnenden Dichotomien zwischen Natur-Kultur, Körper-Geist, Materie-Bewusstsein zu entwickeln“ (Maihofer 1995: 17). Als „einzige Chance“ sieht sie den „Versuch, eine begriffliche Balance zu finden, in der sowohl das Dilemma selbst reflektiert als auch jedes vermeintliche Auflösen der Oppositionen oder Umkippen nach einer Seite hin vermieden wird“ (ebd.: 18).

Ich werde in der vorliegenden Arbeit nicht subjekt- oder identitätstheoretisch arbeiten, keine Handlungstheorie formulieren oder ‚Struktur‘ oder ‚Institution‘ theoretisch modellieren. Damit ist, so sei betont, kein Urteil über die Wichtigkeit dieser Aspekte verbunden. Vielmehr stehen sowohl die hohe Bedeutung der einzelnen, auch körperlich verorteten Menschen für das Soziale recht unumwunden fest (vgl. u.a. Becker-Schmidt 2013) – demnach auch die Relevanz von Analysen zu Identität und auf Subjektebene für sozialwissenschaftliche Erkenntnis. Subjekt und Struktur, „beides [ist] gleich wichtig [...], weil sie konstitutiv zusammenhängen“ (Maihofer 2011, ähnlich dies. 2004a); für eine vollumfängliche Analyse von Geschlecht in einer Gesellschaft, sind alle Ebenen des Sozialen zu analysieren. Dies hat die vorliegende Arbeit nicht vor. Ich werde den Fokus auf die theoretisch-empirische Modellierung von Relationen der Geschlechter und deren Gefüge ausrichten. Es wird sich zeigen müssen, ob diese Perspektive einen Mehrwert auch für die Analyse des „Reproduktionszirkel“ (Maihofer 2011), in dem sich Subjekt und Struktur „wechselseitig herstellen“ (ebd.) befördert. Oder aber: Ob damit der Dualismus aufgebrochen werden kann. Maihofer argumentiert, dass für die Analyse von Geschlechterverhältnissen drei Ebenen der Gesellschaft als Ordnung zu betrachten sind: Individuen, die Institutionen respektive Strukturen und die symbolische Ordnung (oder: kulturelle Repräsentationen) (vgl. ebd. sowie Maihofer 2004a und b). Welche Erkenntnisse sind möglich, wenn der Fokus auf die Relationen der Geschlechter gelenkt und diese derart konzipiert werden, dass dabei jeweils, gleichsam querliegend, Aspekte dieser drei Ebenen berücksichtigt werden? Meine These ist, dass mittels einer solchen Fokussierung Aspekte offengelegt werden können, die für „den Kreislauf der Reproduktion“, für „den Mechanismus der Reproduktion des Zusammenhangs von Strukturen und Subjekten“ (Maihofer 2011) von Relevanz sind und auch auf Transformationspotentiale und bereits existentes ‚Anderes‘ hinweisen, gleichsam Verschiedenes in seinem dynamischen Verhältnis sichtbar machen.

An die hier avisierte theoretische Modellierung wären in gewisser Weise Praxistheorien anschlussfähig, denn diese suchen „eine Reihe etablierter philosophischer und soziologischer Dichotomien zu überwinden [...], wie etwa die Differenz zwischen Struktur und Handlung oder zwischen Gesellschaft und Individuum“ (Schäfer zitiert in Völker 2019: 511). Soziale Praxen kommen in

meiner Modellierung insofern in den Blick als sie diejenigen Momente sind, die daraufhin analytisch kategorisiert werden können, welche Relationen von Geschlechtern sie prozessieren.

„Es macht die Besonderheit des Untersuchungsgegenstandes ‚Praxis‘ aus, dass er sich gängigen Dualismen entzieht: Praxis ist zwar spezifisch, konkret, in ihrem Ereignen singulär, aber sie ist nicht individuell. Praktiken werden je konkret hervorgebracht und sie existieren und zirkulieren zugleich unabhängig von einzelnen Subjekten [...] Diese Gemachtheit, das Tun im Vollzug, das Herstellen von Sozialem, von Zusammenhängen und Relationen ist der wesentliche Gegenstand von Praxistheorien.“ (Völker 2019: 509)

Anders aber als in Praxistheorien, in denen „Praktiken‘ die fundamentale theoretische Kategorie bilden“ (Schäfer zitiert in Völker 2019: 511), stehen in meiner Modellierung die Relationen im Fokus. Gleichwohl ist dies nur als eine Aussage über die Tendenz der theoretischen Modellierung zu verstehen, da sich soziale Praktiken und Relationen selbst ja nicht sinnvoll gegenüberstellen lassen oder vollständig voneinander zu trennen wären. Für sinnvoll halte ich, an diesem Punkt nicht zu stark zu fokussieren auf eine oder mehrere spezifische Formen sozialer Praxen. Vielmehr sollen sowohl Alltagspraxen als auch Außeralltägliche in die Analyse gleichermaßen einbezogen werden (vgl. dazu wie auch zur Auflösung dieser Gegenüberstellung Reuter/Lengersdorf 2016). Auch eine Differenzierung zwischen diskursiv und nicht-diskursiven Praktiken halte ich an diesem Punkt der hier avisierten theoretischen Modellierung nicht für zielführend. Jede Form von sozialer Praxis ist (potentiell) für das Prozessieren von Relationen zwischen Geschlechtern von Relevanz und lohnt sich, in die Betrachtung einbeziehen.¹¹

Julia Reuter und Diana Lengersdorf zeigen, dass sich die praxistheoretische Perspektive besonders eignet, „jene widersprüchlichen und ungehorsamen Gebärden und Artikulationen, die keiner Reproduktion der hierarchischen Ordnung der Dinge dienen – im Gegenteil: die sie hinterfragen, mit ihr spielen“ (Lengersdorf/Reuter 2016 unter Rekurs auf de Certeau) zu identifizieren. Dies trifft meines Erachtens nicht ausschließlich auf jene Alltagspraxen zu, die die Autorinnen in ebenjener Publikation fokussieren und so zeigt sich diese Perspektive als geeignet, sowohl jene ‚anderen‘ Aspekte der Geschlechterverhältnisse zu erfassen, die sich mit eigener Kraft in das Blickfeld der soziologisch Forschenden schieben, als auch das, was die Autorinnen bezeichnen als „sehr leiser, häufig unwissentlich ablaufender Widerstand, improvisiert, unbemerkt, der nichtsdestotrotz das Kräftefeld zu unterwandern, zu stören, zu variieren vermag“ (ebd.: 370). Und, so möchte ich es für diese hier avisierte Modellierung annehmen: eine Praxis kann sowohl das eine wie auch das andere

11 Die Modellierung ließe sich sicherlich auch dafür nutzen, spezifisch bestimmte Formen von Praxis anzuschauen und ggf. zu vergleichen, ob sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Bezug auf die entdeckten Relationen von Geschlechtern sowie das Gefüge der Relationen zeigen, die in einem systematischen Zusammenhang mit den verschiedenen Praxisformen stehen.

sein – mal ‚laut‘ mal ‚leise‘, intendiert oder nicht –, wie sie auch sowohl das ‚Eine‘ reproduzierend sein *und* ‚anderes‘ prozessieren kann. Zumindest dies vorauszusetzen, und damit wiederum bestehende Dichotomisierungen in Frage zu stellen und zu überschreiten, eröffnet die Option, Aspekte zu entdecken, die anderenfalls verdeckt blieben, für die Komplexität der Geschlechterverhältnisse aber (gegebenenfalls) von hoher Relevanz sind.

Mit einer praxistheoretischen Perspektive mögen interessante Aspekte in den Blick kommen. Um die Lücke zwischen Akteur*in und den Relationen der Geschlechter aber an sich modellierend zu schließen, ist meines Erachtens das Konzept der Handlungsfähigkeit, Agency geeigneter. Es ist in gewisser Weise fluider, weniger statisch. Auch einige der vielen Konzeptionen von Agency stellen sich die Aufgabe einer Vermittlung der Ebenen von Struktur und Subjekt. Cornelia Helfferich spricht von einer „Landkarte der Agency-Konzepte“ (Helfferich 2012: 10; vgl. ausführlich dazu Bethmann et al. 2012) und beschreibt Agency als einen „verwirrend vielfältige[n] Begriff“ (Helfferich 2012: 32), der „mit gesellschaftlichen, kollektiv verankerten Anforderungen, Wünschen und Ängsten aufgeladen“ (ebd.) ist und mit dem „grundlegende Fragen der menschlichen Existenz [...], Fragen von Macht und Ohnmacht, Fragen der menschlichen Positionierung zu anderen und zur Umwelt, Fragen der Erklärbarkeit von Welt über Wirkungen, Fragen von Verantwortung und Schuld“ (ebd.) bearbeitet werden.

In einem Strang der Agency-Forschung wird Agency in ihrer sozialen Bedingtheit ausformuliert und das Paradox der „kontextuellen Eingebundenheit von Akteur_innen in Strukturen einerseits und der Veränderung von Strukturen und Institutionen durch eben diese darin eingebundenen Akteur_innen andererseits“ (Amstutz/Nussbaumer/Brand 2018: 89) beleuchtet (vgl. dazu auch Raitelhuber 2012; Helfferich 2012, Scherr 2012).

„Ein sozialtheoretisch aufgeklärter Begriff von Agency im Horizont relationalen Denkens [...] bietet einen Zugang zu den dynamischen Prozessen, durch die Menschen ‚individual agency‘ in sozialen Praktiken produzieren – und damit zugleich ermöglichende wie beschränkende ‚social structures‘ schaffen bzw. umsetzen“. (Raitelhuber 2012: 143)

Struktur „wird als etwas Prozessförmiges und Temporales verstehbar“ (ebd.: 144). Solche Konzepte können m.E. ein tragender Baustein sein, um der hiesigen Aufgabe zu begegnen, die Schnittstelle zwischen den hier fokussierten Relationen der Geschlechter und den Akteur*innen zu fassen. Auch wenn ich in dieser Arbeit nicht subjekt- und identitätstheoretisch vorgehe, so folge ich doch der Argumentationslinie Lindemanns (2009), nach der „Sozialität [...] als Vergesellschaftung diesseitiger, verkörperter Personen gedacht werden [muss]“ (ebd.: 18) und „gerade die Analyse der Moderne [...] einer Sozialtheorie [bedarf], die theoretisch den körperlichen Menschen eine zentrale Stellung

einräumt“ (ebd.: 19; zur Bedeutung von Körperlichkeit in Rekurs auf Butler vgl. auch Amstutz/Nussbaumer/Brand 2018).¹²

Albert Scherr führt aus, dass es im Feld der Agency Konzepte eine „nicht hintergehbare Grundeinsicht der einschlägigen Debatten“ ist,

„dass weder sozialdeterministische Theorien, noch Postulate einer jenseits sozialer Begrenzungen und Einflüsse situierten Autonomie des Individuums tragfähig sind. Angemessener ist es vielmehr, zugleich von der sozialen Ermöglichung und der sozialen Begrenzung der Selbstbestimmungs- und Handlungsfähigkeit von Individuen auszugehen und anzunehmen, dass die Selbstbestimmungs- und Handlungsfähigkeit, die Individuen sich selbst und anderen zuschreiben, Prozesse der sozialen Formierung von Subjektivität in Sozialisationsprozessen voraussetzt. Damit sind sozialwissenschaftliche Theorien der Subjektivität auf eine paradoxe Grundkonstellationen verwiesen: Die Annahme einer sozialen Bestimmtheit von individueller Handlungsfähigkeit ist ebenso unhintergebar wie die Annahme einer sozial nicht determinierten Selbstbestimmungsfähigkeit.“ (Scherr 2012: 99f.)

Den Impuls, Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten personeller Akteur*innen stark zu machen (wie ihn Maihofer als Motiv für entsprechendes sozialtheoretisches Arbeiten thematisiert, s.o.) nehme ich bei mir ebenso wahr wie die Skepsis gegenüber voluntaristischen und individualisierenden Sichtweisen. Die Handlungsfähigkeit von Menschen ist für das Verständnis aktuellen Wandels wie auch für das Prozessieren von Wandel selbst von hoher Bedeutung, in unserer aktuellen Gesellschaft nochmals spezifisch, da diese stark auf individuelles Handeln hin ausgerichtet ist. In Form einer Individualisierung von Verantwortung aber kann sie zum Instrument der Reproduktion von Herrschaft werden. Ich verstehe die Kollektivierung von Verantwortung für das Gestalten von Gesellschaft im Allgemeinen und Geschlechterverhältnissen im Einzelnen als einen enorm wichtigen Aspekt gesellschaftlichen Prozessierens und soziologischen Verstehens von Wandel (wenngleich auch sie als Legitimationsresource für die Reproduktion von Herrschaft instrumentalisiert werden kann).

In die Bahn einer dezidiert relationssoziologischen Perspektive gelenkt, halte ich ein Konzept von „social agency“ für geeignet, das das *Zusammenwirken* von (personellen) Akteur*innen in dem Gestalten von Geschlechterverhältnissen als Scharnier zwischen Menschen und den Relationen der Geschlechter in der theoretischen Modellierung erfasst.¹³ Dabei gilt es reflexiv zu bearbeiten, nicht eine weitere Dichotomisierung aufzubauen – zwischen Relationen und Menschen –, sondern den hier als soziologisch interessant befundenen Bereich und seine Facetten, zu denen diese Aspekte gehören, theoretisch modellierend zu betrachten.

12 Diesen Aspekt der Körperlichkeit hebt auch Susanne Völker als relevanten Aspekt hervor, hier im Zusammenhang mit Praxistheorien (vgl. Völker 2019).

13 Ich werde von dieser Annahme im Folgenden ausgehen, ohne sie selbst dezidiert zu untersuchen und sehe dies als Aufgabe, vor der eine weitere Arbeit mit der Theorie in Auseinandersetzung mit empirischem Material stünde.

Die Agency-Analyse bedarf auch des Blickes auf das historische Entstehen von Agency-Konstruktionen, auf die „kulturellen Diskurse und gesellschaftlichen Bewertungen von Formen von Handlungsmacht in spezifischen Kontexten“ (Helfferich 2012: 32). Ich halte es aus feministischer Perspektive für zielführend, Agency als ein Konzept zu reflektieren, das selbst in einer androzentrischen Kultur, einer (auch) patriarchal geprägten Gesellschaft entstanden ist und bei der Arbeit mit und an ihm darauf zurückgehende Aspekte einzuholen wichtig ist. Inwiefern wiederholt ein Konzept von Agency zum Beispiel kulturelle Wertungen von weiblich versus männlich konnotierten Formen von Handlungs(ohn)macht? Wird die Konstruktion des bürgerlichen Subjektes, das ‚frei‘ agiert, ‚aktiv‘, und ‚bewusst‘ gestaltet, in das Konzept übernommen und es so als Instrument der Reproduktion von HERRschaft verwendbar gemacht? Wie kann es offen für auch grundlegenden Wandel von Gesellschaft geformt werden?

Für das Forschungsinteresse, das dieser Arbeit zu Grunde liegt, sind vor allem Agency-Konzeptionen gewinnbringend, die in einer relationalen Perspektive verortet sind und Agency „nicht mehr als an die (aus dem Kontext isolierte) Figur des Individuums gebunden, sondern an Relationen“ (Helfferich 2012: 24) geknüpft in den Blick nehmen – Agency also nicht als Eigenschaft verstehen, die Individuen ‚haben‘, sondern, „da die Relationen sich ständig ändern [als] etwas stets neu Hervorzubringendes“ (ebd.), das zudem im Sozialen selbst verortet und „durch und durch als etwas Relationales“ (Raitelhuber 2012: 124) betrachtet wird. In Abgrenzung zum Verständnis von einer individuellen agency in einer ontologischen Definition werden, so legt Raitelhuber (2012) in Bezug auf Barnes dar, Aspekte wie die Figur des ‚verantwortlich Handelnden‘ (sic: männlich, Anm. S.R.) als gesellschaftliche Institutionen sichtbar und kommen gesellschaftliche Diskurse über ‚die freie Entscheidung‘ in den Blick. Sie geschlechtersoziologisch zu reflektieren und notwendige Umformungen vorzunehmen halte ich für basal, da nur dann Aspekte dessen in den Blick kommen können, die einer patriarchalen Logik oder Logik der Hegemonie grundlegend widersprechen beziehungsweise tatsächlich außerhalb dieser liegen.

Relational ausgerichtete Agency-Konzepte beziehen sich häufig auf die Arbeiten von Emirbayer und Mische. Diese konzipieren Agency als „die Fähigkeit sozial eingebetteter Akteure, sich kulturelle Kategorien sowie Handlungsbedingungen auf der Grundlage persönlicher und kollektiver Ideale, Interessen und Überzeugungen anzueignen, zu reproduzieren sowie potenziell zu verändern“ (Scherr 2012: 108, Emirbayer/Mische 1988 zitierend). Es wird im Anschluss daran u.a. mit einer Temporalisierung gearbeitet und unterschieden zwischen einem „habituellen Aspekt, der durch die Vergangenheit informiert ist“ (ebd.: 109); zweitens der „zukunftsbezogene[n] ‚Fähigkeit alternative Möglichkeiten zu imaginieren‘; und drittens der Fähigkeit, vergangenheitsbedingte Gewohnheiten und Routinen mit zukunftsbezogenen Projekten im Kon-

text der Kontingenzen der Gegenwart in Beziehung zusetzen“ (ebd.). Damit wird das „paradoxe Verhältnis von sozialer Bestimmtheit und individueller Selbstbestimmungsfähigkeit verzeitlicht“ (ebd.).¹⁴

Diese relational ausgerichteten Konzepte von Agency sind anschlussfähig an machtanalytische und -kritische Herangehensweisen (vgl. ebd.; ähnlich Amstutz/Nussbaumer/Brand 2018), im Besonderen an solche, die „Macht als ein relationales Phänomen verstehen, welches in Beziehungen eingelassen ist und komplementärer Akteure bedarf“ (Helfferich 2012: 24).

Für die Modellierung, die in der vorliegenden Arbeit entwickelt wird, ist eine Perspektive auf Macht fruchtbar, die sowohl Gewaltverhältnisse, Hierarchisierungen und Ungleichheiten, Unterdrückung erfassen kann, als auch Widerstand und ‚andere‘ Verhältnisse, Relationen von Geschlecht adressieren kann, ohne dafür den machtanalytischen Blick aufzugeben. Macht kann dabei „zugleich als Herrschafts- und Ermöglichungsmodus begriffen“ (Bargetz et al. 2017: 12) werden. Wird Macht gleichermaßen „als Unterdrückung, als produktive Kraft“ und als „Ermächtigung“ (ebd.: 13) beleuchtet¹⁵, können dabei Dichotomisierungen und darin eingewebte geschlechtliche Zuordnungen, die selbst Teil patriarchaler Strukturen sind, überschritten werden (vgl. Meyer/Schälin 2019, Klinger 2004), ohne Aspekte wie „Fremdbestimmung, Ausbeutung und Unfreiheit“ (Meyer/Schälin 2019.: 141) analytisch zu ignorieren und damit zu verdecken.

In meiner theoretischen Modellierung nehme ich Macht nicht vorrangig als etwas Individuelles, bei Subjekten Verortetes in den Blick, sondern fokussiere auf die Relationen von Geschlechtern als verschiedene Modi machtvollen oder ‚vermachteten‘ Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern.

Foucault versteht u.a. Macht wie folgt:

„Die Macht ist nicht etwas, was man erwirbt, wegnimmt, teilt, was man bewahrt oder verliert; die Macht ist etwas, was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht. Die Machtbeziehungen verhalten sich zu anderen Typen von Verhältnissen (ökonomischen Prozessen, Erkenntnisrelationen, sexuellen Beziehungen) nicht als etwas Äußeres, sondern sind ihnen immanent. Sie sind einerseits die unmittelbaren Auswirkungen von Teilungen, Ungleichheiten und Ungleichgewichten, die in jenen Verhältnissen zustande kommen, und andererseits sind sie die inneren Bedingungen jener Differenzierungen. Die Machtbeziehungen bilden nicht den Überbau, der nur eine hemmende oder aufrechterhaltende Rolle spielt – wo sie eine Rolle spielen, wirken sie unmittelbar hervorbringend.“ (Foucault 2008: 1099, orig. 1976 ff.)

Macht durchzieht die verschiedensten Aspekte von Gesellschaft und soziologischen Analyseebenen wie Sorgeverhältnisse, persönliche Beziehungen, staatliche Strukturen, Wissensordnungen, symbolische Ordnung, Körperlich-

14 Diese Linie wird angesichts der Ausrichtung des hiesigen Forschungsinteresses nicht weiter vertieft. Zum Begriff der individuellen Selbstbestimmungsfähigkeit siehe weiter oben in diesem Kapitel.

15 Für einen umfassenden Überblick siehe Allen 2021.

es, Mikropolitiken, (Erwerbs-)Arbeit, soziale Bewegungen usw. (vgl. u.a. Bargetz et al. 2017). Herrschaft kann als eine „Form institutionalisierter Machtausübung“ (ebd.: 13 in Rekurs auf Knapp) verstanden werden. „Herrschaft nutzt, aber begrenzt die positiven Eigenschaften von Macht. Ihre produktiven, interaktiven, kommunikativen Qualitäten werden durch Institutionalisierung in Relationen von Über- und Unterordnung, Befehl und Gehorsam fixiert“, so führt Klinger (2004: 88) aus.

Ausgehend von der Kritik, die die Geschlechterforschung am Konzept des autonomen Subjektes formuliert, schlagen Nathalie Amstutz, Melanie Nussbaumer und Ortrun Brand mit Rekurs auf die Arbeit von Meyer und Jepperson „eine prozessbezogene Spielart“ (Dies. 2018: 104) von sozialer Agency vor, die ebjenere relationale Ausrichtung umsetzt.¹⁶ Basis ist hier die Feststellung, dass Akteur*innen und institutionelle Umwelt in einem stetigen Interaktionsprozess verbunden sind (vgl. ebd.); es wird stark auf die „Bedingtheit von Struktur und Handlung“ (ebd.: 94) abgestellt. In einer solchen Perspektive ist „der Widerspruch von ‚choice‘ (‚freier Wille‘ bzw. Entscheidung durch das Individuum) und ‚causation‘ (Verursachung durch etwas Anderes) [...] sozialtheoretisch gesehen – unsinnig“ (Raitelhuber 2012: 136), denn „die kausale Beeinflusstheit von ‚social agents‘ ist ihr Normalzustand“ (ebd.: 137). „Agency ist somit keine Qualität von Individuen angesichts von Institutionen, sondern Ergebnis eines Strukturierungsprozesses, bei dem Geschlecht, Alter, ‚Race‘, (Dis)Ability, Class und weitere Dimensionen“ (Amstutz/Nussbaumer/Brand 2018: 98) von Relevanz sind.

Albert Scherr betont, dass „Handlungen nicht als eine Hervorbringung von Individuen, sondern als ein soziales Ereignis in den Blick zu nehmen“ sind (Scherr 2012: 114). Scherr nutzt hier die

„Annahme eines systematischen Primats des Sozialen gegenüber Einzelhandlungen: Soziale Prozesse werden nicht als Verknüpfungen von Einzelhandlungen gefasst, sondern umgekehrt Einzelhandlungen als Elemente sozialer Prozesse. Das heißt: Ob und gegebenenfalls wie Ereignisse als Handlungen markiert und damit auf Dispositionen und Intentionen von Individuen zurückgeführt werden, ist von der Struktur und Dynamik sozialer Prozesse abhängig. Dabei wird die Dekomposition sozialer Prozesse in Einzelhandlungen jedoch nicht als Attributionsfehler betrachtet, als unangemessene Erklärung eines situativ bedingten Ereignisses durch individuelle Handlungen, sondern als ein unverzichtbares und folgenreiches Moment sozialer Prozesse: Soziale Prozesse werden durch Deutungen von Ereignissen als individuell zurechenbare Handlungen – also nicht als kontingente Effekte einer Situation – in Einzelhandlungen untergliedert. Dies etabliert einerseits einen Modus der Bezugnahme der Kommunikation auf vorausgehende Handlungen. Zudem wird es dadurch sozial [...] ermöglicht, dass Individuen sich als Handelnde erleben können, die sich auf das beziehen,

16 Die Autorinnen verbinden das Konzept mit denen der Institution und des Geschlechterwissens, mit dem Ziel, „(De)Institutionalisierungsprozesse von Geschlecht in Organisationen als Prozesse sozialer Agency zu reflektieren“ (ebd.: 100). Ohne diese Ausrichtung hier verfolgen zu wollen, halte ich ihre Konzeption von Agency als anschlussfähig und sehr gewinnbringend für die hier avisierte Fokussierung auf Relationen der Geschlechter.

was sie im jeweiligen Kommunikationszusammenhang als Handlungen Anderer wahrnehmen.“ (Ebd.: 115)

Die Zurechnung von Prozessen zu sozialen Einheiten wird somit selbst, als sozialer Prozess, zum Gegenstand soziologischer Analysen.

In modernen Gesellschaften finden all diese sozialen Ereignisse in „heterogenen Kontexten“ (ebd.: 116) statt, worin die Möglichkeit begründet ist, „jeweilige Regeln und Normen zueinander in Beziehung zu setzen“ (ebd.: 117). Amstutz, Nussbaumer und Brand haben zum Ziel, auch „emanzipatorische Handlungsmacht jenseits der etablierten, institutionalisierten Machtstrukturen zu denken“ (2018: 93) und Möglichkeiten von „Widerstand oder Wandel aus subalternen Position“ (ebd.) einzubeziehen.¹⁷

Sowohl Handlung als auch Struktur sind, wie auch Aspekte der symbolischen Ordnung – ohne dass sie über eine analytische Differenzierung hinausgehend voneinander getrennt zu betrachten wären – Teile, Aspekte der Relationen der Geschlechter, wie ich sie im Rahmen dieser Arbeit theoretisch modellieren möchte. Sie sind in ihnen ‚immer bereits da‘, gleichermaßen schaffen sie sie, zählen zu ihren Entstehungsbedingungen und werden von ihnen, oder anders: in ihnen gestaltet, respektive: prozessiert. Soziale Agency ist Moment dieser Relationen der Geschlechter selbst. Subjektpositionen wären, in Anlehnung an Amstutz/Nussbaumer/Brand als in ihnen konstituiert zu denken, in ihnen geschaffen, als Effekte wie auch wiederum Teil ihrer Konstitutionsbedingungen.

Jede*r Akteur*in kann auf der Ebene einer in situ praktizierten Geschlechterkonzeption ‚theoretisch‘ jede all solcher denkbaren Konzeptionen re-produzieren (dies ist hier nicht der Analysefokus) und kann Praxen prozessieren, die unterschiedlichste Relationen prozessieren. In dem Sinne ist es nicht an die Geschlechterkonzeption des*der Akteur*in im Sinne einer Ursache-Wirkungs-Beziehung gebunden, welcher Praxen welche Relationen prozessieren. Auch kann ein*e Akteur*in mit ein und derselben Handlung und mit verschiedenen Handlungen mal die eine, mal die andere Relation prozessieren. Gleichwohl ist zu verhindern, das Geschlecht der Akteur*innen als nichtig einzustufen, dies würde den Gegenstand verfehlen und es gilt, nicht der Gefahr Vorschub zu leisten, Agency von Frauen, trans* und inter* Personen durch die Theorie zu verdecken und ebenso die Handlungsspielräume von Männern offenlegen zu können. Das Geschlecht, so ist stark zu vermuten, ist auch eine (in ihrer Wirkweise empirisch zu bestimmende) Ressource für das ‚Bespielen‘ der Relationen.

17 Sie arbeiten dabei mit den Ausführungen Judith Butlers zum Begriff der Subjektposition und dem Ansatz des Institutional Work. Sie konzipieren damit das Subjekt derart, dass es „nicht der Handlung vorgängig [ist], sondern Handeln ist an eine Subjektposition geknüpft. Zweitens ist die Konstruktion von Subjektpositionen durch Macht gekennzeichnet. [...] Drittens ist Geschlecht Teil der Ausgestaltung der Machtbeziehungen im Konstruktionsprozess der Subjektposition“ (Amstutz/Nussbaumer/Brand 2018: 98).

3.3 Begriffsbestimmung Geschlecht

Die basale Prämisse für die vorliegende Arbeit ist, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion ist und damit nicht feststehend, nicht zwangsläufiges Resultat einer vorgeschalteten Variable (wie zum Beispiel körperliche Gestalt o.Ä.), auch nicht unabhängig, gleichsam von sich heraus inhaltlich bestimmt. Von diesem Ausgangspunkt her fundiert auch Andrea Maihofer ihr Konzept von Geschlecht als gesellschaftlich-kultureller Existenzweise, das im Folgenden mein Hauptbezugspunkt sein wird. Maihofer formuliert ihr Konzept in einen starken Bezug auf ‚Diskurs‘.¹⁸ Ich halte es für gewinnbringend, es gleichsam breiter zu verwenden. Ich werde es außerdem mit queeren Perspektiven verknüpfen und damit hin zu einer sozialtheoretischen Konzeption von Geschlecht als einer Pluralität von geschlechtlichen gesellschaftlich-kulturellen Existenzweisen ausrichten. Schließlich möchte ich andiskutieren, ob und wie gleichsam neben dieser Vielfalt von Geschlechtern die Möglichkeit einer nicht-geschlechtlichen Existenzweise konzeptuell mitgedacht werden könnte.

3.3.1 *Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise (Maihofer)*

Andrea Maihofer fasst Geschlecht als eine „komplexe Verbindung verschiedener historisch entstandener Denk- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und -formen sowie gesellschaftlicher Verhältnisse und Institutionen, eben eine historisch bestimmte Art und Weise zu existieren“ (Maihofer 1995: 85). Sie überarbeitet mit ihrer Konzeption von Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise verschiedene Ansätze der Geschlechterforschung und (auch darin eingelassene) Dualismen:

„‚Geschlecht‘ als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise zu begreifen, stellt [...] den Versuch dar, erstens gegenüber dem Verständnis von ‚Geschlecht‘ als bloßem Bewusstseinsphänomen, das sich nur in den Köpfen der Leute abspielt, also lediglich als ein Set von Vorstel-

18 Maihofer formuliert Geschlecht, wie hier ausgeführt als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise, des Weiteren als hegemonialen Diskurs. Ich werde in meiner Modellierung nicht mit dem Diskursbegriff arbeiten. Wenngleich dieser eine hohe analytische Kraft hat, auch in Bezug auf Geschlecht, habe ich mich für einen anderen Fokus, andere Begrifflichkeiten entschieden. Zentral werden bei mir die ‚Relationen der Geschlechter‘ und deren Ordnung sein. Ohne im Detail auf das Verhältnis dieser Begriffe mit dem Diskursbegriff einzugehen, kann vereinfachend gesagt werden, dass ich den Diskursbegriff zu diesen gleichermaßen als quer liegend verstehe. Es kann sich sicherlich als gewinnbringend zeigen, z.B. innerhalb einer spezifischen Relation diskursive Aspekte zu analysieren. Dafür würde sich m.E. dann aber ein enger gefasster Diskursbegriff eignen, als jener bei Maihofer. Sie fasst an Foucault anschließend darunter „Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen, Körperpraxen, Wissens(chafts)formen, Institutionen, gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse, Naturverhältnisse, Kunst, Architektur, innere Struktur von Räumen etc.“ (Maihofer 1995: 80).

lungen, Bildern, Stereotypen, Verhaltenserwartungen etc., überhaupt auf die ‚materielle Existenz‘ des Geschlechts zu verweisen; zweitens gegenüber der Vorstellung von ‚Geschlecht‘ als Effekt von Darstellungen und Wahrnehmungen, Rollen etc., also als etwas, was den Individuen letztlich doch äußerlich bleibt, auf der ‚Konsistenz‘ des Geschlechts als einer historisch entstandenen, aber doch gelebten ‚körperlichen und seelischen Materialität‘ zu beharren; und drittens gegenüber der Auffassung von ‚Geschlecht‘ als Geschlechtsidentität, -charakter etc., also als vornehmlich psychisches Phänomen, sowohl die historisch entstandene ‚körperliche als auch überhaupt die gesellschaftlich-kulturelle Materialität‘ des Geschlechts zu betonen, ohne auf eine natürliche Basis des Geschlechts rekurren zu müssen. Andererseits ermöglicht diese Begrifflichkeit gegenüber einem Verständnis von ‚Geschlecht‘ als natürlicher biologisch-anatomischer Gegebenheit, auch den Geschlechtskörper als gesellschaftlich-kulturelles Phänomen zu begreifen, ohne die körperliche Materialität des Geschlechts verabschieden zu müssen. Insoweit stellt diese Auffassung von ‚Geschlecht‘ eine begriffliche Balance zwischen Natur und Kultur, Körper und Geist, Materie und Bewusstsein her.“ (Ebd.: 84 f.)¹⁹

Der Begriff macht strukturelle Aspekte deutlich und ohne „die Einzigartigkeit des Individuums“ (ebd.: 85) und seine Handlungsfähigkeit konzeptionell zu schmälern wird ‚Individualität‘ dezidiert soziologisch theoretisiert.

In der Form wie durch Maihofer ausgearbeitet, eröffnet die dem zugrunde gelegte Prämisse der sozialen Konstruktion von Geschlecht den Blick auf die Wandelbarkeit und Gestaltbarkeit dieser Konstruktion, ohne aber ihre Bedeutung als sozialer Tatbestand zu relativieren oder die Möglichkeit eines situativen, je ganz freien und von sozialen Mustern unabhängigen Entwerfens von Geschlecht als gegeben zu behaupten.²⁰ Geschlecht als sozial konstruiert zu setzen bedeutet, es nicht als natürlich gegeben zu verstehen, es ist „keine anthropologische Konstante, keine Essenz oder Wesenheit [...], die dem Menschen qua Menschsein zukommt“ (Maihofer 2004a: 35; vgl. auch Maihofer 2004b); bei Maihofer ist damit auch das ‚biologische Geschlecht‘ gemeint. Mit dem Begriff der Existenzweise adressiert Maihofer den Umstand, dass „Individuen durch gesellschaftliche Vergeschlechtlichungsprozesse nicht nur ständig vergeschlechtlicht werden, sondern es dann – im Zuge dieser Prozesse – in irgendeiner Weise auch sind“; „ein Sein, das nicht als eine vorgegebene, unveränderliche Wesenheit der Individuen gedacht wird, vielmehr als ein je historisch und gesellschaftlich-kulturell bedingtes Sein, als ein Modus der Existenz

19 Maihofer baut hier auf dem Verständnis Althusser's zur „Gleichursprünglichkeit von Praxen und Ideen“ (Maihofer 1995: 84) auf. „Die Idee der Gleichheit ist danach keineswegs eine bloße Bewusstseinsform oder Idee, die nur in unseren Köpfen existiert [...]. [...] [Sie] ‚hat‘ vielmehr eine materielle Existenz: in gesellschaftlichen Institutionen, Verhältnissen, Verfahrensweisen, in Körperpraxen etc.“ (ebd.: 83, Herv. i. O.).

20 Maihofer verweist auf die Gefahr der „theoretische[n] Verengung“ sozialkonstruktivistischer Herangehensweisen, wenn ausschließlich fokussiert wird „dass, wo und vor allem wie Geschlecht sozial konstruiert wird“ (Maihofer 2004b: 33) und auf die Relevanz, auch auf die „Effekte“ sozialer Prozesse, der ‚Materialität‘, die sie annehmen“ (ebd.) und gesamtgesellschaftlicher Momente (vgl. ebd.). Dort führt sie auch einen Vergleich der Ansätze doing gender (West/Zimmerman) und Geschlecht als performativer Akt (Butler) aus (vgl. ebd.) und kommt zu dem Schluss, dass diese füreinander wichtige Ergänzungen liefern.

also und nicht der Essenz“ (Maihofer 2004a: 37). Geschlecht wird nicht nur als sozialer, sondern als gesellschaftlicher Prozess verstanden, um nicht „auf soziale Beziehungen zwischen Individuen oder gar auf bloße Interaktionsprozesse zu reduzieren“, sondern umfassend gesellschaftliche Verhältnisse zu erfassen, „worunter auch ökonomische, technologische, institutionelle sowie Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verstehen sind“ (Maihofer 1995: 82). Diese reproduzieren sich „auch *in* den Individuen“ (Maihofer 2019: 39, Herv. i. O.). Unter Rekurs auf Foucault arbeitet Maihofer hier mit dem „Moment der ‚Produktivität‘ [...] gesellschaftlicher Macht- und Kräfteverhältnisse“ (ebd.) und verweist auf die „normierenden und disziplinierenden Wirkungen des bestehenden Systems“ (ebd.). Auf der Ebene des Individuums zeigt sich Geschlecht „als ein komplexes Bündel dynamischer, nie endgültig stillgestellter, mehrfach in sich verschränkter Vereinheitlichungs- und Vereignschaftlichungsprozess“ (ebd.: 39). Gleichermaßen ist Geschlecht ein „aktuell immer noch hegemoniale[r] Modus der Existenz [...], der im Laufe der Zeit als ständig gelebte Existenzweise in den Individuen eine ‚materielle Realität‘ erhält“ (ebd.). „Menschen ‚sind‘ Geschlecht in und durch Praxis“, so Utan Schirmer über das Konzept Maihofers, „geschlechtliches Sein wird also weder als zugrunde liegende Ursache geschlechtlicher Praxen gefasst, die dieses Sein ausdrücken würden, noch lediglich als imaginärer Effekt geschlechtlicher Praxen.“ (Schirmer 2013: 174f.)

Für die Beschreibung des Wie der Konstruktionsprozesse zieht Maihofer in ihren neueren Fassungen ihres Konzeptes Erving Goffmans Überlegungen zur Wirkweise der ‚institutionalisierten Genderismen‘ heran. Diese lassen „die Individuen immer wieder geschlechtsspezifisch handeln und damit ständig neu Geschlechterdifferenzen entstehen“ (Maihofer 2004a: 36 im Rekurs auf Goffmans Aufsatz „Arrangement der Geschlechter“ von 1977). Goffman arbeitet die Bedeutung der Interaktionen besonders heraus. In ihnen werden Geschlechterdifferenzen konstruiert. Und in ihnen werden diese sozialen Konstruktionen naturalisiert (vgl. ebd.).

„Das geschlechtsspezifische Verhalten erscheint in Folge allen Beteiligten als Ausdruck der ‚natürlichen‘ Geschlechterdifferenz zwischen Frauen und Männern, statt als Resultat gesellschaftlicher Prozesse. Diese Zirkularität sozialer Interaktionen bezeichnet Goffman als ‚institutionelle Reflexivität‘.“ (Maihofer 2004a: 37; näher zu Goffmans Konzepten ders. 1977 sowie Maihofer 2004b)

Maihofer verweist darauf, dass Goffmans Analyseschwerpunkt die Reproduktion sozialer Ordnung ist, weniger ihre Transformation (vgl. ebd.). Das Konzept der institutionellen Reflexivität verdeutlicht und erklärt eindrücklich, wie Geschlechterdifferenzen und damit zusammenhängende Hierarchien zirkulär und fortwährend hergestellt, verstärkt, erneuert werden. Dazu ‚anderes‘ aber lässt sich mit dem Konzept nicht gut greifen bzw. soziologisch erkennen. Mein Forschungsinteresse führt mich dazu, ergänzend nach eben jenen Aspekten zu schauen, die ‚anderes‘ beinhalten, ermöglichen, hervorbringen. Das können

Strategien der De-Naturalisierung sein, das Aufheben von Trennungen nach Geschlecht (z.B. bei Gruppenbildungen im Sportunterricht entlang anderer Kategorien, bei Unisextoiletten usw.) und viele weitere mehr.

Viel diskutiert in der sozialwissenschaftlichen Debatte, aber auch in nicht-fachspezifischen Bereichen des öffentlichen Diskurses, ist die Frage nach der Rolle des Körpers für Geschlecht. Andrea Maihofer zeigt, wie die Bedeutung des ‚Geschlechtskörpers‘ aufgefächert werden kann, und zwar in einer nicht-essentialisierenden, gegen-biologistischen Art und Weise (vgl. Maihofer 1995 mit Rekurs auf Butler, Foucault, Duden und Lindemann). Der Geschlechtskörper ist nach Maihofer „immer schon“ ein gesellschaftlicher:

„Unsere Wahrnehmung des Geschlechtskörpers sowie unsere Rede über ihn findet stets innerhalb einer bestimmten symbolischen Ordnung statt. Zudem ist das Objekt unserer Wahrnehmung und Rede längst kein natürliches mehr; wir haben es von vornherein mit einem historisch entstandenen und gesellschaftlich bestimmten Geschlechtskörper zu tun.“ (Maihofer 1995: 86)

Damit wird die Dichotomisierung biologisch/sozial aufgebrochen und selbst als ein Instrument der Naturalisierung von Geschlecht und der Reproduktion vergeschlechtlichter Deutungen, Normen und Hierarchien sichtbar. Essentialisierenden Argumentationen, die das körperliche Geschlecht als dem Sozialen vorgelagert betrachten und daraus eine vermeintliche ‚Natürlichkeit‘ vergeschlechtlichter Ordnung ableiten, wird damit begegnet, ohne aber die Bedeutung von Körperlichkeit für Geschlecht und vergeschlechtlichte Ordnung vereinfachend aus dem Blickfeld zu wischen (und damit auch die subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen von Beforschten zu ignorieren). Antke Engel fasst das Konzept prägnant wie folgt zusammen: Maihofer verweise darauf, dass „Körper, Subjektivität und soziale Beziehungen in ein untrennbares Konglomerat verflechten, das der Begriff ‚Geschlecht als Existenzweise‘ zu fassen sucht“ (Engel 2013: 69).

Geschlecht kommt somit als Aspekt gesellschaftlich-individuellen Seins und Werdens, der in hohem Maße voraussetzungsvoll ist, in den Blick.

3.3.2 *Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt*

Nach Maihofer ist derzeit „das System der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit die hegemoniale Form des Existierens [...], als ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ zu existieren [ist] also gesellschaftlich hegemonial vorgegeben“, damit gibt es, so ihre konzeptionellen und zeitdiagnostischen Ausführungen „nur unterschiedlich konforme oder subversive Varianten des Existierens als ‚Männer‘ und/oder ‚Frauen‘“ (Maihofer 2004a: 38).²¹ Maihofer argumentiert zeitdiag-

21 In Ihrem Artikel von 2004 zu Neuerungen ihres Konzeptes im Vergleich zu 1995 führt Maihofer aus, dass ihr der Anschluss an Beauvoir gewahrt worden ist: „Ein Frau- oder Mannsein als Wesenheit zu bestreiten, heißt jedoch nach Beauvoir ausdrücklich nicht, dass es

nostisch das Fortbestehen von „Zwangsheterosexualität, Binarität der Geschlechterdifferenz(en) und damit Heteronormativität“ (ebd.: 39) sowie die damit verbundene

„Notwendigkeit/Zumutung zur Vereinheitlichung und Vereindeutigung von (Geschlechts-)Körper, Identität und Begehren [...]. So müssen Individuen sowohl überhaupt zu Geschlechtern werden als auch zu lediglich einem (entweder zu einer Frau oder zu einem Mann). Außerdem müssen sie zum Geschlecht ihres ‚biologischen‘ Körpers werden“ (ebd.: 39).

Zwar formuliert sie bereits in ihrem Buch von 1995, in dem sie das Konzept von Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise ausarbeitet, explizit auch, dass es neben dem bürgerlichen hegemonialen Geschlechterdiskurs weitere Diskurse gibt (vgl. Maihofer 1995: 105) und Vereindeutigung „weder je total noch je endgültig“ (ebd.: 106) ist.

„Die gesellschaftliche Hegemonie des Geschlechterdiskurses ist keineswegs totalitär; weder ist er in allen gesellschaftlichen Bereich gleich dominant, noch innerhalb des einzelnen Individuums. Es gibt daher vielfältige Möglichkeiten individueller Kritik und Subversion, aber auch kollektiver Einsprüche und Widerstände.“ (ebd.: 16)

Die „Vervielfältigung der Geschlechter“ benennt sie als ihre „mittelfristige Option“ (ebd.: 108), sie vertritt die „Zielperspektive einer nicht zweigeschlechtlich strukturierten Welt“, so formuliert es Schirmer (2013: 171). Im 2004er Artikel ordnet Maihofer queertheoretische Ansätze als „zentrales Moment für eine kritische Theorie von Geschlecht und Geschlechtlichkeit“ (Maihofer 2004a: 39) ein und in einer Publikation von 2019 stellt sie eine „zunehmende Pluralisierung männlicher geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen“ (Maihofer 2019: 70) fest. Der Stellenwert einer Pluralität von Geschlecht ist in den Arbeiten von Maihofer hoch. Die „prinzipielle Heterogenität gelebter, teils marginalisierter geschlechtlicher Existenzweisen in ihrer möglichen Eigenlogik [ist] in Maihofers Konzeption explizit präsent gehalten“, so Schirmer (2013: 175).

Gleichwohl wird diese Pluralisierung von ihr auf der Ebene der sozialtheoretischen Konzeption von Geschlecht bislang nicht dezidiert umgesetzt. Maihofer überführt die Vervielfältigung der Geschlechter nicht aus einer Möglichkeit, die in der Zukunft liegt (vgl. 1995 u.a.) oder aus dem Wandel, der sich empirisch beginnt zu zeigen (vgl. 2019), in die theoretische Konzeption von Geschlecht selbst. Schirmer kommt zu der Einschätzung, dass „die Möglichkeiten anderer Geschlechter [...] als Ausnahmen und flüchtige Spuren an den Rand gedrängt“ (Schirmer 2013: 65) werden. Auch wenn der Wandel im 2019er Artikel von Maihofer zentriert wird, gilt weiterhin, was Schirmer für die Reformulierung des Konzeptes (2004) feststellt: dass es „innerhalb eines zweigeschlechtlichen Rahmens“ (Schirmer 2013: 172) bleibt. (Vgl. dazu auch Engel 2013) Vorschläge zur Differenzierung von Männlichkeiten in Anschluss

keine Frauen und Männer gibt. Es bedeutet vielmehr, das, was die Individuen sind, sind sie aufgrund ihrer Existenz in einer historisch bestimmten Situation“ (Maihofer 2004: 38).

an Connells Konzept Hegemonialer Männlichkeit vielfältigen Männlichkeiten (vgl. Kapitel fünf). Anna Buschmeyer und Diana Lengersdorf (2016) schlagen eine sehr viel stärker horizontal ausgerichtete Logik in Bezug auf das Verhältnis von Männlichkeiten untereinander vor (im Unterschied zu einer vornehmlich hierarchischen Logik). An diese Perspektive kann hier angeschlossen werden, wenngleich die Vielfalt von Weiblichkeiten sowie weitere Geschlechter in den männlichkeitssoziologischen Arbeiten kaum Gegenstand sind.

Utan Schirmer stellt die Frage:

„Wie also lässt sich – als Konsequenz dieser kritischen Einwände – die Eigensinnigkeit, wie lassen sich das Gewicht und der Wirklichkeitscharakter alternativer geschlechtlicher Seinsweisen konzeptionell adressieren, ohne sie wiederum zu essentialisieren oder identitär zu fixieren? Oder anders gefragt: Wie ist es möglich, sowohl die (konstruktivistische) Einsicht in den Konstruktionscharakter jeder Wirklichkeit als auch die (queer-theoretische) Aufmerksamkeit für die mit Wirklichkeitskonstruktionen verbundenen Ausschlüsse, für die Verfehlungen des Wirklichwerdens präsent zu halten und zugleich der Seinsqualität gelebter Geschlechtlichkeiten Rechnung zu tragen?“ (Schirmer 2013: 175)

Darauf folgend setzt Schirmer, ausgehend von empirischen Analysen (im Besonderen der Drag Kinging Szene), „gegenwärtige trans*-queere Existenzweisen als (marginalisierte oder minoritäre) ‚gelebte Denk-, Gefühls- und Körperpraxen‘, die nicht jenseits oder außerhalb des hegemonialen Geschlechterdiskurses stattfinden, sich aber dennoch durch eine spezifische Eigenlogik auszeichnen“ (Schirmer 2013: 175), in der „möglicherweise [...] die zweigeschlechtliche Strukturierung geschlechtlicher Existenzweisen selbst grundlegend transformiert wird“ (ebd.). Diese Geschlechtlichkeit ist für Schirmer viel weniger „prekär und flüchtig“, sondern bekommt „Gewicht, die Stabilität und den Wirklichkeitscharakter [...], die mit dem Begriff der Existenzweise verbunden sind“ (Schirmer 2013: 175). Auch Engel verweist auf eine Anerkennung von „Transgender und Intersexualität als geschlechtliche Existenzweisen“ (Engel 2013: 71).

Ich halte eine Erweiterung respektive einen zuspitzenden ‚Umbau‘ in Richtung einer Vervielfältigung von Geschlecht auf der Ebene der sozialtheoretischen Ausformulierung für angezeigt und gewinnbringend. Aspekte der aktuellen Geschlechterordnung wie die Änderung des Personenstandsgesetzes, steigende Anerkennung von intergeschlechtlichen Kindern in spezifischen Kontexten wie Kindergärten können damit berücksichtigt werden. Zudem lohnt sich meines Erachtens die dezidierte soziologische Suche nach Aspekten, die (gegebenenfalls) den Vereindeutigungsdruck in Bezug auf Geschlecht schwächen oder Momenten, die ohne diesen auskommen. Der Druck, den Akteur*innen diesbezüglich erfahren, soll keineswegs aus den Augen verloren werden. Die Option aber, gleichsam die Frage nach diesen Aspekten in die theoretische Modellierung grundlegend einzubeziehen, halte ich für sinnvoll.

Theoretische Konzepte sollten dabei unterstützen, beides erkennen zu können, je nachdem was ‚da ist‘ und in welcher Form.

Es ist meines Erachtens erkenntnisförderlich, wenn getrennt wird zwischen a) der Ebene der sozialtheoretischen Aussage, Geschlecht als eine gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise zu fassen und b) der Ebene von Aussagen über Aspekte wie Hegemonie usw. Das heißt für mich, als Antwortversuch auf die obige Frage, Geschlecht auf der ersten Ebene, der sozialtheoretischen, als eine Vielheit nebeneinander liegender geschlechtlicher gesellschaftlich-kultureller Existenzweisen zu konzipieren und erst in einem zweiten Schritt über deren Relationen in einer Gesellschaft Aussagen zu treffen. Meine Hoffnung ist, dass damit der analytische Blick stärker auch für solche empirisch vorhanden Konstellationen wie auch darüber hinaus prinzipiell denkbaren (‚utopischen‘) Aspekten und ihren Bedingungen und Möglichkeiten geweitet wird, die nicht einer zweigeschlechtlichen Logik entsprechen. Auch werden dann, so meine Vermutung, die Verhältnisse zwischen diesen Geschlechtern leichter oder nochmals auf eine andere Art und Weise analysierbar, also beispielsweise auch genauer oder dezidiert Verhältnisse von trans*geschlechtlichen Existenzweisen zu anderen geschlechtlichen Existenzweisen.

Ich gehe von der These aus, dass Vereindeutigung von Geschlecht in verschiedenen sozialen Situationen unterschiedlich stark von den Akteur*innen abverlangt wird. Dies werde ich bei der Differenzierung verschiedener Relationen von Geschlechtern berücksichtigen und erneut ansprechen. Konkreter: Es gibt Kontexte oder einzelne soziale Momente, in denen die Akteur*innen versuchen oder es schaffen, dass in ihnen den Beteiligten keine Vereindeutigung von Geschlecht abgefordert wird oder in denen dies zumindest weniger intensiv geschieht als in anderen Situationen, Momenten oder sozialen Kontexten. Ich denke hier an Aspekte von queeren Communities, es können aber auch Momente in einer als heterosexuell gelesenen Paarbeziehung sein. Sicherlich ist zu schauen, in welchem Verhältnis dies zu dem hegemonialen Diskurs steht, den Maihofer beschreibt. Aber der Ausgangspunkt meiner Arbeit ist die Annahme, dass mehr und/oder anderes sichtbar wird, wenn, statt ausschließlich oder auch hauptsächlich diesen hegemonialen Diskurs zu beschreiben, auch und fokussiert auf andere Aspekte geblickt wird. Diesen möchte ich auch in der theoretischen Modellierung selbst einen entsprechenden Platz einräumen, jeweils auf den verschiedenen Ebenen: der sozialtheoretischen Fundierung von Geschlecht, den Relationen der Geschlechter und dem Gefüge der Relationen. Der Schritt, Verhältnisse als Hegemonie eines Diskurses sichtbar zu machen, wie bei Maihofer, ermöglicht, ‚anderes‘ als möglich zu sehen und greift damit die Hegemonie potenziell an. Im selben Moment kann aber der Schritt der Bezeichnung eines Diskurses als hegemonial auch dessen hegemoniale Position stärken, wenn ‚anderes‘ nicht ebenso in den Blick genommen wird. Zwar führt Maihofer aus, dass es neben dem hegemonialen Diskurs immer auch andere Diskurse gibt (vgl. oben), allerdings wird dieses eher angerissen, der Schwer-

punkt liegt auf der Beschreibung des Hegemonialen, und zwar nicht nur im ‚Umfang‘, sondern dieser Schwerpunkt ist auch in das theoretische Konzept von Geschlecht selbst eingeschrieben.

Gegebenenfalls könnte die Perspektive auf gleichsam *zuerst* die Vielfalt von Geschlechtern und von Relationen der Geschlechter gewinnbringend sein. Das heißt, zuerst davon auszugehen, dass es diese Vielfalt grundlegend gibt (und/oder geben kann), sie theoretisch zu modellieren und explizit zu machen und in einem zweiten Schritt deren dynamische Verhältnisse miteinander zu betrachten. Es geht dann u.a. darum, diese „Prozesse der Vereinheitlichung und Vereindeutigung“ (Maihofer 2004a: 39) auf der Ebene der theoretischen Modellierung von Geschlecht nicht nur als nicht essenziell gegeben oder notwendig zu beschreiben, sondern dezidiert in Frage zu stellen, als hoch voraussetzungsvoll deutlich zu machen und theoretisch-empirisch nach dem ‚anderen‘ zu ihnen und zu ihrer Notwendigkeit zu suchen. Damit kann weiterhin offengehalten werden, in einer empirisch fundierten Zeitdiagnose über eine Gesellschaft zu dem Ergebnis zu kommen, dass es dort zu dieser Zeit ausschließlich zwei Geschlechter ‚gibt‘, aber auch andere Ergebnisse sind möglich, mehr noch: es wird leichter, spezifisch nach dem ‚anderen‘ zur Zweigeschlechtlichkeit zu schauen und es zu sehen, wenn es da ist oder auch nur Ansätze davon, deren Möglichkeitsbedingungen in den Blick zu nehmen und damit auch zu stärken.

Verknüpft mit dem Konzept der Heteronormativität heißt das, besonders sensibel dafür zu sein, diese (etwaig) in einer Gesellschaft vorhandene Heteronormativität nicht in die theoretische Konzeption derart zu übernehmen, dass sie darin eingeschrieben und sie damit reproduziert, fortgeführt, festgeschrieben wird. Heteronormativität beschreibt Nina Degele als

„ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema. Dieses trägt als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität bei bzw. soll dazu beitragen [...]. Heteronormativität als Struktur beschreibt den Sachverhalt der unsichtbar und selbstverständlich gewordenen Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit sowie ihre Bedeutung in und für gesellschaftliche(n) Institutionen. Dem liegen die Mechanismen Naturalisierung, Unbewusstheit und Institutionalisierung zugrunde. Naturalisierung bedeutet, dass Soziales auf Natur zurückgeführt wird. Der Mechanismus der Unbewusstheit behauptet Heteronormativität als verinnerlichte Gesellschaft, die eine strategisch orientierte Praxis und auch Körperlichkeit hervorbringt, ohne dass die dadurch produzierten Strategien ins Bewusstsein gebracht werden müssen [...]. Heteronormativität ist schließlich auch in Rechtsprechung, Sozialisation, Umgangsformen verankert, also institutionalisiert.“ (Degele 2007: 30)

Eben dies als gesellschaftliche, historisch spezifische Konstellation aufzudecken, vollzieht die Theoretisierung von Andrea Maihofer. Zu ergänzen wertvoll erachte ich es, geschlechtliche gesellschaftlich-kulturelle Existenzweisen gleichsam von der theoretischen Basis her als Vielfalt zu modellieren, die in

Bezug auf eine gedachte Achse von heteronormativ bis queer(end) analysiert werden können. Nina Degele versteht den Begriff heteronormativ als „Gegenbegriff zu queer“ (ebd.: 30). Jede geschlechtliche Existenzweise kann queere(n)de und heteronormative Aspekte prozessieren. Um ein Beispiel von Degele aufzugreifen: eine bestimmte Form schwuler Männlichkeit, die mit einer starken Abwertung von Weiblichkeit einhergeht (vgl. ebd.). Degele formuliert in ihrem Aufsatz „Männlichkeit queeren“ als Ziel und Vorhaben, „die Identifikation von Männlichkeit mit exklusiven Eigenschaften zu problematisieren“ (ebd.: 29) – was nicht heißen soll, „queeren Männlichkeiten nachzuspüren“ (ebd.: 30), sondern „heteronormative Komponenten und Brüche in den Konstruktionen und Inszenierungen, die mit Männlichkeit in Verbindung stehen, aufzuspüren und sichtbar zu machen“ (ebd.). Für den hiesigen Kontext lässt sich dies in gewisser Weise adaptieren, gleichwohl allgemeiner formuliert in Bezug auf Geschlechter (statt Männlichkeiten) und eingeschränkt insofern, als dass der Fokus dieser Arbeit auf dem Betrachten der Relationen der Geschlechter liegt, nicht auf der ‚inhaltlichen‘ Analyse dato auffindbarer geschlechtlicher Existenzweisen. Die Perspektive der sozialtheoretischen Konzeption von Geschlecht zu beschreiben aber, gewinnt m.E. dennoch durch diesen Aspekt, wenn also Heteronormativität als „herrschaftskritische Kategorie“ (Dietze/Haschemi Yekani/Michaelis 2012: 9) eingesetzt wird.

Schirmer geht darauf ein, dass auf Dekonstruktion hin ausgerichtete Konzepte mit ihrem Ziel, „den Horizont zukünftiger Möglichkeiten zu erweitern und radikal offenzuhalten, ihn also nicht durch eine positive Bestimmung konkreter alternativer Geschlechterwirklichkeiten wieder zu schließen“ (Schirmer 2013: 173) von Transgender kritisiert wurde, da mit diesem Vorgehen konzeptionell unberücksichtigt bleibe, „dass derartige Praxen und Lebensweisen ihrerseits spezifische geschlechtliche Wirklichkeiten konstituierten, die möglicherweise ebenso sehr als unhintergebar, materiell und existenziell erfahren würden“ (ebd.). Meine Verknüpfung des Konzeptes von Maihofer von Geschlecht als gesellschaftlich-kultureller Existenzweise mit einer queeren Perspektive hin zu einem Nebeneinander (potenziell) vieler geschlechtlicher Existenzweisen ist ein Versuch, weder durch die sozialtheoretische Konzeption eine wie auch immer gefasste Endlichkeit von Kategorien und die Gestalt jener festzuschreiben, gleichzeitig aber die vorhandenen Realitäten geschlechtlicher Existenzweisen ernst zu nehmen.

Nina Degele argumentiert, dass als „definierendes Merkmal von Männlichkeit“ die „Abgrenzung von Weiblichkeiten“ (Degele 2007: 38) gesehen werden kann und darüber gesellschaftliche Ordnung hergestellt wird, wobei Männlichkeitskonstruktionen inter-geschlechtlich und intra-geschlechtlich Machtunterschiede herstellen. Mit Maihofer folgt auf die Herstellung von Differenz nicht zwangsläufig die Herstellung von Hierarchie. Empirisch wird dies gleichwohl häufig derart gestaltet sein. Dennoch halte ich es für zielführend für das Entdecken von ‚Anderem‘, wenn dieser Konnex nicht theoretisch ge-

setzt, sondern als Marker in der Analyse von Relationen zwischen Geschlechtern eingesetzt wird und es eine offene, zu bearbeitende Frage ist, wann, in welchen Konstellationen und Kontexten Hierarchie auf Differenz folgt oder nicht.

In der empirischen Analyse, welche Geschlechter zu einer gegebenen Zeit in einer gegebenen Gesellschaft prozessiert werden, halte ich es für sinnvoll, die Offenheit darüber aufrechtzuerhalten, je zusätzlich dazu, zu welchen Geschlechtern die Analyse kommt, eine ‚Dummy-Variable‘ oder auch ‚weiterfragende Leerkategorie‘ (Kapitel 2.1), eine Platzhalterin, eine weitere leere Kategorie mit Fragezeichen hinzuzufügen. Diese soll dazu anregen, die Analyse stets als un abgeschlossen und unvollständig zu betrachten und dazu, immer weiter zu fragen: Gibt es neben diesen, im Moment durch die spezifische(n) Forschungsperson(en) in der Analyse gesehenen Geschlechtern, noch ein weiteres? (Siehe Schaubild in Kapitel vier.)

Und, darauf komme ich im Folgenden: Gibt es eine anerkannte nicht-geschlechtliche gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise? Ziel der Arbeit ist, den Fokus auf die Möglichkeiten des ‚Anderen‘ zu legen und für dieses ‚Andere‘ einen festen Platz in der soziologischen Betrachtung von Geschlecht zu theoretisieren. Dies unter der erkenntnistheoretisch fundierten und politisch optimistischen Annahme, dass einen solchen Raum in einer theoretischen Konzeption zu schaffen, auch eine Ressource für das ‚Andere‘ in seiner sozialen Realisierung und Praxis sein kann. Damit assoziiere ich auch, ein Moment in die soziologische Betrachtung der Geschlechterordnung einzubeziehen, das darauf ausgerichtet ist, was über das Existente hinaus und/oder an es anschließend, es modifizierend denkbar ist, was also sein könnte im Anschluss an Foucaults Verständnis von den (verschiebbaren) Grenzen des Diskurses. Das heißt, die theoretische Modellierung soll möglichst Aspekte aufgreifen, die (vielleicht) (noch) nicht sind, aber aus dem Gegebenen und den auch in einer Gesellschaft selbst formulierten Visionen über Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen bereits ‚gedacht‘ werden oder denkbar sind.

Konkreter ist dies hier neben der besprochenen Vervielfältigung von Geschlecht: die Möglichkeit einer nicht auf Geschlecht bezogenen gesellschaftlich-kulturellen Existenzweise. Keine geschlechtliche Existenzweise zu prozessieren (wenn dies möglich ist), bedeutet für die Personen häufig prekär zu sein, wenn sie in einer Gesellschaft leben, in der ein Geschlecht zu ‚sein‘ als erforderlich eingestuft wird, um als Mensch und zur Gesellschaft zugehörig anerkannt zu werden. Denkbar ist aber auch, dass dies nicht der Fall sein könnte (oder in gewissen Kontexten nicht ist). Nicht für alle wäre ‚alle Geschlechter anerkannt und gleichermaßen gut‘ die Konstellation, die es ihnen möglich machen würde, ‚ohne Angst verschieden zu sein‘ (Adorno, aufgegriffen von Maihofer). Es braucht auch die Option, losgelöst von Zuschreibungen, die mit Geschlecht verbunden werden, außerhalb geschlechtlicher Kategorien in einer anerkannten Form gesellschaftlich zu existieren – nämlich in solchen

Momenten oder für Personen, in denen oder für die diese Kategorien nicht zu-
vorderst Ermögliehungen sind, sondern Einschränkungen. Es braucht also, aus
meiner Perspektive, sowohl die Möglichkeit geschlechtlicher Existenzweisen
(und zwar vieler, die hierarchiefrei nebeneinanderstehen) als auch die Mög-
lichkeit nicht-geschlechtlicher Existenzweisen – denn nur dann kann es für In-
dividuen aus sich heraus, von Grund auf gewinnbringend sein, geschlechtlich
zu existieren oder auch nicht.

Diesen Aspekt konzeptionell mit einzubeziehen, also Geschlecht nicht
vollständig ‚aufzulösen‘ halte ich für zielführend. Geschlecht kann dann, wenn
es sich empirisch derart darstellt, sozialwissenschaftlich als positive Ressource
in den Blick kommen, z.B. als Instrument oder Ankerpunkt in „Prozessen der
sozialen Formierung von Subjektivität in Sozialisationsprozessen“ (Scherr
2012: 99f.). Die ‚Auflösung‘ von Geschlecht erscheint mir nicht als hinrei-
chende utopische Vorstellung, wenn der Bezug auf Geschlecht für Personen
wichtig und positiv sein kann.²² Machtkritisch betrachtet, kann dies nur ‚positiv‘
sein in a) hierarchiefreien Verhältnissen von Geschlechtern, in denen also
der Bezug auf Geschlecht nicht für eine Subordination anderer Geschlechter
eingesetzt wird und b) unter der Prämisse, dass eine geschlechtliche Existenz-
weise nur *eine* Option ist, d.h. es auch die Möglichkeit nicht-geschlechtlichen
Positionierens gibt.

Anders als mit der konzeptionellen ‚Auflösung‘ von Geschlecht teilweise
implizite einhergehend, werden damit weniger Negativ-Konnotationen der Ka-
tegorie Geschlecht *an sich* aktiviert. Dies wird gegebenenfalls einigen Aspek-
ten gelebter Realitäten und Wahrnehmungen beforschter Akteur*innen stärker
gerecht. Mit einer klar machtkritischen Analyseausrichtung und einem Ge-
schlechterkonzept, das Vielfalt zur Grundlage und nicht-geschlechtliche
Existenzweisen einbezieht, führt dies nicht zu einem verklärten Bild, das ggf.
Machtaspekte verdecken würde. Daneben mag angenommen werden, dass ge-
schlechtliche und nicht-geschlechtliche Existenzweisen relevant für Subjekt-
positionen und damit für Handlungsspielräume sein können. Diese gesell-
schaftlichen Aspekte sind ‚vermachtet‘ (Kapitel 3.2). Geschlechtliche und
nicht-geschlechtliche Existenzweisen könnten damit als (etwaige) Ressourcen
für das ‚Bespielen‘ der Relationen von Geschlechtern in den Blick genommen
werden.

Es kann auf Ebene der Individuen von einem tatsächlich je individuellen
Geschlecht ausgegangen und gesprochen werden.²³ Maihofer beschreibt die-

22 Ohne dass die Arbeit subjekttheoretisch vorgeht, liegt diesem Aspekt die Beobachtung zu
Grunde, dass Geschlecht als Kategorie, als „Brille“ eingesetzt, auch ermöglichend sein kann,
Aspekte an sich oder anderen zu ‚erkennen‘ und für ein positives Selbstverhältnis genutzt
werden kann. Identifikationen können als Ressource für Selbstwahrnehmung, Selbstwirksam-
keitserfahrungen, Entfaltung von Persönlichkeitsaspekten und eine sinnstiftende Verhältnis-
definition ‚zur Welt‘ eingesetzt werden.

23 Heinz-Jürgen Voß formuliert dies, mit starken Bezügen auf die sozialwissenschaftliche Ge-
schlechterforschung, für die biologische Geschlechterforschung aus (u.a. 2010).

sen Aspekt in ihrem Konzept von Geschlecht als gesellschaftlich-kultureller Existenzweise derart, dass sich Geschlecht „in der ‚Ausübung‘ von verschiedenen ‚weiblichen‘ und ‚männlichen‘ Denk-, Gefühls- und Körperpraxen reproduziert.“ (Maihofer 1995: 107) Das Geschlecht eines Individuums wird folglich kaum deckungsgleich sein mit je einer der gesellschaftlich-kulturellen geschlechtlichen Existenzweisen. Gleichmaßen sind sie in starker Verbindung mit den gesellschaftlich-kulturellen Existenzweisen, oder anders formuliert: sie sind nicht zu trennen von diesen. Sie sind diese und sind sie nicht – gleichzeitig und gleichermaßen.

Geschlechter werden im Prozessieren der Relationen kategorisiert und inhaltlich beschrieben respektive bestimmt. Hier kommt eine „Stärke der relationalen Perspektive“ zum Tragen, nämlich „zu thematisieren, wie das, was gewöhnlich als innere Disposition von Individuen betrachtet bzw. kausal auf diese zurückgeführt wird, in sozialen Beziehungen und Prozessen ermöglicht bzw. hervorgebracht wird“ (Scherr 2012: 104). Konkretisiert wird dies für Geschlecht in sozialkonstruktivistischen Arbeiten und, erweitert durch die Sensibilität für die Materialität von Geschlecht, im Konzept Maihofers von Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise. Individuen reproduzieren, prozessieren in ihren geschlechtlichen Praxen geschlechtliche Existenzweisen und deren Relationen, wobei diese nicht ihre sozialen Beziehungen im Sinne von Interaktionen, Freund*innenschaften, Paarbeziehungen sind, sondern gleichsam abstrakter die Verhältnisse zwischen Geschlechtern in einer Gesellschaft.

Die Geschlechterforschung diskutiert Geschlecht bereits lange als relationale Kategorie (vgl. u.a. Bereswill 2014, Connell 1999). Für Männlichkeit beschreibt Degele dies so, dass ihre Eigenschaften „über Abgrenzungen zu Weiblichkeit konkretisiert [werden]. Keine einzige der aufgezählten Eigenschaften würde jedoch einer kritischen Überprüfung als exklusiv Männern zurechenbar standhalten“ (Degele 2007: 29). Inwiefern sich dies für die inhaltliche Beschreibung weiterer Geschlechter in ihrem Bezug aufeinander gestaltet, ist je empirisch zu verfolgen. Beispielsweise also, inwiefern sich Trans*weiblichkeiten in Abgrenzung zu anderen Weiblichkeiten oder zu nonbinary Geschlechtern inhaltlich bestimmen. Dabei ist auch von Interesse, wann Abgrenzung mit Abwertung einhergeht und wann nicht und ob es Räume gibt, in denen keine ‚intendierte‘, ‚explizierte‘ Abgrenzung zu einem ‚anderen‘ Geschlecht erkennbar ist, wo also die Abgrenzung ganz vorrangig oder auch überhaupt nur als kategorisierende Unterscheidung des*der Beobachter*in zu Tage tritt.

3.3.3 *Intersektionale Sensibilität des Begriffs Geschlecht*

Konzepte der Intersektionalität stellen das „Ineinanderwirken verschiedener Herrschaftsverhältnisse bzw. Formen sozialer Ungleichheit und sozialer Verschiedenheiten“ (Degele 2019: 341; ähnlich Aulenbacher 2010) in den Mittelpunkt der Analyse. Auch wenn dies die vorliegende Arbeit nicht tut, ist es mir dennoch wichtig, das beschriebene begriffliche Verständnis von Geschlecht dezidiert für diese Perspektive zu öffnen. Relationen der Geschlechter und deren Ordnung können m. E. nicht ohne die Berücksichtigung dieser Dimensionen differenziert betrachtet werden. Gleichwohl werde ich diesen Aspekt nicht in Tiefe ausarbeiten. Die hiesige theoretische Modellierung als Puzzle vorgestellt, möchte ich diesen Bereich des Puzzles gleichsam ohne Rand verstanden wissen: Es werden einige Puzzleteile hinsichtlich der intersektionalen Aspekte angefügt, um aber Intersektionalität vollständig einzubeziehen wären noch weitere Teile hinzuzufügen.

Die intersektionale Perspektive wurde durch die Arbeiten Schwarzer Feminist*innen in die Analyse von Gesellschaft und Geschlecht eingebracht und konzeptualisiert. Zentrale Autorinnen sind u.a. Audre Lorde, Angela Davis und bell hooks. Nina Degele gibt einen Überblick zur historischen Verortung und verweist mit Rekurs auf Meyer sowie Bilge und Denis darauf, dass diese Aspekte nicht erst in der Diskussion der 1970er Jahre relevant wurden, sondern u.a. bereits 1832 von Maria Stewart thematisiert wurden (vgl. dazu näher Degele 2019). Für die Debatte ab den 1980er Jahren wird „A Black Feminism Statement“ von The Combahee River Collective (2014, orig. 1978) als „Gründungstext der Intersektionalitätsforschung interpretiert“ (Aulenbacher 2010: 2012). Die intersektionale Perspektive bewegte die wissenschaftlich-konzeptionelle wie auch gesellschaftspolitische Arbeit zu Ungleichheit und Diskriminierung der letzten Jahrzehnte stark und tut es noch. „Gemeinsam ist intersektionalen Konzepten der Fokus auf die Verschränkung sozialer Ungleichheiten, die enge Verbindung von wissenschaftlicher Analyse und gesellschaftlich-politischer Praxis sowie die Betonung emanzipatorischen Handelns.“ (Degele 2019: 344) Statt Ungleichheiten und Diskriminierung additiv zu betrachten, geht es also um die Analyse der komplexen Verschränkungen. Diesen Unterschied machen Dietze, Haschemi Yekani und Michaelis bezogen auf gesellschaftspolitisches Handeln deutlich: „Wenn man z.B. proklamiert, Nachteile für Frauen und Schwarze beseitigen zu wollen, werden Schwarze Frauen deshalb systematisch ausgeschlossen, weil implizit Frauenemanzipation als weiß und race-Emanzipation als männlich gesetzt werden.“ (Dietze/Haschemi Yekani/Michaelis 2012: 8f.)

Wenn sich auch in den Debatten die „Race-Class-Gender-Triade als Kern sozialer Ungleichheiten“ herauskristallisiert hat, so ist doch mittlerweile die Notwendigkeit des Blickes auf mehrere ungleichheitsrelevante Kategorien Teil des „common sense in der Diskussion, über Anzahl und Inhalt besteht

Uneinigkeit“ (Degele 2019: 345). Mit Erstarren des Diskurses zu Diversity, der mit demjenigen zu Intersektionalität verwoben ist, kommen sowohl nochmals mehr Kategorien ins Spiel als auch eine spezifische Dynamik zwischen einer Schwerpunktsetzung auf Ungleichheit (Intersektionalität) und „Verschiedenheit“ (Diversity) (ebd.: 346). Degele legt die Kritik der Entpolitisierung dar, die sich darauf bezieht, wenn eine neoliberale Ausrichtung in Bezug auf Humanressourcen erstarkt, „soziale Ungleichheit dethematisiert und das Management von Diversity damit individualisiert wird [...]. Stattdessen sollte“, so beschreibt Degele die Schlussfolgerung aus dieser Kritik, „Intersektionalität den Kern von Diversitätspolitiken darstellen und nicht auf Strukturanalysen verzichten“ (ebd.; dazu auch Aulenbacher 2010).

Degele kommt zu dem Schluss, dass „intersektionale Ansätze eine deutliche Erweiterung von Perspektiven auf Ungleichheitsdimensionen [liefern], ohne Geschlecht aus dem Blick zu verlieren“. Letzteren Aspekt halte ich für eine fortlaufende Aufgabe, denn zumindest in der gesellschaftspolitischen Arbeit mit dem Konzept ist durchaus auch anderes beobachtbar. Es ist eine große ggf. kaum leistbare Herausforderung für wissenschaftliche Analysen und politische Praxis, mehrere oder gar alle ungleichheitsrelevanten Kategorien gleichermaßen und in ihrer Verschränkung zu beachten, der es sich dennoch zu stellen gilt – wenn es dafür auch eher ein Netz an Modellierungen und Analysen benötigen wird als eine theoretisch-empirische Herangehensweise.

Meines Erachtens steht einer Verbindung von ungleichheitsanalytischer Perspektive und einer Vielfaltsorientierung nichts entgegen – vielmehr argumentiere ich in dieser Arbeit die Potentiale einer solchen Verbindung –, es kommt dabei maßgebend auf das Wie ihrer Umsetzung in theoretisch-empirischer Forschung an.

Dietze, Haschemi Yekani und Michaelis (2012) beleuchten das Verhältnis von Intersektionalitätsforschung und Queer Theory und legen dar, dass dieses geprägt ist von einer „relativen Abwesenheit von Sexualität in der Theoretisierung von Intersektionalität in den Gender Studies“ und „einem langen Schweigen zu Intersektionalität in einer eher weißen Genealogie der Queer Theory“ (ebd.: 1). Sie stellen auf die Vorteile einer stärkeren Verzahnung und gegenseitigen Beeinflussung ab: Die Queer Theory würde durch den Einbezug weiterer Kategorien gewinnen, ebenso dadurch, „Macht nicht nur in den Sphären der Repräsentation, sondern auch in den materiellen Verhältnissen anzusiedeln, aber sie dabei gleichzeitig als dynamisch und veränderbar zu begreifen“ (ebd.: 13). Queer Theory könne umgekehrt Intersektionalitätsansätze dadurch weiterbringen, dass sie „den implizit vergegenständlichenden Effekt der Anrufung durch Kategorien per se und [die] Fixierung auf machtasymmetrische Binaritäten wie Weiß/Schwarz, männlich/weiblich, hegemonial/subaltern“ (ebd.: 2) aufzubrechen vermag. Eine queernde Perspektive kann dazu beitragen, Effekten der Kategorisierung und Festlegung von Identität entgegenzuwirken, die sich teilweise in der Arbeit mit Intersektionalitätskonzepten zei-

gen, und den Aspekt stärken, „dass Intersektionen keine ‚Identitäten‘ verhandeln, sondern ‚messy, chaotic, and heterodox‘ [...] multiple Vielschichtigkeiten darstellen“ (ebd.: 10 unter Rekurs auf Ferguson).

Für die Theoretisierung geschlechtlicher Existenzweisen ist eine queerende intersektionale Perspektive m.E. von Relevanz, neben den Erfordernissen einer machtanalytischen Perspektive, die nochmals verstärkt bzw. anders auf der Ebene der Relationen der Geschlechter in den Blick kommt, auch deswegen, weil sie für die Individuen selbst kaum losgelöst von weiteren gesellschaftlichen Existenzweisen bzw. anderen relevanten gesellschaftlichen Kategorien lebbar sind. Zu denken ist an Klasse, rassistische Zuschreibung, Lebensalter usw. Soziologisch gefasste geschlechtliche Existenzweisen können nur sehr bedingt bzw. mit entscheidenden Konsequenzen losgelöst von ihnen analysiert werden. Andrea Maihofer verweist auf die Verschränkung u.a. mit dem Aspekt Klasse, z.B. hinsichtlich der bürgerlich-patriarchalen hegemonialen Männlichkeit (vgl. Maihofer 2019)²⁴ sowie grundlegend insofern, als dass ihr zufolge „‚Geschlecht‘ und ‚Geschlechterdifferenz‘ nicht nur gesellschaftliche Phänomene ähnlich anderen kulturellen, klassenspezifischen oder ethnischen Differenzen [sind], sie sind stets konstitutiv mit diesen verwoben. Die Zahl möglicher individueller Kombinationen und die Verschiedenheit spezifischer Modifikationen ist deshalb gleichsam unendlich bzw. beides ist im einzelnen Individuum je einzigartig.“ (Maihofer 1995: 106)

In einen auf geschlechtliche Vielfalt ausgerichteten Begriff von Geschlecht eine (queerende) intersektionale Perspektive anzuschließen und damit den Blick zu weiten auf weitere Kategorien (als gleichsam offene, je zu erweiternde Liste verstanden) ist m.E. gewinnbringend und notwendig. Dabei geht es mir an dieser Stelle, wie bereits benannt, weniger um die Konstellationen bei einzelnen Individuen, sondern hinsichtlich der gesellschaftlich-kulturellen geschlechtlichen Existenzweisen und ihrer Relationen sowie des Gefüges dieser Relationen.

24 Auch Nina Degele verweist in ihrer Männlichkeit queerenden Publikation auf den engen „Zusammenhang unterschiedlicher Ausprägungen von Männlichkeit mit sozialen Lagen und Milieus und vor allem Generationenzugehörigkeit“ (Degele 2007: 33).

4 ‚Andere‘ Relationen fokussieren: Eine Modellierung

4.1 Zum Begriff des ‚Anderen‘

Die Frauen- und Geschlechterforschung sowie die Forschung zu Kolonialismus und Rassismus haben den Begriff bzw. vielmehr die soziale Konstruktion des ‚Anderen‘ als ein Instrument von (patriarchaler und *weißer*) Herrschaft aufgedeckt. Schritt eins dabei ist die Unterscheidung zwischen dem ‚Einen‘ und dem ‚Anderen‘, Schritt zwei die Hierarchisierung, bei der das ‚Eine‘ zur Norm erklärt, als das Bessere, Wertvollere etc. deklariert wird. Simone de Beauvoir arbeitete in „Das andere Geschlecht“ eben diesen Komplex heraus. Friederike Habermann fasst in ihrer Analyse zur „Verflochtenheit von Herrschaftsverhältnissen über Identitäten“ „das Andere“ als das Gegenstück zum „WHAM“, dem „white heterosexual able-bodied men. ‚Das Andere‘ sind entsprechend die Nicht-Weißen Nicht-Heterosexuellen Nicht-Fitten Nicht-Männer.“ (Habermann 2008: 11) Sie argumentiert historisierend und identitätstheoretisch, dass sich diese Identitäten mit dem modernen bürgerlichen Staat entwickelt haben. „Frauen, people of colour und – wie Michel Foucault gezeigt hat – Irre, Homosexuelle und andere Identitäten entstanden *in Abgrenzung dazu*. [...] Konstruiert als das Ausgeschlossene aus der Identität des weißen heterosexuellen bürgerlichen Mannes – *als ‚das Andere‘*“ (ebd.: 11f., Hervorhebungen S.R.).

Hierbei ist das ‚Andere‘ nur in seinem Verhältnis zu beziehungsweise Abschluss durch das ‚Eine‘ denkbar. Mit dem Theorem des Othering wird der Blick auf die prozesshafte Herstellung der Kategorisierung, die Konstruktionsprozesse einer „unmarkierte[n] machtvolle[n] Norm“ (Goel i. E.: 2) und zu dieser abweichender ‚anderer‘ gelenkt. Darin wird die Fragilität der Konstrukte sichtbar, deren Verdeckung zu den grundlegenden Mechanismen von Veränderung, oder auch: des Anders, gehört. „Die Machtverhältnisse produzieren Wissen und Institutionen, die diese Differenzierungen naturalisieren, rechtfertigen und stabilisieren.“ (ebd.: 3) Mit der Unterscheidung zwischen ‚Wir‘ und ‚den Anderen‘ werden Über- und Unterlegenheitskonstruktionen verbunden und damit De-/Privilegierungen wie verschiedene Zugänge zu Ressourcen hergestellt und legitimiert (vgl. ebd.). Das Prozessieren dieser Unterscheidung als Eigenbezeichnung beispielsweise kann auch zur Ressource im Kampf um Rechte und Anerkennung werden (vgl. ebd.). Goel legt dar, dass die über solche Änderungsprozesse hergestellten Kollektivierungen gleichwohl auch dann problematisch sind, weil sie „tendenziell homogenisierend und essentialisierend wirken und Differenzen zu anderen Gruppen stärken“ sowie „intersektionale Verschränkungen [...] so kaum einen Raum“ haben (ebd.: 9).

„Innerhalb der Logik der Machtverhältnisse können [...] nur Verschiebungen erfolgen. Für eine grundsätzliche Kritik ist eine Voraussetzung ein dekonstruierender Blick auf diese Prozesse.“ (ebd.: 10)

Das Zusammenkommen von Unterscheidung und Hierarchisierung ist kulturhistorisch und gesellschaftliche Konstruktionsprozesse betreffend keineswegs voraussetzungslos. Kulturelle Differenzkonstruktionen sind zumeist mit Hierarchisierungen verbunden. Das ‚Eine‘ gilt als Mehr oder Besseres oder Wichtigeres usw. als das Andere, oder auch als das Eigentliche, das Wahre und das ‚Andere‘ als Abweichung, als Weniger, weniger wert und wichtig. Im sozialwissenschaftlichen Diskurs (vgl. zu dieser Debatte Maihofer 2013) findet sich eine Argumentationslinie, die die Differenzierung in das ‚Eine‘ und das ‚Andere‘ selbst als Instrument der Hegemonie verdeutlicht, Differenzierung bedeute immer auch Hierarchisierung. Ich stimme dem insofern zu, als dass allein die Existenz eines Einen (als Norm usw.) als solches ein hierarchiefreies Nebeneinander mehrerer Anderer verhindert, dies ist nur ohne ein Eines denkbar. Auf dem Weg in Richtung der Utopie kann jedoch genau diese Differenzierung auch Mittel von Herrschaftskritik sein: Indem aufgedeckt wird, dass das im Einen verdeckt herrschende eben jenes ist, wird sein Herrschen, seine Hegemonie erst angreifbar. Das ‚Eine‘ respektive das Verhältnis zwischen dem ‚Einen‘ und dem oder den ‚Anderen‘ kann so als ‚Zu-Überwindendes‘ formuliert und sichtbar gemacht werden. Auch kann Vervielfältigung (z.B. als Pluralisierung von Geschlechtern) ein solches Mittel sein. Es ist nur scheinbar ein Paradox, dass Vervielfältigung mehr Differenzmarkierung schafft und gerade dadurch die mit Hierarchisierung gekoppelte Differenzierung an sich ad Absurdum führt. Dadurch kommt sie als Möglichkeitsträger eines ‚Anderen‘ nicht nur zu Patriarchalisierung in den Blick, sondern der Relevanz von Geschlecht überhaupt.

Die Verknüpfung der Differenz mit einer Hierarchisierung ist ein empirisches Phänomen. Ich verstehe sie in der Modellierung, die ich im Folgenden entwickeln werde, als hoch voraussetzungsvoll und keineswegs ‚zwangsläufig‘. Ich werde die Vielheit (von Geschlechtern) als theoretische Prämisse setzen, das hierarchiefreie Nebeneinander als denkbare Möglichkeit einbeziehen und nehme das Nebeneinander von Relationen dieser Geschlechter als Basis, von der aus eine (potenzielle) Vielheit der Relationen sowie, auf einer zweiten Ebene, deren Verhältnisse untereinander und zueinander als dynamisches Gefüge in den Blick genommen werden.

In der vorliegenden Arbeit möchte ich – statt eine Ver-Gegensätzlichung des ‚Einen‘ und des ‚Anderen‘ fortzuführen – den Begriff in einer gesellschafts- und machtkritischen soziologischen Perspektive derart wenden, dass ebenjenes Machtmoment der Dichotomie durchbrochen wird. Die Reproduktion der Gegenüberstellung von Zweien sowie ihrer Hierarchisierung ist ein Aspekt, auf den die empirisch-theoretische Arbeit mit dem avisierten Modell immer wieder zu lenken ist und zur Arbeit an diesem gehört, immer wieder

bewusst zu versuchen, dichotomisierende Denkmuster aufzubrechen, also nicht nur das ‚Eine‘/‚Andere‘ zu ‚erkennen‘, sondern den Blick bewusst auf das ‚Dazwischen‘ und ‚Daneben‘ zu lenken, die Perspektiven zu wechseln vom /, d.h. der Gegenüberstellung zweier Aspekte, zum _/_/_/_/, also dem Nebeneinandersetzen mehrerer Aspekte. Auf der Ebene des sozialtheoretischen Verständnisses von Geschlecht bedeutet es, Geschlecht als Vielfalt zu denken. Indem von mehreren Geschlechtern ausgegangen wird, wird die gesellschaftlich reproduzierte Dichotomie von zwei Geschlechtern zu überwinden gesucht.

Bezogen auf die Relationen der Geschlechter, ihr Gefüge und der Modellierung dieser Aspekte ist hier dezidiert nicht gemeint, alle Relationen als ‚gleich gut‘ nebeneinander zu stellen; der Arbeit liegt ja explizit die Kritik an patriarchaler Herrschaft und Heteronormativität zu Grunde. Es geht vielmehr darum, die Vielfalt der Relationen und ihre komplexen Verhältnisse untereinander zu fokussieren und dabei dichotome Muster zu hinterfragen. D.h. beispielsweise, nicht in die Richtung ‚Patriarchat oder Hegemonie‘ zu diskutieren, sondern der Frage nachzugehen, welche Relationen sichtbar werden. Dabei möchte ich zunächst davon ausgehen, dass diese Analyse zu dem Ergebnis gelangen kann, dass sowohl patriarchale als auch mit Hegemonie beschreibbare als auch _ und _ sowie _ Relationen auffindbar sind. In einem nächsten Schritt schließlich wird nach deren Verhältnissen zu einem gegebenen Zeitpunkt gefragt, dem Gefüge der Relationen. Dem Konzept der Hierarchie, von dem sowohl die patriarchale Relation als auch jene, die mit dem Hegemoniebegriff beschrieben werden können, maßgeblich geprägt sind, werden dabei ‚andere‘ Relationen neben-gestellt. Damit meine ich ausdrücklich nicht, dass erstere in unserer Gesellschaft keine oder eine geringe Rolle spielen würden. Es ist vielmehr eine Entscheidung für eine theoretisch-empirische Fokussierung auf das Nebeneinander-Existieren verschiedener Relationen und ihrer Verhältnisse untereinander.

Bisweilen mag dieses ‚Andere‘ und deren Nebeneinander in der Beobachtung und Interpretation des Sozialen gleichsam als Offensichtliches entgegen-treten, d.h. die interpretierende Person ‚erkennt‘ es – geschult, verschult, nennen wir es für den Moment beschult und geprägt durch die sie umgebenden und in sie aufgenommenen kulturellen Konzepte und Sehens-Weisen – als ‚eindeutig dem z.B. patriarchalisierenden Ins-Verhältnis-Setzen nicht-entsprechendes, also ‚Anderes‘‘. An anderer Stelle aber wird es schwieriger sein und das Soziale zwingt ein genaueres, aufwändigeres Hinsehen auf.

Als Hilfsmittel dazu verstehe ich die erwähnte ‚weiterfragende Leerkategorie‘ (Kapitel 2.2), die die forschende Person gleichsam immer wieder fragt: Gibt es noch weitere Aspekte? Diese Frage schafft, oder: ist eine Explikation der fortwährenden Unabgeschlossenheit der Forschung und erinnert die Beteiligten immer wieder an diese Offenheit.

Friederike Habermann hebt die Relevanz der Erforschung des Nicht-Andere-n für eine herrschaftskritische Analyse hervor. In Bezug auf eine Fokussie-

zung sozialwissenschaftlicher Analysen auf Frauen oder People of Colour, die sie den 1970er und 1980er Jahren zuschreibt, verweist sie auf die Reproduktion kultureller Setzungen – Norm vs. ‚das Andere‘.

„Durch den Fokus dieser Arbeiten auf ‚das Andere‘ blieb die Norm unterbelichtet, und damit wurde ihr Anspruch, die natürliche, gewöhnliche und unausweichliche Form des Menschen zu sein geradezu unterstrichen: Nichts Partikuläres scheint der Norm eigen zu sein, sie entzieht sich einer Definition, erscheint als Leerstelle. Weißsein bleibt unsichtbar und wird so beständig als privilegierter Ort reproduziert. Diese strukturelle Unsichtbarkeit gilt auch im Alltäglichen für jene, welche unangezweifelt der Norm angehören – nicht jedoch für jene, welche von Sexismus, Rassismus oder Homophobie betroffen sind. Deren tägliche Erfahrungen machen die Norm meist nur allzu deutlich.“ (Habermann 2008: 23)

Die Betrachtung eines Nebeneinander verschiedener Geschlechter sowie ihrer Relationen ermöglicht es meines Erachtens, das ‚Andere‘ zu fokussieren, ohne das ‚Eine‘ in seiner herrschenden Position zu stärken oder diese zu reproduzieren. Vielmehr wird diese explizit angegriffen und gleichzeitig wird es leichter werden, aus einer emanzipatorischen Intention heraus zu erarbeiten, wie und wodurch dieses ‚Andere‘ zu Patriarchalisierung, hegemonialer Männlichkeit und männlicher Herrschaft etc., das /// gestaltet ist, möglich ist und es mit dieser Perspektive zu stärken. Erstens dadurch, dass das ‚Eine‘ gleichsam aufgelöst wird, da ihm die herausragende Position als Norm genommen wird und es im Ergebnis nur eines neben mehreren ist. Zweitens dadurch, dass der Blick leichter lenkbar ist auf die Umsetzung derjenigen Verhältnisse, die im utopischen Moment denk- und sagbar werden und dabei als ‚realutopistisch‘, d.h. möglich zu verwirklichen gesetzt werden.

Das ‚Andere‘ möchte ich nun als analytische Kategorie insofern verstehen, als dass sie inhaltlich nicht feststeht, sondern empirisch je verschieden gefüllt werden kann. ‚Logisch‘ betrachtet brauchen ‚Eines‘ und ‚Anderes‘ sich gegenseitig. Politisch aber, realutopistisch, queer-feministisch und in konkreten, alltäglichen Kämpfen mag sich dies anders gestalten.

4.2 Utopisches Moment

Wichtige Anknüpfungspunkte für meine Überlegungen sind Formulierungen zu einer „Utopie einer Gesellschaft, in der die Menschen [...] ‚ohne Angst verschieden sein‘ können“ (Maihofer 2013: 28 unter Rekurs auf Adorno; orig. 2001) und die Suche danach, wie diese Utopie umgesetzt werden könnte bzw. wo ihre Umsetzung sich bereits auf oder über der Grenze zum bereits Denkbaren, Sagbaren, Realisierbaren befindet. Dieses utopische Moment in die theoretische Modellierung einzubeziehen ist ein Instrument für mehr Klarheit und Transparenz zum ‚Bild im Kopf‘ der forschenden Person, mit dem sie in die soziologische Betrachtung von Gesellschaft herangeht. Es hilft, dieses zu-

nächst verschwommene Bild zu schärfen, und es macht dieses transparent im Sinne der Nachvollziehbarkeit wissenschaftlichen Arbeitens. Ich halte es des Weiteren für gewinnbringend, erkenntnisfördernd in Bezug darauf, was soziologisch gesehen werden kann sowie zielführend im Sinne der emanzipatorischen Motivation, die der Arbeit zu Grunde liegt, also ‚andere‘ Aspekte als patriarchale usw. zu stärken.

Die Arbeit mit dem Begriff der Utopie steht vor der Herausforderung der ‚begrifflichen Unschärfe‘ (Daniel/Klapeer 2019), von der die Debatten um und die Konzeption von Utopien geprägt sind. Für die Zwecke dieser Arbeit aber genügt, einige Eckpfeiler zu benennen, wie das Konzept für die hiesige theoretische Modellierung eingesetzt wird.

Mirjam Dierkes skizziert einen ‚für die feministische Gesellschaftsanalyse brauchbare[n], aktualisierte[n] Utopie-Begriff‘ (Dierkes 2013: 76) als querliegend ‚zu den etablierten Diskursen der Utopieforschung im Feld zwischen intentionalem und klassischem Utopiebegriff‘²⁵, also derart, dass der ‚utopische[.] Impuls [weder] ausschließlich im Subjekt noch ausschließlich im imaginierten gesellschaftlichen Gesamtentwurf‘ (ebd.: 76) verortet wird. In Abweichung von ihren Ausführungen hinsichtlich des Subjektes als naheliegenderer Ausgangspunkt feministisch-utopietheoretischer Überlegungen und entsprechend meinen Ausführungen im vorangegangenen und diesem Kapitel, beziehe ich das utopische Moment auf die Ebenen Geschlecht, Relationen der Geschlechter und Gefüge dieser Relationen und verstehe alle drei, nicht ausschließlich oder vor allem Subjekte (vgl. ebd.), als ‚Utopieträger einer Gesellschaft‘ (ebd.: 78).

In die hiesige theoretische Modellierung möchte ich das utopische Moment nicht nur als ‚Ausblick‘ für ein ‚Nach den aktuellen gesellschaftlichen Zuständen‘ konzipieren. Vielmehr verstehe ich es als ‚mindestens potenziell bereits vorhanden‘. Das bewirkt, in den beobachteten sozialen Prozessen dezidiert danach zu suchen, sowohl als Existenz als auch als Möglichkeit und so – mindestens – ‚Spuren des Utopischen auch im Hier und Heute zu ermitteln‘ (ebd.: 71). In diesem Aspekt liegen Anchlüsse an die Konzepte der konkreten Utopie (Bloch), der realen Utopie (Wright) und der Heterotopie (Foucault), in denen sie als ‚reale Zielsetzung‘ verstanden werden und auf ‚utopische Momente in der Gegenwart‘, auf ‚Orte des Andersseins, der Abweichung, der ‚Gegenplatzierung‘ jenseits gesellschaftlicher Normen und Normierungen‘ (Daniel/Klapeer 2019: 17f.) verweisen. Auch das Konzept der prefigurativen Praktiken benennt diesen Aspekt, indem es ‚verdeutlicht, dass Bedeutungen, Normen,

25 Der ‚klassische Utopiebegriff‘ zielt auf einen ‚alternativen, bevorzugt literarischen Gesamtentwurf‘ (Dierkes 2013: 79), im ‚intentionalen Utopiebegriff‘ betont ‚das individuelle Moment und die unzähligen diversen künstlerischen und sozialen Ausdrucksformen des Utopischen‘ (ebd.). Für einen Überblick über verschiedene Diskursstränge der Utopietheorie und Utopiebegriffe vgl. Daniel/Klapeer 2019.

Werte und andere Aspekte des Zukünftigen in der Gegenwart erreicht werden“ (ebd.: 19)²⁶.

Ein wichtiger Ausgangspunkt für meine Überlegungen sind diejenigen Aspekte der Arbeiten von Andrea Maihofer, die auf eine ‚andere‘ Weise von Geschlechterverhältnissen hindeuten. Maihofer kritisiert „bezogen auf die Frage der Menschenrechte ein Konzept von Gleichheit, das diese nur für Gleiche denken kann“ (Grisard/Jäger/König 2013: 12) und formuliert für ihre Arbeit das Ziel: „einen Gleichheitsbegriff zu entwickeln, mit dem ‚die Verschiedenheit der Menschen, insbesondere der Geschlechterdifferenz‘ artikulierbar ist“ (ebd.: 13). Sie stellt die Frage: „Wie kann es gelingen, in der Verschiedenheit als gleichberechtigt anerkannt zu werden?“ (ebd.) Dabei geht es ihr um ein „gleichberechtigtes Nebeneinander in (qualitativer) Verschiedenheit“ (Maihofer 2013: 31). Sie stellt sich dabei auf Geschlecht (binär kodiert, dabei sowohl zwischen Männern und Frauen als auch innerhalb der Gruppen Frauen respektive Männer), körperliche und psychische Gesundheit/Krankheit, Begehren (vgl. ebd.) sowie „alternative Lebensweisen“ (ebd.: 28). „Maihofer problematisiert dabei die Anforderung, sich einer der beiden herrschenden geschlechtlichen Existenzweisen zuordnen zu müssen und noch viel grundlegender die Zumutung, überhaupt ein Geschlecht verkörpern zu müssen“ (Grisard/Jäger/König 2013: 15). Bezugnehmend auf ihre eigene Biografie beschreibt Maihofer es so:

„Nun hätte die Konsequenz bezogen auf meine Geschichte auch eine andere sein können. Statt auf der gleichberechtigten Anerkennung von Differenzen hätte ich auch einfach auf Gleichberechtigung insistieren können. Meine Erfahrung war jedoch, dass in einer Gesellschaft, in der Hören, Männlichkeit und Heterosexualität die Norm sind, die Forderung nach Gleichberechtigung stets darauf hinausläuft, Teile meiner selbst, weil sie anders sind, nicht gleichberechtigt leben zu können, in ihnen keine gleichberechtigte Anerkennung zu finden. So ist es für eine schwerhörige Person nicht ausreichend, wenn sie nur als Gleiche behandelt wird, wenn sie es doch nicht ist. Erst wenn sie in ihrer Schwerhörigkeit wahrgenommen wird, diese ausdrücklich Berücksichtigung findet, kann eine gleichberechtigte Kommunikation beginnen. Das ist aber nur dann der Fall, wenn ‚Normalhörende‘ bereit sind, die Hegemonie ihrer Lebensweise und die damit verbundenen gelebten Selbstverständlichkeiten kritisch zu reflektieren, und sich in einem positiven Sinne auf die Verschiedenheit beziehen – indem sie sich beispielsweise so verhalten, dass eine schwerhörige Person an der Kommunikation gleichberechtigt teilnehmen kann. Wirkliche Gleichberechtigung entsteht hier folglich erst dann, wenn Personen auch in ihrem ‚Anderssein‘ als Gleiche/gleichberechtigt behandelt werden.“ (Maihofer 2013: 28)

Sie nimmt dabei explizit eine intersektionale Perspektive ein, indem sie auf die Notwendigkeit eingeht, „alle Formen menschlicher und eben auch nicht menschlicher Diskriminierung, Ausbeutung und Missachtung – also Sexismus, Rassismus, Klassismus und Naturausbeutung“ (Maihofer 2019: 75) zusammen zu denken.

26 Als Beispiel nennen Daniel und Klapeer (2019) alternative Praktiken wie basisdemokratische Entscheidungsfindung.

Unter Rekurs auf Adorno setzt sie als Erfordernis zur Verwirklichung der Utopie der Gleichberechtigung im Verschiedensein

„ein Durchbrechen der Dialektik von Selbstaffirmierung und Veränderung, um nicht immer wieder ‚sich selbst und die Gruppe, zu der man gehört, als Positives [zu setzen] und das, was anders ist‘ (Adorno) zu negieren. Vielmehr gilt es, ‚auch dem sein Recht zu geben, was anders ist. Und zu fühlen, dass das wahre Unrecht eigentlich immer genau an der Stelle sitzt, an der man sich selber blind ins Rechte und das andere ins Unrecht setzt. [...]‘“ (ebd.)

Bisweilen wird im gesellschaftspolitischen und -philosophischen Diskurs die Unvereinbarkeit von der derzeit herrschenden Ordnung und tatsächlicher Emanzipation, respektive Freiheit argumentiert. Wenn auch häufig verwoben, so doch zu unterscheiden sind hier mindestens zwei Denkfiguren. Zum Ersten genannt sei diejenige, bei der Adornos Satz „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ (Minima Moralia) sehr pointiert interpretiert wird: wenn davon ausgegangen wird, dass es keine emanzipatorischen Aspekte geben kann in einer Welt, deren Ordnung von Herrschaft geprägt ist. Zum Zweiten ist jene zu nennen, dass das Herrschende oder Hegemoniale sich Aspekte des Beherrschten, Nicht-Hegemonialen aneignet, um seinen Status aufrechtzuerhalten. Mit diesen Perspektiven wird grundlegender gesellschaftlicher Wandel als hoch voraussetzungsvoll verdeutlicht oder aber auch als unmöglich gesetzt.

Mich interessiert für den Zusammenhang dieser Arbeit aber vor allem, welche ‚anderen‘ Aspekte aber gegebenenfalls erst dann in der soziologischen Analyse sichtbar werden, wenn die theoretische ‚Brille‘ davon ausgeht, dass viele verschiedene Aspekte von Geschlechterverhältnissen nebeneinander und miteinander verschränkt, miteinander in einem dynamischen Verhältnis verwoben existieren können – auch mit einer Ausrichtung auf die Frage, ob dabei ein grundlegender Wandel oder tatsächlich ‚Anderes‘ sichtbar wird oder zumindest als möglich erkennbar wird. Ein grundlegender Wandel und etwas tatsächlich ‚Anderes‘ also, das entweder bereits stattfindet oder aber potenziell stattfinden kann in diesem dynamischen Verhältnis. Dafür wende ich mich einer anders gelagerten Perspektive zu. Die Geschlechterordnung mag kein System sein, das sich ‚über Nacht‘ austauschen ließe; sie ist tief in unsere persönlichen Identitäten und sozialen Beziehungen, unsere gesellschaftlichen Formationen eingeschrieben. Wenn ein Wandel hier a) denkbar und b) gesehen werden will, dann braucht es eine theoretische Modellierung, die das gleichzeitige Beharren und Verändern erfassen kann, also zumindest als möglich annimmt. Gleichzeitig vermögen die oben genannten Perspektiven, gesehenes ‚Anderes‘ derart einzuordnen, dass beispielsweise eine partner*innenschaftliche Aufteilung verschiedener Arten von Arbeit in einer Partnerschaft zwar als ‚Anderes‘ gesehen, nicht aber per se als das Alles-Verändernde überinterpretiert wird. Insofern ist es mir wichtig, derartige Aspekte mit der hier angedachten theoretischen Modellierung als emanzipatorische Momente sehen zu können, verstehen zu wollen, der Anerkennung zugänglich zu machen, sie stärken zu können, und sie gleichzeitig eben als einen Aspekt neben vielen weiteren in

den Relationen der Geschlechter und deren Dynamik und Gefüge zu betrachten.

Bezogen auf die zweitgenannte Perspektive, die auf Aneignungsprozesse bei Hegemonieverhältnissen schaut, wird je nach Interpretationsfolie Widerständiges entweder als gleichsam in Bezug auf Veränderung der Ordnung ‚chancenloses‘ Unterfangen begriffen, oder aber – und dies halte ich für eine politisch wichtige sowie für soziologische Erkenntnis dienliche Perspektive – es kommt auch mit seinen Potentialen für einen grundlegenden Wandel bzw. für ein tatsächlich ‚Anderes‘ in den Blick. Analog zum gleichzeitigen Einbeziehen wie Hinterfragen der erstgenannten Perspektive halte ich es für enorm bereichernd und gewinnbringend für die Analyse, *auch* auf jene Aspekte zu schauen, die Aspekte der Aneignung durch das Hegemoniale betonen. Es sollte aber mit der theoretischen Modellierung möglich sein, zu dem Ergebnis zu gelangen, dass ein Aspekt zum Beispiel gleichzeitig, mit einer anderen Konnotation und gesellschaftlichen ‚Anwendung‘ zu einer Stärkung solcher Aspekte von Geschlechtern beiträgt, die als ‚emanzipatorisch‘ beschrieben werden können. Gesehen werden können sollte auch, wenn es Aspekte des Widerstandes gegen eine Aneignung gibt, oder wenn sich dieses Moment zwar versucht wird anzueignen, dies aber scheitert. All diese Aspekte in den Blick zu nehmen ermöglicht, ein differenziertes Bild zu erzeugen. Die (vermeintlich) ‚kleinen Richtigkeiten‘ in ihrem Wesen und ihren Wirkweisen zu sehen (und zu stärken), soziale Ungleichheiten und Machtverhältnisse herauszuarbeiten, zu versuchen, dualistische Perspektiven wie verändernd/perpetuierend, positiv/negativ, privat/politisch oder auch individuell/gesellschaftlich, klein/groß (z.B. in Bezug auf ‚kleine‘ und ‚große‘ soziale Strukturen) zu beginnen aufzubrechen oder auch, etwas erwartungsschwächer formuliert: in Richtung dieses Beginns des Aufbrechens zu schauen und zu denken. Eher darauf ausgerichtet zu arbeiten, verschiedene Aspekte und diese in ihren dynamischen, komplexen Verhältnissen zu betrachten. Die Theoretisierung des Jetzigen mit einer ausreichenden Offenheit für Veränderung, Zukünftiges, ‚Anderes‘ fällt ganz grundlegend deswegen schwer, weil sie auch das zu beschreiben sucht, was (noch) an den Grenzen des Diskurses (Foucault) liegt und damit selbst versucht, auf dieser Grenze entlangzugehen, wenn auch wackelig. Das führt nicht zuletzt an sprachliche Hürden und Grenzen.

Andrea Maihofer betont, dass „es nicht lediglich um die Anerkennung der *Verschiedenheit* pluraler Lebensformen geht, sondern um das sehr viel größere Problem der Anerkennung und Gleichberechtigung von verschiedenen *Differenzen*“ (Maihofer 1995: 171) und Schirmer führt dazu weiter aus: „Anerkennung von Differenz in eben dem von Andrea Maihofer als ‚kritisch normativ‘ spezifizierten Sinn: als nicht gebunden an den Nachweis einer zugrundeliegenden Gemeinsamkeit oder Gleichheit, sondern als grundlegende Differenz oder Andersheit“ (Schirmer 2013: 180). Maihofer wende sich außerdem „gegen identitätslogische Bestimmungen des ‚Einen‘, vor dem Hintergrund

das ‚Anderer‘ nur als davon abgeleitet, als defizitär und konstitutiv auf den einen Maßstab – und diesen letztlich bestätigend – bezogen bleibt“ (ebd.: 172).

Wie bereits angesprochen, verbleiben die Ausführungen Maihofers in einer binären Perspektive auf Geschlecht, auch wenn die Öffnung hin zu einem pluralen Verständnis durchaus ebenfalls vorhanden ist. Schirmer öffnet diese Tür ein Stück weiter, in dem sie Maihofers Denkweise um den Einbezug von transqueeren Geschlechtlichkeiten erweitert. Diese macht sie als „Differenz des Geschlechtseins [sichtbar], die nicht in ‚der‘ Geschlechterdifferenz aufgeht, sondern sich erst in ihrer Differenz zur Zweigeschlechtlichkeit selbst als spezifische artikuliert.“ (ebd.: 180) Schirmer fragt in ihrer „queertheoretisch informierte[n] zweigeschlechtlichkeitskritische[n] Perspektive“ (ebd.: 171) danach, wie x als ein ‚Anderes‘ konstituiert wird, nach der Destabilisierung der Norm der Zweigeschlechtlichkeit, und der Möglichkeit, „Strukturen der Anerkennung zu schaffen, die die Logik von Norm und Abweichung zu überwinden vermögen“ (ebd.: 172).²⁷

Mir ist der Fokus auf die Vielfalt der Geschlechter für diese Arbeit sehr wichtig, dies habe ich bereits im Kapitel zur Begriffsbestimmung von Geschlecht deutlich gemacht. Es geht mir, in einer utopisch informierten Weise der soziologischen Fragestellung darum, wie ein hierarchiefreies Nebeneinander mehrerer Geschlechter möglich ist, theoretisch modelliert werden kann, empirisch sichtbar wird oder an welchen Stellen der Grenze des Existenten dies denkbar und möglich wird. Die Blickrichtung geht also hin zu einer Anerkennung in der Vielfalt, nicht trotz der Vielfalt oder in der Suche nach Gleichem zwischen den verschiedenen, sondern in der Vielfalt Verschiedener, ohne Auf- und Abwertungen, ohne das Messen von ‚Anderen‘ an einem ‚Einen‘.

Dazu gehört auch, so habe ich argumentiert, ob es Räume gibt, in denen sich nicht auf Geschlecht zu beziehen zur Möglichkeit wird. Aber aus meiner Sicht auch, den Aspekt als möglich zu denken und zuzulassen, dass unter Anerkennung im Anders-Sein Geschlecht als Existenzweise zur Ressource für die Ermöglichung emanzipierter Existenzweisen und Individualität, freier Selbstentwicklung werden kann.²⁸ Als Voraussetzung dafür können zwei Dinge gesehen werden. Erstens, dass nicht nur zwei Geschlechter gedacht werden, da dies zwar geschlechtliche Existenzweisen ermöglicht, jedoch in sehr engen Schranken und dies verweist auf zweitens: Nur wenn viele Geschlechter gedacht werden und als Existenzweisen lebbar sind, kann Geschlecht eine positiv

27 Das Konzept des Begehrens einbeziehend schlägt Antke Engel „eine spezifisch ‚queere‘ Politik der Paradoxie vor, um ein an der Andersheit d_Anderen ausgerichtetes Begehren als konstitutives Moment des Politischen zu aktivieren“ (Engel 2013: 73); Begehren „richtet sich nicht einfach auf d_Anderen, sondern ist am Other of the Other orientiert“ (ebd.: 74).

28 Durchaus denkbar ist, dass es für Individuen emanzipativ sein kann, ‚anders‘ zu sein und dies über eine spezifische Geschlechtlichkeit als Existenzweise zu konstituieren. Was, wenn dieses ‚Anderes‘ kein Negatives nach sich ziehen würde oder selbst als Negativ zu einem Positiv-Einen konstruiert würde?

gelagerte Ressource für Individuen sein, ohne andere Individuen in ihren Möglichenräumen einzuschränken und ihren Entfaltungspotentialen zu beschneiden. Es muss dann jedoch auch die Möglichkeit existieren, sich ohne Legitimationsdruck gegen die ‚Ressource Geschlecht‘ zu entscheiden und auch *darin* als Gleiche behandelt zu werden.

Differenz herstellen an sich ist dann in einem hierarchiefreien Nebeneinander mehrerer Anderer durchaus vorstellbar – unter der Prämisse von Gleichberechtigung und Anerkennung. Es geht folglich nicht darum, dass das ‚Anderere‘ derart anerkannt wird, dass es nicht mehr als Anderes ausgeschlossen wird, sondern es nur noch ‚Anderes‘ gibt in dem Sinne, dass kein ‚Eines‘ gesetzt wird. Herrschaft geht mit Unterdrückung und damit massiver und grundlegenden Einschränkung ‚Anderere‘ einher, nicht nur in patriarchalen Formen von Herrschaft, sondern auch in Formen, die eher hegemonietheoretisch beschrieben werden können. Diese Überlegungen möchte ich auf die Ebene der Relationen der Geschlechter verstanden wissen. Ich werde später argumentieren, dass es eine fruchtbare Möglichkeit ist, das Konzept Hegemonie nicht auf die Ebene von Individuen, Identitäten oder Gruppen zu beziehen, auch nicht auf die Ebene des Gefüges der Relationen, sondern fokussiert auf die Ebene der Relationen zwischen Geschlechtern. Mir geht es in dieser Argumentationslinie um die theoretische Modellierung verschiedener Relationen von Geschlechtern (wie z.B. Patriarchalisierung, Hegemonialisierung, herrschaftskritische Alternativsuche, Nebeneinander Miteinander Füreinander, siehe dazu Kapitel fünf) und ihres Gefüges.

Zu diesem Gefüge kann gehören, dass z.B. die Relation Patriarchalisierung zur Norm und zum ‚Einen‘ konstruiert wird – und auch das Gegenteil dessen. Es kann zum Gefüge gehören, dass herrschaftskritisch wirksame Relationen als das ‚Anderere‘ konstruiert werden – und auch nicht. Die hier eingenommene utopische Vision bezieht die Denkfigur des Nebeneinanders von Verschiedenen ausschließlich darauf, dass dies theoretisch modelliert zielführend ist, um Geschlechterverhältnisse zu analysieren und zu beschreiben, nicht aber als Zielgröße der hier eingenommenen utopischen Vision: Es ist nicht Teil dieser Vision, dass Patriarchalisierung, Hegemonialisierung und dazu wirklich ‚andere‘ Relationen als mehrere ‚Anderere‘ nebeneinander stünden. Patriarchale Aspekte werden vielmehr explizit als das zu Überwindende formuliert, sie widersprechen ja gerade dem hierarchiefreien Nebeneinander auf der Ebene der Relationen der Geschlechter, also dem hierarchiefreien Nebeneinander mehrerer Geschlechter. Falls derzeit, also zu einem spezifischen historischen Zeitpunkt und in einer spezifischen sozialen Machtkonstellation das Patriarchale das ‚Eine‘ und verschiedene Nicht-Patriarchale Formen das ‚Anderere‘ sein sollten, so schließt sich aus, dass es in der Utopie um die Umwandlung des ‚Einen‘ in ein zu anderen gleichgestelltes ‚Anderes‘ ginge. Denn dem Patriarchalen ist ja gerade die Ungleichheit und Ungleichwertigkeit inhärent. Insofern ist das Patriarchale in einem Zustand des Gleichberechtigten Nebeneinanders mehre-

rer Anderer und die Anerkennung im Anderssein nicht denkbar. Etwas tatsächlich ‚Anderes‘ soll, mindestens als Option, in der theoretischen Modellierung einen Platz haben.

4.3 Relationen fokussieren: Relationen der Geschlechter und ihr Gefüge

4.3.1 Relation als geschlechtersoziologischer Perspektiv-Begriff

Wie in Kapitel drei dargelegt, betrachtet die Frauen- und Geschlechterforschung Geschlecht als relationale Kategorie, die relationale Perspektive ist also bereits einer ihrer Bestandteile. Ich werde den Begriff der Relation als ein Grundmoment der theoretischen Modellierung verwenden und möchte ausloten, welchen Gewinn eine solche Fokussierung auf die Relationen zwischen Geschlechtern beinhalten könnte. Ich beabsichtige damit, systematisch den Blick auf das Prozesshafte der Geschlechterordnung zu lenken, die Vielfalt der Geschlechter grundlegend in die Theorie einzubeziehen und damit auch die Verhältnisse zwischen Weiblichkeiten und zwischen verschiedenen Weiblichkeiten, Männlichkeiten und weiteren Geschlechtern leichter empirisch analysierbar zu machen, ohne aber Macht- und Herrschaftsverhältnisse durch eine paradox unterkomplexe Vervielfältigung oder Auflösung von Geschlecht als Kategorie aus dem Blick zu verlieren. Vielmehr: mit ‚Relationen zwischen Geschlechtern‘ genau diese zu betrachten. Als eine weitere analytische Ebene formuliere ich im nächsten Schritt das Gefüge dieser Relationen, um die Gleichzeitigkeit und die Dynamik der verschiedenen Relationen der Geschlechter zu fassen.

Der Begriff der Relation stellt zunächst den Versuch da, mittels einer sprachlichen Differenz zum Wort ‚Beziehung‘ von dessen Alltagskonnotationen (Paarbeziehung, Zuwendung, Bindung usw.) Abstand zu gewinnen, um einen soziologisch-analytischen Gebrauch zu erleichtern und zu markieren. Das, was er bezeichnet, ist essenzieller Gegenstand der Soziologie. Relationen bilden eine eigene Ebene zur Analyse sozialer Prozesse, da sie Emergenz aufweisen. Sie sind,

„Figurationen, auf deren Ebene sich eine Dynamik entfaltet, die sich nicht mehr adäquat aus der bloßen Summation der Einzelaktivitäten derjenigen Menschen, die diese Verflechtungen miteinander bilden, deuten lassen. [...] Diese eigendynamischen Figurationen sind in ihrer Entwicklung zwar ungerichtet, also ohne Zielausrichtung, keinesfalls aber ungerichtet und unstrukturiert.“ (Häußling 2010: 66, in seiner Darstellung des theoretischen Ansatzes von Norbert Elias)

Roger Häußling hebt die „lange Tradition relationalen Denkens und Forschens“ (ebd.: 63) hervor und bezieht sich u.a. auf Marx, Durkheim, Simmel, von Wiese, Bourdieu u.a. Nun ist Relation ein nicht nur disziplinhistorisch ‚häufig referierter‘ Gegenstand, vielmehr ist er für die Soziologie als Wissenschaft von der Gesellschaft basal, gleichsam sachbezogen inhärent – wenn auch: in ganz unterschiedlichen Graden reflektiert, theoretisiert und fokussiert. Und so ist durchaus infrage zu stellen, ob Häußling zuzustimmen ist, wenn er der „Relationalen Soziologie“ „paradigmatischen Charakter“ zuschreibt, weil sie „von einem anderen Ausgangspunkt aus Soziales erklärt, als andere soziologische Ansätze es gemeinhin tun“ (ebd.: 63). Die Diskussion, ob der damit zusammenhängend geäußerte Anspruch der „Begründung eines eigenständigen soziologischen Paradigmas in Gestalt eines methodologischen Relationismus“ (Schützeichel 2012: 23)²⁹ eingelöst wird, oder sich „bisher noch kein Erklärungsprogramm herauskristallisiert [hat], welches nicht in den analytischen Rahmen individualistischer Programme integriert werden könnte“ (ebd.: 24), oder aber ein solcher methodologischer Relationismus Objekt der soziologischen Debatte von Beginn an und *an sich* ist, diese Diskussion also sei an dieser Stelle nicht geführt. Die Ausrichtung der „Relationalen Soziologie“ – ob sie nun neu und eigenständiges Paradigma ist oder nicht – ist für die vorliegende Arbeit insofern sehr gewinnbringend, als dass sie zur Erhöhung der Tiefenschärfen der Linse beiträgt, mit der die Relationen zwischen Geschlechtern in den Fokus genommen werden.

Die Relationale Soziologie „geht weder von einzelnen Akteuren und deren Wünschen, Bedürfnissen und Entscheidungskalkülen aus, noch von normativ unterlegten Strukturen bzw. Erwartungen oder gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, sondern vielmehr von relationalen Mustern, sprich: von Beziehungen, Beziehungsgefügen, Netzwerkstrukturen und -dynamiken.“ (Häußling 2010: 63) Mit dieser Definition schafft Häußling, so entsteht der Eindruck, eher einen Idealtyp, realtypisch finden sich unter dem so konstruierten ‚Dach‘ einer ‚Relationalen Soziologie‘ auch Ansätze, die einen Akteurs- und/oder Handlungsbegriff einbeziehen, und dies durchaus schlüssig und gewinnbringend (vgl. u.a. die Argumentation bei Schützeichel 2012).

Häußling argumentiert, dass Max Weber „zwar der ‚sozialen Beziehung eine wichtige Stellung ein[räumt] [...], gleichwohl bleibt der Handlungsbegriff der Dreh- und Angelpunkt seiner Argumentation. Dort, wo sozial gehandelt wird, lassen sich soziale Beziehungen ausmachen“ (Häußling 2010: 64, Fn 2). Er ordnet den Ansatz mit dieser Begründung nicht der Relationalen Soziologie

29 Als unterschieden zum einen vom methodischen Individualismus, zum anderen vom methodischen Kollektivismus (dazu u.a. Häußling 2010 in einem Überblick über die Debatte mit besonderem Bezug auf Emirbayer und Granovetter). Siehe auch den Sammelband „Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung“ von Fuhse und Mützel aus dem Jahr 2010 sowie den Essay „Die Relationen der relationalen Soziologie“ von Schützeichel zu ebendiesem Sammelband.

zu.³⁰ Meines Erachtens können die Begriffe der sozialen Handlung und der sozialen Beziehung von Weber durchaus fruchtbar in den theoretischen Rahmen für eine relationale Betrachtungsweise von Geschlecht respektive Geschlechterordnung eingebaut werden.

Nach Weber soll „Handeln“ [...] ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn auf das Verhalten anderer (bezogen) und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ (Weber 1922: §1) Unter sozialer Beziehung definiert Weber „ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer [...]. Die soziale Beziehung besteht also durchaus und ganz ausschließlich: in der Chance, daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht.“ (ebd.: §3)

Mit Rekurs auf Dirk Baecker argumentiert Schützeichel, dass

„eine relationale Soziologie nur dann Sinn [macht], wenn sie Elemente verknüpft, die in sich unbestimmt sind und die sich in dem Prozess des Relationierens erst bestimmen lassen. Handlungen weisen nach Baecker alle Eigenschaften auf, die ein solches Relationieren möglich wie auch erforderlich machen, weil die Bestimmtheit von Handlungen gerade in ihrer Unbestimmtheit liegt. Keine sozialen Relationen (und erst recht keine Soziologie) ohne Handlungen, weil nur Handlungen die Option ermöglichen, an ihnen vorbeizuschauen und damit einen soziologischen Blick auf das Soziale als den ermöglichenden wie den restriktiven Bedingungen des Handelns zu werfen.“ (Schützeichel 2012: 26)

„Handlungen sind mit Baecker die kleinste soziale Einheit, weil sie auf Unbestimmtheit und Entscheidungen verweisen und damit das Feld des Sozialen sichtbar machen und der Soziologie ihren Gegenstand geben, indem sie Handeln immer auf soziale Beziehungen, Strukturen, Systeme, Netzwerke, Rahmen oder Relationen hin beobachtbar machen.“ (ebd.: 26)

Arbeiten mit den doing-gender-Ansatz zeigen den großen Erkenntnisgewinn einer Analyse in diese Richtung für die Geschlechtersoziologie.

An hiesiger Stelle setze ich den Handlungsbegriff nicht derart zentral, da für mich von besonderem Interesse ist, was gesehen werden kann, wenn Relationen von Geschlechtern und wiederum die Relationen dieser Relationen in den Mittelpunkt gestellt werden. Handlungen werden als Relationen-konstituierend betrachtet, allerdings eingeordnet im Sinne der Ausführungen in Kapitel drei. Für die vorliegende Arbeit ist die dort dargelegte Verbindung mit einem Akteursbegriff und einem Handlungsbegriff sinnvoll und geradezu notwendig, das Forschungsinteresse und die Motivation dieser Arbeit berücksichtigend,

30 Häußling bezieht die Position, dass „ein klassischer soziologischer Handlungsbegriff [...] aufgrund der relationalen Konstruiertheit sozialer Akteure nicht eingeführt werden [kann]“ (Häußling 2010: 72). Dies mag für eine Netzwerkanalyse zutreffen, die Netzwerke von Akteur*innen untersucht. Für eine relationale Betrachtung von Geschlechtern, die agency von Akteur*innen einbeziehen will und unter der gegebenen Motivation und Fragestellung dessen bedarf, kann eine handlungstheoretisch informierte Theoretisierung, die Relationen von Geschlechtern in den Mittelpunkt rückt, durchaus zielführend sein.

sie steht aber nicht im Zentrum. Der Einbezug des Handlungsbegriffes schafft die Verbindung zu den Optionen der Akteur*innen und ihre aktive Gestaltungsleistung in Bezug auf die Geschlechterordnung. Relationen werden in dieser Betrachtungsweise selbst auch zu „gesellschaftlichen Rahmenbedingungen“, Bezüge auf z.B. „normativ unterlegte Strukturen“ (Häusling 2010: 63) sind rekonstruierbar und Relationen können ohne ihre ReProduktion durch soziale Handlungen von „einzelnen Akteuren“ (ebd.) höchstens (z.B. temporär) bedingt ‚existieren‘.

Dies beziehen selbstredend viele Ansätze ein, auch der (im Sinne Häußlings) Relationalen Soziologie zugeordnete Ansätze. ‚Relationen‘ ist folglich in dem hier entwickelten Vorschlag einer theoretischen Modellierung ein Theorem neben weiteren, gleichwohl ein zentrales, eine Hauptblickachse der Theoretisierung von Dynamiken der Geschlechterordnung. Oder auch: ein zentrales ‚sensitizing concept‘ (Kelle/Kluge 2010: 28) für die empirisch-theoretische Modellierung. Es geht um eine explizite Fokussierung einer spezifischen Analyseebene: auf jene „relationaler Konstellationen und Prozesse“ (Häußling 2010: 63).

Damit wird ‚Akteur‘ nur bedingt negiert, eliminiert, oder wie Häußling es formuliert „dekomponiert“ (ebd.: 66)³¹, bildet aber auch nicht den Aspekt, auf den das Hauptaugenmerk der Analyse fiel(e). (Siehe Kapitel drei) Es wird in diesem Sinne nicht auf Handlung, auch nicht auf Netzwerke von Akteur*innen gezielt, sondern auf Relationen zwischen Geschlechtern. Um dies auch sprachlich zu markieren und dadurch wiederum genau diese Forschungsperspektive leichter umsetzbar zu machen, wird auf Formulierungen wie „in Relation zu weißen Frauen“ (Connell 1999: 96) Abstand genommen und von ‚Relationen zwischen einer (spezifisch zu benennenden) Weiblichkeit zu einer weiteren (spezifisch zu benennenden) Weiblichkeit‘ gesprochen.³² „Die Relationen werden bei Elias als Interdependenzen gedeutet, die sich machtanalytisch auf das je vorherrschende Kräfteverhältnis der miteinander in Verbindung stehen-

31 Holzer plädiert dafür, so legt Schützeichel dar, „den Relationismus nicht zu überdehnen“ und zu bedenken, dass „komplexe Entitäten“, wozu Akteur*innen mit Sicherheit zu zählen sind, „niemals in ihren spezifischen Relationen [...] auf[gehen]“ (Schützeichel 2012: 25).

32 Es wird hier den Ausführungen von Noah Sow entsprechend versprochen: „Natürlich sollte man jeden Menschen immer genau so nennen, wie er oder sie es selbst für sich ausgesucht hat (‚Magic Superchamp‘, ‚Spiderman‘ und ‚Führer‘ vielleicht mal ausgenommen.) Wie jemand sich selbst bezeichnet, soll eigentlich immer respektiert werden. Da es mir aber nicht möglich ist, in einem Buch alle Leser so zu bezeichnen, wie sie es persönlich gut finden, benutze ich die politisch und akademisch korrekten Begriffe ‚Schwarz‘ und ‚weiß‘. Dass ‚Schwarz‘ nachfolgend immer groß geschrieben wird, soll darauf aufmerksam machen, dass es kein wirkliches Attribut ist, also nichts ‚Biologisches‘, sondern dass es eine politische Realität und Identität bedeutet. Auch hat ‚Schwarz‘ den Vorzug, dass es ein selbst gewählter Begriff ist und keine Zuschreibung. Diese Schreibweise hat sich im akademischen Umfeld und in Fachpublikationen etabliert. Bei ‚weiß‘ handelt es sich ebenfalls um eine Konstruktion. Da dieser Begriff aber im Gegensatz zu ‚Schwarz‘ keine politische Selbstbezeichnung aus einer Widerstandssituation heraus ist, wird er im Buch als Adjektiv klein geschrieben“ (Sow 2009: 19).

den Akteure [hier die Relata: Geschlechter, S.R.] analysieren lassen. Damit fasst Elias Macht nicht als etwas auf, über das ein Akteur verfügt, sondern strikt relational“ (Häußling 2010: 67), worin sich eine Parallele zum Machtbegriff bei Michel Foucault zeigt.

Relationen werden als *inhärent* dynamisch, als Prozesse betrachtet. Simmel lenkt den Blick auf Wechselwirkungen und spricht von Vergesellschaftung, bei ihm finde sich, so Häußling, „jene paradigmatische Zuspitzung, dass Wechselwirkungen das Letztelement in der Erklärung sozialer Sachverhalte werden“ (ebd.: 64; siehe Kapitel drei) – zumindest für die soziologische Analyseperspektive. Analog können Prozesse der Vergeschlechtlichung betrachtet werden. Relationen stellen in dieser Denklinie Geschlecht *als solches* erst her, oder anders formuliert: Geschlechter sind in ihrer soziologischen Relevanz von ihrer Konstruktion in den Relationen der Geschlechter angewiesen. In den Blick rücke ich das Prozessieren von Relationen zwischen Geschlechtern, sie will ich in der theoretischen Modellierung in ihrer Spezifik und Weise beschreiben, nicht die Geschlechter an sich – auch wenn dies forschungspraktisch mindestens eine Herausforderung, vielleicht auch nicht möglich ist, verfolge ich dennoch die These, dass eine solche Perspektive erkenntnisförderlich ist. In Bezug auf Simmel setze ich die Relationen der Geschlechter als gleichsam von Akteur*innen strengstens abhängiges und gelöstes sozial permanent ‚gerinnendes‘ Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern. Dabei stelle ich den Blick auf die ‚Inhalte‘ (z.B. Motive und Zwecke seitens der Individuen) hintan und fokussiere die Relationen, die Wechselwirkungen, nicht als Wechselwirkungen zwischen Akteur*innen sondern zwischen den Geschlechtern. Damit liegen sie gleichsam quer zu jenen Formen der Vergesellschaftung, die Simmel mit dem Streit, der Freundschaft, der Arbeitsteilung usw. spezifisch untersucht hat. Sie kommen jeweils in ihnen vor oder könn(t)en dort vorkommen und sind selbst aber, derzeit in unserer Gesellschaft grundlegend relevante, Formen der Vergesellschaftung.

Damit verbunden ist immer das Prozessieren von Differenzierung, also die soziale Herstellung von Differenz – Relata sind nur dann welche, wenn sie zueinander in Beziehung gesetzt werden und dafür müssen sie voneinander unterscheidbar gemacht werden. Im Hinblick auf die Betrachtung der Relationen von Geschlechtern wird der Einschätzung Schützeichels entsprochen, dass „eine relationale Soziologie nur dann Sinn [macht], wenn sie Elemente verknüpft, die in sich unbestimmt sind und die sich in dem Prozess des Relationierens erst bestimmen lassen“ (Schützeichel 2012: 26) – Geschlechter werden als solche erst im sozialen Prozess ihrer Differenzierung inhaltlich bestimmt.

Mit der Unterscheidung kann auch eine Hierarchisierung verbunden sein (dies ist derzeit in den hiesigen Geschlechterverhältnissen häufig der Fall). Um die oben diskutierten Aspekte umzusetzen, argumentiere ich, dass – will ein grundlegender Wandel, will etwas an sich ‚Anderes‘ als Möglichkeit in die Theoretisierung aufgenommen werden – dieser empirische Umstand nicht als

Theorem übernommen werden muss beziehungsweise sollte, sondern sehr offen als eine neben weiteren denkbaren und möglichen Ausformungen von Verhältnissen begriffen werden kann. Das heißt: Differenzierung von Relata theoretisch unabhängig von Hierarchisierung zu denken und davon auszugehen, dass, gleichsam über Herrschaft und Hegemonie hinausgehend, jenseits dieser Konzepte und Ordnungsmuster, Differenzierung ohne Hierarchisierung, sogar Differenzierung als Vehikel für ‚Gleichberechtigung im Anderssein‘ (s.o.) gedacht werden kann und möglich ist.

4.3.2 Zwei Analyseebenen: Relationen der Geschlechter und ihr Gefüge

Ich schlage in dieser Arbeit vor, analytisch zu unterscheiden zwischen a) Relationen zwischen Geschlechtern und b) Relationen dieser Relationen, also dem Gefüge der Relationen zwischen Geschlechtern. Dies ermöglicht, Akteur*innen und ihre Handlungsfähigkeit theoretisch zu fassen und einzubinden. Akteur*innen prozessieren also gleichsam mit ihrem sozialen Handeln Relationen, stellen diese her, rekurrieren darin wiederum auch auf Relationen. Diese bilden einen dynamischen Rahmen für ihre Handlungen, Geschlechterkonzeptionen und -wissen; schaffen Möglichkeitsräume und formulieren Ressourcen für Akteur*innen. Es sind aber die Akteur*innen, die die Relationen verändern können, weil sie sie erschaffen im Sinne der ‚Gleichursprünglichkeit‘ (dazu Kapitel drei).

Die zwei analytischen Ebenen entsprechen, das möchte ich betonen, nicht derjenigen Unterscheidung von Mikro- und Makroebene. Adler und Lenz differenzieren zwischen Geschlechterbeziehungen (s.o.) und Geschlechterverhältnissen, wobei letzteres auf die Makroebene bezogen wird: es umschreibt bei Adler/Lenz das in unterschiedlichen sozialen Instanzen (z.B. Arbeitsmarkt, Sozialstaat) vermittelte und oft institutionalisierte Zusammenwirken der beiden Geschlechter.“ (Lenz/Adler 2010: 22) In der Modellierung, die ich in dieser Arbeit vorschlage, wird diese Perspektive (Mikro-, Meso- und Makroebene) nicht verwendet. Vielmehr verstehe ich ‚Relationen der Geschlechter‘ als gleichsam dazu querliegend, sie prozessieren soziale Aspekte, die auf allen diesen Ebenen liegen.

Auf der ersten Analyseebene sind die Relata der Relationen also Geschlechter. In Bezug auf Männlichkeiten schreibt Connell: „Das Verhältnis zwischen verschiedenen Männlichkeiten erschöpft sich [...] nicht im Zwischenmenschlichen. Hegemoniale Männlichkeit ist auch gegenwärtig in kollektiven Praktiken institutioneller und kultureller Art.“ (Connell 1999: 178)³³

33 Als Beispiele für Institutionalisierungen hegemonialer Männlichkeit nennt sie in diesem Zusammenhang schulgeförderten Football-Kult, der „körperliche Konfrontation und Aggres-

Ich stelle in dieser Modellierung nicht auf persönliche Beziehungen ab, sondern es geht mir um die Verhältnisse zwischen Geschlechtern als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweisen.³⁴ Ich halte es, wie in Kapitel drei ausgeführt, für den hiesigen Versuch der Modellierung für instruktiv, nicht eine ‚Zugehörigkeit‘ von ‚Personen‘ zu einem Geschlecht in den Blick zu nehmen, sondern Verhältnisse von Geschlechtern. Das Sprechen von Relationen von Geschlechtern und die theoretische Modellierung von Geschlecht wie in Kapitel drei dargelegt, ermöglicht, verschiedene Weiblichkeiten sowie weitere Geschlechter einzubeziehen; außerdem zu bedenken, dass eine Person nicht eine Geschlechtsidentität ‚hat‘ und dieses dann entsprechend in allen sozialen Zusammenhängen auf diese eine Weise ‚wirkt‘, sondern in ihrem Handeln auch unterschiedliche Geschlechter prozessieren kann, auch unabhängig von ihren Motiven und ob aktiv-selbst-ausübend oder ‚nur‘ von anderen Beteiligten zugeschrieben. Es kann damit explizit denkbar gemacht, gesehen und berücksichtigt werden, dass ein*e Akteur*in durchaus an dem Prozessieren verschiedener Relationen von Geschlechtern teilhat sowie durchaus vermeintlich sich gegenseitig ausschließende Wirkweisen existieren und miteinander in einem komplexen Verhältnis stehen.

Gleichzeitig wird mit dieser Modellierung möglich, den Fokus aber auf die Relationen zwischen Geschlechtern im Sinne von gesellschaftlich-kulturellen Existenzweisen zu legen und so die in einer Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt (möglicherweise) pluralen Relationen von Geschlechtern differenziert zu beschreiben. Mit der zweiten Ebene kommen die dynamischen Verhältnisse dieser Relationen in einer Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt in den Blick. Ich verwende dabei Konzepte wie Hegemonie und Patriarchat nicht als Diagnose über ‚das‘ Geschlechterverhältnis oder ‚die‘ Geschlechterordnung einer Gesellschaft, sondern beziehe sie ausschließlich auf die Ebene der Relationen der Geschlechter. Erst in einem anderen Schritt wird das Gefüge der Relationen betrachtet.

Die erste dieser Analyseebenen zielt auf die Relation z. B. einer spezifischen Weiblichkeit und einer spezifischen Intergeschlechtlichkeit, oder zwischen zwei Männlichkeiten usw. Diese Relationen lassen sich mit verschiede-

sion“ (ebd.) institutionalisiert, „maskulinisierte Autorität am Arbeitsplatz“ (ebd.) und „maskulinisierte[.] Berufe[.]“ (ebd.).

34 Der hiesige Begriff der Relationen der Geschlechter ist also nicht gleichbedeutend konzipiert mit dem der Geschlechterbeziehungen, worunter Adler und Lenz „alle direkten Kontakte, vor allem solche, die auf Dauer angelegt sind, von Angehörigen der beiden Geschlechter, oder auch Vertretern eines Geschlechts [verstehen]. Der Begriff Geschlechterbeziehung ist in dieser Fassung weitgehend als Synonym für persönliche Beziehung [...] zu verstehen, sein Gebrauch zeigt an, dass das Moment der Geschlechtszugehörigkeit der Beziehungspersonen als konstitutiv aufgefasst wird.“ (Lenz/Adler 2010: 22f.) Entsprechend meinen Ausführungen in Kapitel drei können Geschlechterbeziehungen im Sinne von Adler/Lenz als ein sozialer Zusammenhang gesehen werden, in dem Relationen von Geschlechtern prozessiert werden. Sie sind aber nicht diese Relationen im hier gemeinten Sinn.

nen Begriffen beschreiben und kategorisieren. Diese werde ich hier so fassen, dass sie auf die Aspekte verweisen bzw. jene Aspekte zu fassen versuchen, welche machtanalytische Bedeutung sie zeigen. Eine Relation Patriarchalisierung beispielsweise kann sowohl zwischen einer weiblichen und einer männlichen Existenzweise als auch zwischen einer weiblichen und einer transgeschlechtlichen Existenzweise prozessiert werden. Den Relationen wird also in der Analyse ein ‚Sinn‘ zugeschrieben, nicht im Sinne einer funktionalistischen Betrachtungsweise, sondern als Wirkweise-Möglichkeit mit einer machtanalytischen Ausrichtung. Diese Bezeichnungen gehören also zur Rekonstruktion zweiter Ordnung, sie sind Interpretationen der forschenden Person, theoretisch-empirische Konzepte. Sie beschreiben *nicht* beispielsweise Motive von Handelnden, ihren subjektiv gemeinten Sinn oder Ähnliches. Sie sind in der empirisch-theoretischen Arbeit (weiter) zu entwickeln. Es wird hier also eine inhaltliche Bestimmung der Relationen von Geschlechtern vorgenommen, aber Geschlechter nicht inhaltlich beschrieben und kategorisiert.³⁵ Dabei gilt es selbstredend, reflektiert zu halten und offenzulegen, dass es ebensolche Konstruktionen zweiter Ordnung sind und es eine von vielen Perspektiven ist.

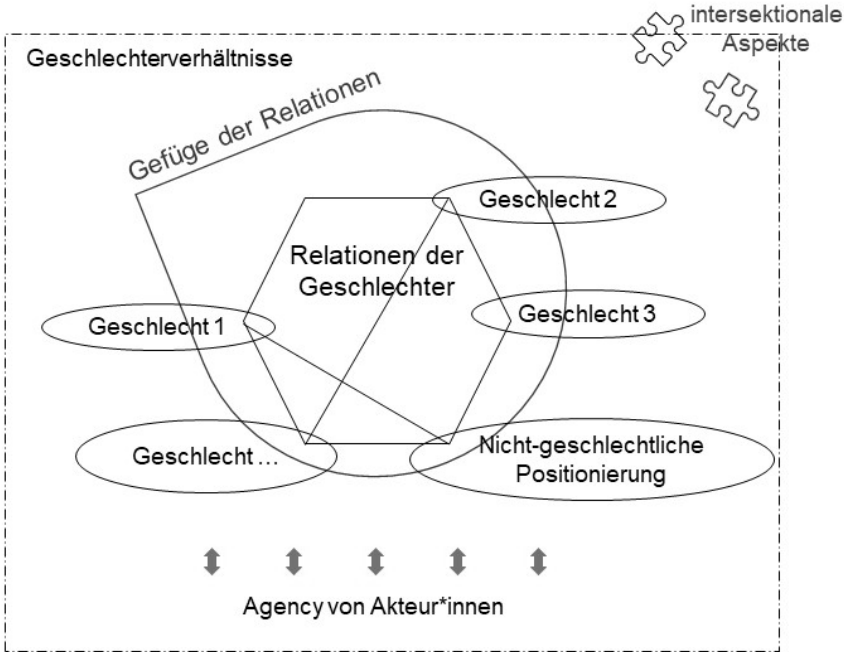
Geschlechtersoziologisch ist beides von Interesse: in welchen Verhältnissen sich Geschlechter befinden und wie sich wiederum die Dynamik dieser Relationen gestaltet. Wie einleitend zu dieser Arbeit beschrieben, weisen soziologische Zeitdiagnosen auf eine „Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz“ (Maihofer 2007: 283). Wie genau lässt sich diese Gleichzeitigkeit, wie genau lässt sich das Verhältnis von Wandel und Persistenz beschreiben – nicht in der Art von ‚mehr Wandel‘ oder ‚mehr Persistenz‘ gemeint, sondern in dem *Wie der Relationen und der Dynamiken zwischen diesen?* Die Relata sind auf dieser Analyseebene nicht Geschlechter, sondern die Relationen zwischen diesen. Es geht also hier um die Relationen der Relationen von Geschlechtern; dies ist durchaus sprachlich-begrifflich unbefriedigend. Ich werde dafür den Begriff des Gefüges der Relationen verwenden. Der Begriff versucht, den Konnex mit Statik, den zum Beispiel der Begriff der Ordnung mit sich bringt, zu reduzieren und im Blick zu behalten, dass diese Verhältnisse permanent im Prozess befindlich, dynamisch sind.

Dieses Gefüge der Relationen könnte mit Blick auf eine Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt betrachtet werden, oder aber auch, gleichsam mit einem höheren Zoomfaktor auf einzelne gesellschaftliche Felder bezogen. Mit Scholz (2012) ist zu vermuten, dass sich in unterschiedlichen Feldern (Bourdieu) je unterschiedliche Relationen der Relationen zeigen. So wird es durchaus Kontexte, soziale Situationen, Interaktionen geben, in denen Patriarchalisierung nur eine vergleichsweise ‚schwache‘ oder auch gar nicht reproduzierte

35 Die Weiterentwicklung in der empirisch-theoretischen Arbeit mit der hier vorgeschlagenen Modellierung muss zeigen, ob die Fokussierung auf Relationen eine ‚inhaltliche‘ Bestimmung spezifischer Geschlechterkonzepte, z.B. einer hegemonialen Männlichkeit als institutionalisierter Praxis, erfordert oder nicht. Dazu siehe auch Kapitel drei.

Relation ist, oder sind solche Räume doch zumindest denkbar. Genau dieses Verhältnis kann wiederum zur Ressource für das Prozessieren von Sozialem werden, das ‚andere‘ Relationen stärkt und Teil dessen werden, das innerhalb des Gefüges der Relationen die Stellung von Patriarchalisierung infrage stellt, sie untergräbt, schwächt. Abbildung 1 visualisiert die Relationen von Geschlechtern und ihr Gefüge.

Abbildung 1: Relationen von Geschlechtern und ihr Gefüge



Quelle: eigene Darstellung

5 Relationen differenzieren

In diesem Kapitel möchte ich herausarbeiten, welche Relationen von Geschlechtern sich, mindestens, differenzieren lassen. Dies sind aus meiner Perspektive eine Relation der Patriarchalisierung, eine der Hegemonialisierung, aber auch solche, die sich von diesen grundlegend unterscheiden: die nicht patriarchale Herrschaft oder ‚männliche Hegemonie‘ unterstützen, deren Beschaffenheit aber auch nicht in Marginalisierung oder Unterordnung (Connell) aufgeht. Es geht darum, konzeptuell solche Praxen und Relationen einzufangen, die gegen die Aufrechterhaltung patriarchaler Verhältnisse und hegemonialer Männlichkeit (als Weise Gesellschaft nach Geschlecht zu ordnen) laufen; Relationen die explizit das ‚Dagegen‘, das ‚Andere‘ zur hegemonialen Männlichkeit im Sinne einer Herrschaftsform und zu patriarchalen Verhältnissen fassen. Politisch gefasst, arbeiten diese Relationen an der Beantwortung der Frage: Was kommt ‚nach‘ der Hegemonie?³⁶

Das Überschreiten von Hegemonie könnte denkbar sein zum Beispiel durch die Wertschätzung von Vielfalt, die Wertschätzung im Anderssein (Maihofer, siehe 4.2). Es würde dann auch um eine andere Form der Konsensbildung gehen als eine solche durch Kompromisse von oben nach unten; um eine Form des gemeinsamen Findens eines Standpunktes, bei dem weder im Prozess noch eingelagert in den gefundenen Konsens hierarchische Verhältnisse (re-)produziert werden. Es geht dabei also darum, Alternativen zu entwickeln, die auf eine ganz andere Funktionsweise zurückgreifen als es bei Hegemonie oder Herrschaft der Fall ist. Neben *Patriarchalisierung* (5.2) und *Hegemonialisierung* (5.1) werde ich im folgenden Kapitel zwei weitere Relationen identifizieren bzw. kategorisieren: *herrschaftskritische Alternativsuche* (5.3) und *Nebeneinander Miteinander Füreinander* (5.4). Untenstehend sind diese Kategorien mit ihren jeweiligen Subkategorien abgebildet.

Eine ‚Gefahr‘ bei einer derartigen Modellierung ist, solche Relationen nicht systematisch einzubinden oder in der theoretisch-empirischen Arbeit aus dem Blick zu verlieren, die Geschlecht als soziale Kategorie gleichsam aussetzen. Gleichwohl kann auch die Entscheidung für eine Fokussierung auf solche Relationen, bei denen Geschlecht relevant ist, sinnvoll und begründet sein. Ich halte es für sinnvoll, dies sowohl bei der theoretisch-empirischen Differenzierung der Relationen der Geschlechter mitzudenken sowie im Blick zu behalten, dass es über diese hinaus weitere Formen des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern gibt.

Die Relationen können mittels bereits vorhandener Daten empirisch-theoretisch und_ oder über einen kategorialen Schluss gebildet bzw. modelliert wer-

36 ‚Nach‘ nicht in seiner zeitlichen Bedeutung, sondern im Sinne der Überschreitung, auch einem solch konsequent ‚anderen‘, dass es keinerlei Bezugnahme auf Hegemonialisierung gibt.

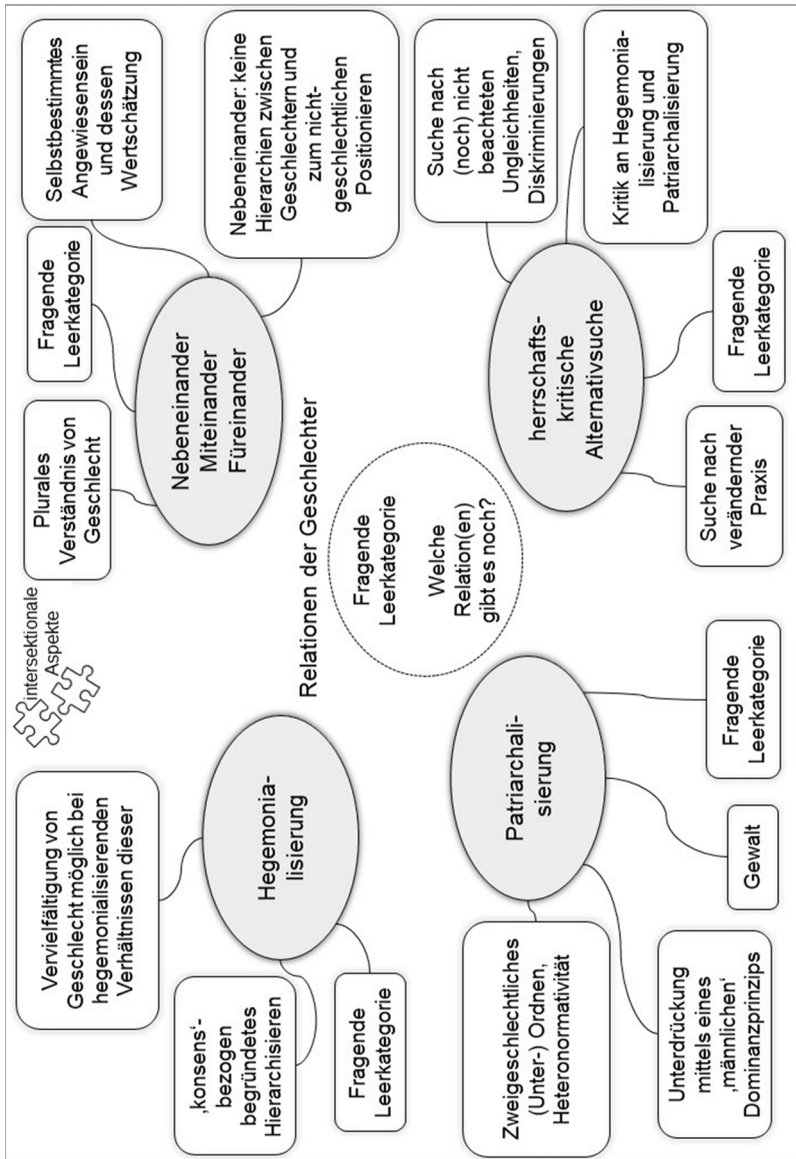
den; wie ich in Kapitel zwei beschrieben habe, sind diese Arbeitsweisen miteinander verwoben zum Tragen gekommen. Wenn es um die Grenzen des Diskurses und die Verschiebung dieser mittels der soziologischen Arbeit geht, benötigt es eine maximale Offenheit. Ich halte es für zielführend, eine ‚weiterfragende Leerkategorie‘ in den Theorieentwurf einzubauen (Kapitel 2.2): eine Art Platzhalterin, die die forschende Person immer wieder dazu anhält, auch nach solchen Aspekten zu schauen, die noch nicht in den Blick genommen wurden. Mit diesem Instrument wird systematisch dasjenige in die Modellierung eingebaut, was außerhalb des derzeit Seh- und Denkbaren liegt. Des Weiteren wird mit ihr die Weiterentwicklung der Theorie durch die empirische Arbeit unterstützt, indem sie gleichsam ständig die Frage aufnötigt: Was sehe ich nicht, was ist da, was noch nicht berücksichtigt ist?

Zwar versuche ich, in diesem Kapitel auch sprachlich das zu vollziehen, was die theoretische Modellierung zum Ausgangspunkt und Ziel hat: die verschiedenen Relationen als gleichzeitig existente und in ihrem Gefüge befindliche zu beschreiben – dezidiert also nicht als zeitliche Abfolge. Gleichwohl stößt dies an gewisse Grenzen und es schleichen sich immer wieder einmal Formulierungen ein, die diese zeitliche Dimension mit beinhalten, auf diese verweisen. Darin zeigt sich meines Erachtens, dass die Zeitdiagnosen, die in einer Abfolge denken, diskursiv sehr wirksam sind und meinen soziologischen Blick stark geprägt haben. Gleichzeitig zeigt sich hierin eine Wirkung der Verbindung mit einem utopischen Moment und einer politisch-interventionistische Motivation, die dieser Arbeit zu Grunde liegt (sowie: dem Trotzig-Hoffnungsvollen, das mir dafür erforderlich ist).

Angemerkt sei, dass ich, wo ich auf die in Kapitel 2.4 beschriebenen Publikationen rekurriere, die nicht dem wissenschaftlichen Publizieren zuzuordnen sind, nicht auf die im Wissenschaftlichen übliche, autor*innenbezogene Zitierweise zurückgreife, sondern eine buchbezogene Abkürzung verwenden werde: RO für „Reinventing Organisations visuell“ und LImK für „Links leben mit Kindern“.

Abbildung 2 visualisiert die identifizierten Relationen der Geschlechter (Kategorien) und ihre zentralen Aspekte (Subkategorien).

Abbildung 2: Relationen von Geschlechtern



Quelle: eigene Darstellung

5.1 Relation Hegemonialisierung

5.1.1 *An Antonio Gramscis Hegemoniebegriff anschließen*

Unter Hegemonie versteht Antonio Gramsci³⁷ die „politische, geistige, kulturelle und moralische Führung in der gesamten Gesellschaft“ (Habermann 2008: 44). Diese ist – und dies macht den spezifischen theoretischen Fokus aus – „nicht eine Vorherrschaft, welche ausschließlich auf Zwang beruht, sondern die kulturelle Führung einer Klasse, die versucht, einen gesellschaftlichen Konsens herzustellen, um auf diese Weise ihre hegemoniale Stellung abzusichern“ (ebd.: 43). Für eine stabile Herrschaft einer Klasse ist diese auf jene Form der Hegemonie angewiesen. Hegemonie ist ein ‚aktiver Konsens der Regierten‘ in der Gestalt von Alltagshandeln und -bewusstsein“ (ebd.: 45).

Habermann betont, dass darunter nicht ein „im emanzipatorischen Sinne ausgehandelte[r] Konsens“ (ebd.: 43) gemeint ist, sondern es um Bindung der Beherrschten an die Herrschenden durch die Konstruktion von Gemeinsamkeiten und materielle oder symbolische Zugeständnisse geht. Die aktuell hegemoniale Gruppe übt „eine geistig-ideologische Dominanz und Attraktionswirkung aus“, sie „übernimmt die Diskursführerschaft und definiert damit die Situation, setzt ‚Wirklichkeit‘ und legitimiert sich dadurch selbst“ (ebd.: 43). Meuser beschreibt diesen ‚Konsens‘ als „über Ideologien und kulturelle Deutungsmuster erzeugte[.] Einwilligung in Verhältnisse“ (Meuser 2010: 101). Es geht also darum, wie Zustimmung „über konkrete Kompromiss- und Einbindungsprojekte auf umkämpfte Weise permanent reproduziert wird“ (Opratko 2012: 30). Damit verbunden sind Universalisierungen³⁸, die „selektive Einbindung politischer und ideologischer Forderungen“ (ebd.: 44) sowie Kompromisse; letztere werden aber nie das Wesentliche, also die Vormachtstellung an sich betreffen (vgl. ebd.).

Für die Stabilität der Hegemonie ist Flexibilität von entscheidender Bedeutung (vgl. ebd.). Zudem ist es für die hegemoniale Gruppe sinnvoll, „die Anteile des Zwanges nicht zu sehr überwiegen bzw. offensichtlich werden zu las-

37 Die vorliegende Arbeit profitiert davon, dass mittlerweile sehr gute Rezeptionen des Theorems vorliegen, die die „Gefängnisnotizen“ von Antonio Gramsci interpretieren. Ich beziehe mich im Folgenden insbesondere auf die Lesart von Friederike Habermann (2008), Benjamin Opratko (2012), den Rekurs in der Theorie hegemonialer Männlichkeit bei Raewyn Connell (u.a. 1999) sowie daran anschließende Arbeiten, insbesondere jene von Sylka Scholz (u.a. 2012). Opratko (2012) verdeutlicht, dass Gramsci selbst den Hegemoniebegriff nicht in einer in sich geschlossenen, einheitlichen Form verwendet hat und spricht von „Dimensionen und Antinomien des Hegemoniebegriffs, wie Gramsci ihn in den Gefängnisheften entwickelt (oder besser: verwickelt)“ (Opratko 2012: 17). Meine hiesige Rezeption fokussiert wiederum Momente, die m.E. für die Modellierung, die ich hier erarbeite, besonders fruchtbar sind.

38 Scherrer verweist darauf, dass ein empirischer Zugang sein kann, dem „Grad der Universalisierung ursprünglich partikularer Interessen nachzuspüren“ (vgl. Scherrer 2011: 78).

sen, sondern den Anschein zu erwecken, der Zwang sei auf den Konsens der Mehrheit gestützt“ (Habermann 2008: 43). Dabei spielt der „gruppenübergreifende Alltagsverstand einer Gesellschaft“ (ebd.: 43) eine Rolle; in diesem sind hegemoniale Muster und Diskurse verankert. Der Alltagsverstand kann, so Opratko, als Weltauffassung verstanden werden, als „Selbst- und Weltbild, das nicht nur das Bewusstsein, sondern alltägliche Praxen, routinisierte Handlungen und auch unbewusste Dispositionen umfasst“ (Opratko 2012: 44). Der Alltagsverstand wandelt sich und kann sich derart verändern, dass die Vorherrschaft der hegemonialen Gruppe nicht mehr wie zuvor „als sinnvoll und notwendig erfahren, gedacht und mitgetragen“ (Habermann 2008: 44) wird. Übertragen auf meine theoretische Modellierung werden die verschiedenen Relationen von Geschlechtern über den Alltagsverstand prozessiert, aber auch über weitere Dimensionen.

Unter dem Begriff ‚historischer Block‘ fasst Gramsci „das gesellschaftliche Bündnis von bestimmten sozialen und politischen Kräften, von Regierenden und Regierten, mit einer bestimmten ideologischen Ausrichtung, verwurzelt in den realen gesellschaftlichen Strukturen“ (ebd.: 45); dieser zerfällt. In einer historischen Perspektive schreibt Gramsci Gesellschaften seit der „Entwicklung des bürgerlichen Staates“ zu, vor allem über die Weise der Hegemonie zu funktionieren, immer weniger über Herrschaft. Aufgrund dessen sei Veränderung nur „von innen heraus“, im „Kampf um Hegemonie in der Zivilgesellschaft“ möglich (ebd.).³⁹ In diesem machtvollen Kampf im alltäglichen Handeln wird auch verhandelt, was als ‚Wahrheit‘ und ‚normal‘ definiert wird (vgl. ebd.). Da ich in meiner theoretischen Modellierung das Hegemonie-Konzept zwar auf die Ebene der Relationen der Geschlechter, nicht aber auf jene des Gefüges der Relationen beziehe, verfolge ich Theoreme wie ‚historischer‘ Block an dieser Stelle nicht weiter.

Habermann resümiert ihre Gramsci-Lektüre: „Gramscis Ziel ist eine Gesellschaft, in der keine soziale Gruppe eine subalterne Position mehr einnimmt. Doch begrenzt er seine Analyse auf Klassenunterdrückung“ (ebd.: 47). Es stellt sich meines Erachtens aber die Frage – und diese ist für den hier in Arbeit befindlichen Versuch der Theoretisierung von hoher Relevanz, ob Gramscis Theorie genau dies tatsächlich denkbar macht. Er verknüpft, so mache ich oben deutlich, seinen Hegemoniebegriff mit der Zeitdiagnose über moderne Gesellschaften, dass diese ihre Ordnung nicht mehr vorrangig durch Herrschaft konstituieren und reproduzieren, sondern maßgeblich über und im Kampf um Hegemonie. Entsprechend sieht er Möglichkeiten zur Veränderung ebenfalls in diesem „Kampf um Hegemonie in der Zivilgesellschaft“ (A. o.). So ist nach Gramsci im Alltagsverstand ein Platz der Möglichkeit des ‚Anderen‘. Die Si-

39 Gramsci unterscheidet analytisch in politische Gesellschaft (der Staat als „institutionalisierte politische, juristische und militärische Machtstrukturen“) und Zivilgesellschaft (Institutionen und Organisationen des Sozialen, Kulturellen, Religiösen, in der er das „Ringens um Hegemonie“ ansiedelt) (Habermann 2008: 44).

tuation, dass es keine subaltern positionierte Gruppe mehr gibt, ist in dem Sinne denkbar, dass sich die Gruppen zu einem Zeitpunkt X in ihrem Kampf um Hegemonie in einem ‚Gleichgewicht‘ befinden. Dann ist weiterhin der Modus des Verhältnisses Hegemonie. Gleichzeitig ‚droht‘ fortwährend ein Zurückkippen einer oder mehrerer Gruppen in die subalterne Position. Wenn der Weg der Veränderung nur im ‚Innen‘ der Hegemonie liegt (Veränderung mittels des Kampfes um Hegemonie) und die Zielgröße, dass es keine subalternen Gruppen mehr gibt, d.h. das Operieren im Modus der Hegemonie überwunden ist, so stellt sich für mich die Frage, ob und wie genau dieser Übergang, zu dem auch ein Neben- und Miteinander verschiedener Modi von Machtverhältnissen gehören kann, und die womöglich dann existente soziale Ordnung gedacht werden können. Beziehungsweise andersherum gefragt: Wie können theoretische Modellierungen der Geschlechterverhältnisse aussehen, die dieses tatsächlich und grundlegend ‚Andere‘ abbilden wollen?

Aus meiner Perspektive muss eine Theoretisierung, die emanzipatorisch wirken will (im Sinne des o.g. Ziels), diesem ‚Anderen‘ explizit einen Platz einräumen im theoretischen Konstrukt selbst. Sie kann diese Frage gegebenenfalls nicht beantworten, da das ‚was da kommen soll‘ oder Teile dessen, womöglich außerhalb der Grenzen des Diskurses, in dem sie selbst verortet ist, liegt. Sie ‚will‘ es noch nicht einmal, um flexibel genug zu sein; sie kann ihm aber einen Raum geben, eine Form sein, eine Brille, mit der gesucht werden kann nach verschiedenen Aspekten des Gegebenen und Möglichen. Zudem ist meines Erachtens in Frage zu stellen, ob Veränderung tatsächlich nur „von innen heraus“ (A. o.) möglich ist. Was ist mit Praxen und Verhältnissen, die sich dem Modus des Kampfes um Hegemonie gleichsam verweigern oder in einem tatsächlich ‚anderen‘ Modus operieren? Es ist zumindest erkenntnisfördernd, solche Verhältnisse als denkbar und möglich in einer theoretischen Modellierung aufzunehmen, um sie in der empirischen Analyse sehen zu können, falls sie ‚da sind‘ und sie verstärkt in den Raum des Denk- und Sagbaren zu ziehen.

Wie bereits deutlich gemacht wurde, entwickelt Gramsci das Hegemonietheorem im Kontext von Klassenverhältnissen. Frigga Haug arbeitete dazu, „mit Gramsci Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse zu fassen“ (Haug 2007: 51). Darauf zielen ich an dieser Stelle nicht ab. Zentral in der an Gramsci anschließenden Diskussion in der Geschlechtersoziologie steht die Theorie Hegemonialer Männlichkeit von Raewyn Connell, an die viele weitere Arbeiten in diesem Feld anschließen.

5.1.2 Hegemoniale Männlichkeit (Connell)

Seit seiner ersten Publikation hat das Konzept Hegemoniale Männlichkeit eine Vielzahl von empirischen Arbeiten inspiriert, steht zentral in der theoretischen

Diskussion (vgl. Scholz 2019 und 2012, Elliot 2016)⁴⁰ und hat offenkundig auch in der gesellschaftspolitischen Diskussion um Geschlechterverhältnisse und Männlichkeit(en) Niederschlag gefunden. Die grundlegende Annahme des Theorems ist, dass es in den patriarchal organisierten Gesellschaften unserer Zeit, eine Männlichkeit gibt, die hegemonial sowohl gegenüber Weiblichkeit als auch gegenüber weiteren Männlichkeiten ist.

Dieses Theorem bindet Connell in ein dreistufiges Modell zur Darstellung der Struktur der Geschlechterordnung ein: Sie führt als zentrale Momente die Machtbeziehungen, die Produktionsbeziehungen und die Emotionale Bindungsstruktur auf; auch die symbolische Ebene wird thematisiert (vgl. Connell 1999, 2005 sowie die Rezeption von Scholz 2019 und 2012). Als Struktur, die „die gesamte soziale Praxis strukturiert“ (Connell 1999: 95), ist Geschlecht mit anderen Strukturen wie race, Klasse usw. „verknüpft“ (ebd.: 96). Hegemoniale Männlichkeit definiert sie „als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (ebd.: 98) Hier wird bereits der prekäre Status deutlich, den Connell der grundlegenden Ordnungsförm Patriarchat zuschreibt, setzt sie hier doch als Grundlage des Konzeptes, dass das Patriarchat mit einem Legitimationsproblem behaftet ist. Und dies nicht nur in bestimmten Konstellationen oder Momenten, sondern fortwährend; das Moment der Dynamik und Wandelbarkeit ist hier verwurzelt.

Diese historisch je spezifische „Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats“, d.h. die aktuell hegemoniale Männlichkeit erfüllen, wenn überhaupt, immer nur wenige Männer vollständig. Hegemoniale Männlichkeit wirkt normativ, „it require[s] all other men to position themselves in relation to it, and it ideologically legitimate[s] the global subordination of women to men“ (Connell/Messerschmidt 2005: 832). Alle Männer, ob sie wollen oder nicht, profitieren von dieser Ordnung. Dies wird von Connell im Konzept der patriarchalen Dividende beschrieben, „worunter Vermögens-, Macht- und emotionale Vorteile zu verstehen sind, die Männer aus ihrer gemeinsam gehaltenen Position als Männer beziehen“ (Scholz 2012: 24). Das Vorhandensein einer individuellen Intention der Vorteilmahme oder eine soziale Handlung der Person, die an den Vorteilen teilhat, ist nicht notwendig. Ausschlaggebend ist allein die Zuordnung zum männlichen Geschlecht.

An Antonio Gramscis Hegemonie-Konzept anschließend macht Connell sichtbar, dass die Geschlechterordnung nicht – oder genauer: nicht allein – durch Ausübung von Gewalt und Herrschaft aufrechterhalten wird. Es geht um „ascendancy achieved through culture, institutions, and persuasion“ (Connell/Messerschmidt 2005: 832). Neben weiteren Mechanismen werden „„pagean-

40 Connell hat gemeinsam mit Messerschmidt (2005) Weiterentwicklungen an dem Konzept vorgenommen, und zentrale Kritiken diskutiert. Zur Rezeption vgl. u.a. die Darstellungen und Weiterentwicklungen bei Scholz 2012; Meuser 2010; Meuser/Scholz 2011.

try' of masculinity" (ebd.: 834), „censure' directed at subordinated groups" (ebd.) genannt und Strategien, die mit Unsichtbarkeit arbeiten, „removing a dominant form of masculinity from the possibility of censure" (ebd.)⁴¹. „Gleichwohl bleibt der Zwang als Herrschaftsmittel präsent und kann in Form von Gewalt eingesetzt werden" (Scholz 2012: 24).

Geschlechterverhältnisse sind bei Connell, wie ersichtlich wurde, grundlegend dynamisch konzeptualisiert, die Konzepte nehmen an, „that gender relations [are] historical, so gender hierarchies [are] subject to change" (Connell/Messerschmidt 2005: 832). Scholz (2012) legt dar, dass im Vergleich zu Bourdieus Theoretisierung männlicher Herrschaft Connell den Fokus eindeutig auf den historischen Wandel von Geschlechterverhältnissen legt. Insbesondere tritt dies den Leser*innen der Überarbeitung des Konzeptes durch Connell und Messerschmidt (2005) entgegen:

„[T]here could be a struggle for hegemony, and older forms of masculinity might be displaced by new ones. This was the element of optimism in an otherwise rather bleak theory. It was perhaps possible that a more humane, less oppressive, means of being a man might become hegemonic, as part of a process leading toward an abolition of gender hierarchies.“ (Connell/Messerschmidt 2005: 833)

Gleichwohl erhalten ein wirklich grundlegender Wandel bzw. die Möglichkeit tatsächlich ‚anderer‘ Modi der Geschlechterverhältnisse, also nicht nur der Wandel von Formen von Männlichkeit, sondern die Abschaffung respektive (situative) Nicht-Existenz von Geschlechterhierarchien meines Erachtens nur bedingt systematische Berücksichtigung. So ist es nicht nur eine empirische Aussage, dass sich alle Männer immer in einem Bezug auf hegemoniale Männlichkeit verhalten (müssen), sondern diese Prämisse ist auch in der theoretischen Konzeption verfestigt. Spätestens in der Rezeptionsgeschichte rückt der Aspekt der „Ermächtigung“, des „Widerstandes“, der „Verweigerung“, bereits bei Connell nicht gerade zentral bearbeitet, an den Rand. Kommen ‚Alternativen‘ in den Blick der Analyse, so häufig vor allem gefasst als weitere, zusätzliche Formen, Typen von Männlichkeit (z.B. als ‚kritische Männlichkeit‘, ‚alternative Männlichkeit‘ u.w.m.). Wenn, wie bei Connell nahegelegt, davon ausgegangen wird, dass sich Akteure immer in Bezug setzen müssen zu hegemonialer Männlichkeit und dies nicht nur als empirische Aussage, sondern als theoretische Prämisse gefasst wird, besteht in gewisser Weise das Problem des Kreisschlusses. Hegemoniale Männlichkeit kann dann nur reproduziert werden, ob sich nun von ihr abgrenzend oder positiv in Bezug gesetzt wird – in jedem Fall wird allein durch den Bezug an sich hegemoniale Männlichkeit reproduziert.

41 Die Autoren beziehen sich auf das Beispiel der medialen Berichterstattung über den Amoklauf an der Columbine High School, bei der Männlichkeitskonstruktion als Teil der Ursachen nicht diskutiert wurden.

Des Weiteren ist das Konzept „sowohl hinsichtlich des Einstiegs von Frauen in die sozialen Eliten als auch in Bezug auf die Relationen zwischen verschiedenen Weiblichkeiten untertheoretisiert“ (Scholz 2012: 255). Das Konzept Hegemoniale Männlichkeit wurde in den letzten Jahrzehnten und, so wird ersichtlich, wird immer noch breit diskutiert, wobei sowohl Kritik am Konzept geäußert wird, als auch die bei diesem ungeklärten Fragen auch als produktive Öffnungen, an die weitere Arbeiten mit dem Konzept verschieden anschließen können, gerahmt und genutzt werden (vgl. Scholz 2019). Als zentrales Problem des Theorems und seiner Rezeption zeigt sich immer wieder die Unklarheit, „ob es sich um Formen oder Relationen handelt“ (Scholz 2012: 25; vgl. auch Scholz 2019). Zwar betont Connell, wie oben bereits ersichtlich wurde und auch schon in den frühen Arbeiten zu dem Konzept, dass „Begriffe wie ‚hegemoniale Männlichkeit‘ oder ‚marginalisierte Männlichkeit‘ *keine festen Charaktertypen* bezeichnen, sondern Handlungsmuster, die in bestimmten Situationen innerhalb eines veränderlichen Beziehungsgefüges entstehen“ (Connell 1999: 102, Herv. S.R.) und Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft, Marginalisierung „*interne Relationen* der Geschlechterordnung“ (ebd.: 101, Herv. S.R.) sind. Bereits Connells Arbeiten betrachten aber durchaus unterschiedliche Aspekte und teilweise ist nicht ersichtlich, auf welche Analyseebene Bezug genommen wird. Scholz problematisiert in diesem Sinn, dass

„Connell ihren zentralen Begriff undifferenziert und multipel verwendet. Ist hegemoniale Männlichkeit ein Ideal, ein Idealtypus, ein Handlungsmodell, ein Handlungstypus? Hinter dem Begriff hegemoniale Männlichkeit steckt einerseits der Versuch, die Funktionsweise männlicher Herrschaft analytisch zu erfassen. Andererseits dient der Begriff zur Untersuchung konkreter kulturell hegemonialer Muster von Männlichkeit bzw. gruppenbezogener männlicher Sozialcharaktere.“ (Scholz 2012: 25)

5.1.3 *Hegemoniale Männlichkeit als institutionalisierte Praxis und generatives Prinzip*

Michael Meuser und Sylka Scholz haben auf Basis ihrer Kritikpunkte das Konzept Hegemoniale Männlichkeit weiterentwickelt und mit dem Ansatz ‚männliche Herrschaft‘ von Pierre Bourdieu verknüpft (vgl. ebd.; Meuser 2010; Meuser/Scholz 2005; Meuser/Scholz 2011).⁴²

Ein Ziel dieser Theoretisierung ist, „die Verflechtung verschiedener Herrschaftsphänomene in den Blick zu nehmen“ (Scholz 2012: 23) und nicht mehr von Männlichkeit als „one single power on the top“ auszugehen (ebd.: 34). Scholz verweist darauf, dass Connell und Messerschmidt von einer ‚Familien-

42 Michael Meuser arbeitet dabei mit einem Akzent auf den Konzepten Bourdieus, Sylka Scholz argumentiert stärker über Connells Ausführungen. In ihren gemeinsamen Texten liegt eine Tendenz auf den Konzepten Bourdieus. Da die Theoreme Connells stärker darauf ausgerichtet sind, gesellschaftlichen Wandel zu thematisieren und zu theoretisieren, wird meine Rezeption im Folgenden entsprechend auf die Arbeiten von Sylka Scholz fokussieren.

ähnlichkeit‘ der verschiedenen hegemonialen Männlichkeiten (deren Existenz sie in dem neueren Aufsatz von 2005 einräumen) ausgehen. Mit Bezug auf die Feldtheorie Bourdieus bezieht Scholz die Möglichkeit mehrerer, feldspezifischer hegemonialer Männlichkeiten systematisch in die Theorie ein, empirisch zeigt sie Zusammenhänge u.a. in den Feldern Erwerbsarbeit, Politik und Militär auf. (Vgl. Scholz 2012 u.a.)

Scholz definiert Männlichkeit in Anschluss an Connell als „eine soziale Relation [...], die sich in einer doppelten Dominanz- und Distinktionslogik bestimmt: gegenüber Weiblichkeiten und anderen Männlichkeiten“ (ebd.: 34). Sie arbeitet die analytische Trennung von hegemonialer Männlichkeit als ‚institutionalisierte Praxis‘ und als ‚generatives Prinzip‘ aus. Diese Differenzierung bearbeitet auch jene Problematik des Konzeptes, dass hegemoniale Männlichkeit „zum einen als kulturelle Orientierung und damit als Zielvorgabe und Norm [fungiert]; [es] zugleich [...] aber auch um ihre alltägliche Rekonstruktion und Transformation in den sozialen Praxen [geht].“ (ebd.: 25). Dass dies bei Connell nicht ausreichend getrennt wird, hat „zu erheblichen Unschärfen in der Anwendung des Konzeptes geführt“ (ebd.).

Hegemoniale Männlichkeit als ‚institutionalisierte Praxis‘ erfasst Scholz als „kulturelles Muster und [...] normative Zielvorgabe“ und schafft damit „die Möglichkeit einer präziseren Rekonstruktion der historisch konkreten Formen hegemonialer Männlichkeit in einer Gesellschaft“ (ebd.: 26). In Rekurs auf das Hegemonie-Theorem von Gramsci und unter Verbindung dessen mit dem Hegemonie-Theorem bei Laclau/Mouffe und der Feld-Theorie Bourdieus führt Scholz aus, dass historisch konkrete Formen in Machtkämpfen in den sozialen Feldern von den Eliten gestaltet und durchgesetzt werden. Sie argumentiert in der Folge, dass es zu einem historischen Zeitpunkt nicht nur eine, sondern mehrere hegemoniale Männlichkeiten gibt, eine hegemoniale Männlichkeit innerhalb eines Feldes. Dieses Gestalten ist kein bewusster und „intentionaler Akt“, sondern „in der sozialen Praxis der Elite bildet sich ein Muster von Männlichkeit aus, das kraft der sozialen Position der Elite hegemonial wird. Hegemoniale Männlichkeit ist an gesellschaftliche Macht und Herrschaft gebunden.“ (ebd.: 26) Notwendig ist aber die Akzeptanz durch die Individuen, die sie sich „in unterschiedlichen Kontexten“ (ebd.: 27) ‚aneignen‘, womit auch eine Transformation verbunden ist, respektive sein kann.

„In der alltäglichen Praxis der sozialen Konstruktion von Männlichkeit fungiert hegemoniale Männlichkeit als ein ‚generatives Prinzip‘“ (ebd.: 26) „der Erzeugung des männlichen Habitus“ (ebd.: 27).⁴³ Entscheidend hierbei ist die

43 Der Rekurs auf Bourdieus Habitus-Konzept sei an dieser Stelle nur stichworthaft dargelegt. Hervorgehoben wird die Bedeutung des homosozialen Raumes, in dem eine kompetitive Logik der ‚ernsten Spiele des Wettbewerbs‘ wirksam ist und Männer in Beziehungen des Gegeneinanders, aber auch der Solidarität setzt. (Vgl. Scholz 2012; ausführlich Bourdieu 2005. Der bei Scholz starke Bezug auf Bourdieus Theoreme wird in dieser Arbeit nicht in Tiefe referiert; vgl. dazu sowie zur kritischen Würdigung von Bourdieus Ansatz Scholz 2012).

„libido dominandi“ (Bourdieu) der Männer, d.h. der Wunsch und das Streben nach Dominanz Frauen und anderen Männern gegenüber. Diese „Strukturlogik konkretisiert sich in einem historisch fassbaren hegemonialen Männlichkeitsideal“ (ebd.: 28).⁴⁴ Selten wird in praxi dieses Ideal vollständig umgesetzt.

Michael Meuser argumentiert, Hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip liege aber allen Männlichkeiten zu Grunde, „auch der Herstellung untergeordneter Männlichkeiten“ (Meuser 2010: 126) „Auch diejenigen, die in diesen Machtspielen unterliegen, agieren dadurch, dass sie sich auf diese Spiele einlassen – und sich einlassen heißt vor allem, die Spielregeln zu akzeptieren –, gemäß der Logik des generativen Prinzips der hegemonialen Männlichkeit. Ihr ‚Spielsinn‘ ist nicht weniger als derjenige der Überlegenen von diesem Prinzip durchdrungen.“ (ebd.: 126f.)

Für mich stellt sich an dieser Stelle die Frage, wie mit einer solchen theoretischen Prämisse überhaupt jene sozialen Praxen erfasst – und damit sichtbar – werden können, die ein Nicht-Einlassen auf dieses Spiel vollziehen. Es kann so nur die Reproduktion, nicht aber etwas grundlegend ‚anderes‘ soziologisch gesehen werden. In der vorliegenden Arbeit argumentiere ich deswegen, dass es an dieser Stelle eine Erweiterung respektive ein Umbauen des theoretischen Instrumentariums braucht und gehe mit der Differenzierung verschiedener Relationen der Geschlechter und der Trennung dieser Ebene von derjenigen des Gefüges der Relationen vor.

Scholz betont, dass die „Machtrelationen unter Männern [...] mit anderen sozialen Zugehörigkeiten verwoben“ (Scholz 2012: 28) sind und dementsprechend analysiert werden müssen. Unter diesen theoretischen Prämissen – der Differenzierung von hegemonialer Männlichkeit als generatives Prinzip und institutionalisierte Praxis sowie dem Einbezug der feldtheoretischen Perspektive Bourdieus – vollzieht Sylka Scholz Analysen zur Transformation „kultureller Konstruktionen von Männlichkeit“ in Verbindung mit „männlichen Herrschaftsphänomenen“ (ebd.: 35). Sie plädiert dafür, auch das „transnationale Feld“ einzubeziehen und besonders dafür,

„nicht nur den Blick auf die homosozialen Beziehungen zwischen Männern und Männlichkeiten zu richten, sondern die Geschlechterordnung eines solchen Feldes zu rekonstruieren,

44 Ackermann wendet zu dieser Konzeptualisierung ein, dass „sich Hegemonie und Dominanz einerseits und hegemoniale Männlichkeit und männlicher Habitus andererseits kaum noch differenzieren [lassen]. Letztlich übersetzt Meuser hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip direkt in ein Streben nach Dominanz“ und schlägt vor, stattdessen „den Begriff hegemoniale Männlichkeit nur für bestimmte Formen von Männlichkeit zu verwenden, die als Leitbilder gegenüber anderen Männlichkeiten hervorgehoben sind“ (Ackermann 2015: 25). Mir geht es an dieser Stelle weniger um die ‚individuelle‘ Konstruktion von personalen Männlichkeitskonzepten auf der Ebene von Identität, weswegen ich diesen Vorschlag hier nicht weiterverfolge. Der Einwand kann aber in gewisser Weise parallel zu meiner Konzeption in Richtung Wandel und Relationen verstanden werden, als dass er – so kann interpretiert werden – eine Öffnung der Theorie für die Möglichkeit zu ‚Anderem‘ zur hegemonialen Männlichkeit – hier insbesondere zum Dominanz-/Hegemoniestreben von Männern – einfordert.

einschließlich der Relationen unter Frauen und Weiblichkeiten in ihren Bezügen zu Männern und Männlichkeiten. Dabei wäre Geschlecht freilich als eine ‚analytische Kategorie‘ zu verstehen und in seiner intersektionalen Verwobenheit empirisch zu untersuchen.“ (ebd.: 258)

Im Hinblick auf die Transformation der Ordnung verweist ein höherer Grad an Ausübung von Gewalt und Herrschaft nach Scholz (2012) auf eine stärkere Instabilität des hegemonialen Status, z.B. in Form einer Legitimationskrise. Er ist ein Anzeichen dafür, dass die Ordnung nicht mehr oder nicht mehr vorrangig durch Praxen der Hegemonie (mit ihrer Ausrichtung auf die ‚Zustimmung‘ der Beherrschten usw.) reproduziert werden kann, sondern dafür verstärkt auf Elemente des direkten Zwangs und der Gewalt angewiesen ist. (Vgl. ebd. und Meuser/Scholz 2011; ähnlich zu Gramscis Arbeiten Opratko 2012)

Ein ‚Instrument‘ – wenngleich auch nicht oder nicht immer gezielt eingesetzt – in der Reproduktion von Hegemonie ist, so Scholz, die Konstruktion von ‚grundlegender Gemeinsamkeit‘. Damit wird die Kontingenz des Sozialen gleichsam überdeckt und Hegemonie legitimiert.

„Auf Männlichkeit übertragen bedeutet dies nicht selten einen Rekurs auf eine vermeintlich ähnliche Natur aller Männer. So wird die universelle Geltung von Normen legitimiert und damit das Einverständnis der Beherrschten gesichert. Hegemoniale Herrschaft – und so Heilmann weiterführend auch hegemoniale Männlichkeit – beruhen auf einem unauflösbaren (logischen) Widerspruch zwischen der Postulierung einer universalen Bezugsebene und einer faktischen Kontingenz von Machtverhältnissen, in denen sich partikulare Interessen aktuell als dominant durchsetzen. Hegemoniale Herrschaft und hegemoniale Männlichkeit sind somit ‚stets prekär, instabil und sozial offen‘.“ (Scholz 2012: 24)

Formen von Männlichkeit, die dem Postulat einer grundlegenden, oft als natürlich behaupteten Gemeinsamkeit widersprechen, werden im Prozessieren des Erhalts des Machtgefüges abgewertet.

Ich verstehe in der o.g. theoretischen Linie das Sprechen von einer Pluralität von Männlichkeit, Vielfalt von Männern und Männlichkeit zu thematisierten auch bereits an sich, ohne noch genauer auf die ‚Inhalte‘ der Männlichkeiten zu schauen, als einen Angriff auf den hegemonialen Status von Männlichkeit. Es ist eine soziale Praxis, die hegemoniale Männlichkeit als soziales Ordnungsmuster infrage stellt und sie verweist auf die Möglichkeit eines ‚Anderen‘ (siehe Kapitel 5.3 zur Relation herrschaftskritische Alternativsuche).

Connell macht deutlich, dass die patriarchale Dividende von hoher Relevanz für die Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnungsmuster ist. Viele gleichstellungspolitische Maßnahmen setzen genau hier an: Sie versuchen, diese patriarchale Dividende abzusinken – z.B. Gehaltsunterschiede zu reduzieren, die Verantwortlichkeit von Männern für Sorgeaufgaben zu kommunizieren, weiblich Konnotiertes aufzuwerten, Quoten für Teilhabe in Parlamenten, Gremien, Führungspositionen usw. einzuführen. Solche Maßnahmen spielen auf (mindestens) zwei Kanälen für Veränderungen: Sie nagen am Anreiz zur Reproduktion männlicher Herrschaft, indem sie den (versprochenen oder realer existenten) ‚Benefit‘ für die Gruppe der Männer senken und sie arbei-

ten am Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen, indem sie Hierarchien und soziale Ungleichheiten abmildern oder dies zumindest zum Ziel haben. Sicherlich ist es sehr unterschiedlich und je spezifisch zu bewerten, inwiefern Maßnahmen zur Transformation, die an der patriarchalen Dividende ansetzen, in Richtung eines ‚grundlegenden‘ Wandels wirken.

Scholz zeigt, dass die patriarchale Dividende einer neben anderen Faktoren, unsauber gesprochen: Anreizen ist, die die Reproduktion von hegemonialer Männlichkeit als institutionalisierte Praxis und generatives Prinzip aufrechterhalten. Ein weiterer hängt mit „komplexen Gefühlssituationen“ (Scholz 2012: 28) zusammen: „Insbesondere durch die Emotionen Scham und Angst werden hegemoniale Männlichkeit und damit auch die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern und unter Männern reproduziert.“ (Ebd.)

5.1.4 Vielfalt von Geschlecht hegemonietheoretisch berücksichtigen

Bei Connell und in verschiedenen Weiterentwicklungen und Anwendungen des Konzeptes wird Geschlecht als Pluralität sichtbar und sie öffnen Fenster zu dem, was Nina Degele mit „Männlichkeit queeren“ (Degele 2007) beschreibt. Denn die Konzepte lassen zu, „Möglichkeiten der Pluralisierung zu benennen, also überhaupt schon den vereinheitlichenden Diskurs von Männlichkeit im Singular aufbrechen.“ (ebd.: 39) Scholz verweist darauf, dass das Connellsche Konzept „nichthegemoniale Konstruktionen von Männlichkeit und ihr Potenzial für gesellschaftliche Transformationsprozesse kaum erfassen“ kann (Scholz 2019: 426). In ähnlicher Linie, wenn auch nicht auf die inhaltlich-spezifische Beschreibung einer oder mehrerer konkreter Formen von Männlichkeit bezogen, arbeite ich mit meiner theoretischen Modellierung auf das Ziel ausgerichtet, ‚Anderes‘ theoretisch-empirisch zu erfassen.

Der Schwerpunkt der an Connell anschließenden weiteren empirischen Arbeiten und theoretischen Weiterentwicklungen liegt bei der Identifizierung und Konzeptionalisierung verschiedener Männlichkeiten. So bereichern Arbeiten das Wissen um die Komplexität der Geschlechterbeziehungen und -verhältnisse, und die Vielfältigkeit von Männlichkeiten in Geschlechteridentitäten und Idealbildern, um nur einige der bearbeiteten Analyseebenen zu nennen. Dabei werden etwa Konzepte wie Alternative Männlichkeit (vgl. Buschmeyer 2013), Nicht-Männlichkeit (vgl. Trinkaus/Völker 2015), Parallelkulturen von Männlichkeit (vgl. Friebe 2015), Distanzierung von traditioneller Männlichkeit (vgl. Herschmann 2012), neue Männer (Klaus 2013), inklusive Männlichkeit (Anderson) und hybride Männlichkeiten (Demetriou et al.) (vgl. Budde/Rieske 2019) entwickelt. Die verschiedenen Ausdifferenzierungen von Männlichkeiten, die an das Konzept von Connell anschließen, benennen Aspekte, die in meinem theoretischen Modell die verschiedenen Relationen pro-

zessieren beziehungsweise, die ich in diesem gleichsam ‚auseinanderpflückend‘ den verschiedenen Relationen zuordnen würde.

Karla Elliot beschreibt mit *Caring Masculinities* ein theoretisches Konzept männlicher Identitäten, „that reject domination and its associated traits and embrace values of care“ (Elliot 2016: 240). Sie baut dies auf empirischen Befunden zu männlichen Fürsorgepraxen auf und formt es mit Bezügen auf feministische Care-Theorien und die Kritische Männer- und Männlichkeitsforschung als theoretisches Konzept. Sie argumentiert zudem politische Implikationen des Konzeptes (vgl. ebd.) und in neueren Arbeiten dazu das Verhältnis von Fürsorge, Macht und Dominanz (vgl. Elliot 2019). *Caring Masculinities* können, so Elliot, als „gender equality interventions [...] that seeks to integrate values and practices of care and interdependence, traditionally though not unescapably associated with women, into masculine identities“ (Elliot 2016: 243) die Geschlechterverhältnisse nachhaltig verändern (vgl. ebd.). Dafür bedürfe es nicht unbedingt gleichsam vorher vorhandener entsprechender Einstellungen bei Männern, sondern die Ausführung von Fürsorgepraxen selbst ändere die männliche Identität, Einstellungen und Emotionen bei den Akteuren. Mit der Umsetzung des Widerstandes zur hegemonialen Männlichkeit an sich sei bereits eine emotionale Arbeit durch Männer verbunden, die traditionellen Verhältnissen nicht entspricht und damit Verhältnisse ändert. Elliot macht deutlich, dass sie *Caring Masculinities* nicht als Homogenisierung im Sinne ‚der neue Mann‘, sondern als theoretisches Konzept mit feministischen Implikationen für politische Praxis verstanden wissen will, sowohl auf Subjektebene als auch bezüglich der Handlungsstrategien auf der Ebene von Policies auf Seiten der sozialen Bewegung(en) und staatlicher Maßnahmen. (Vgl. ebd.)

Insofern bietet Elliots Konzept der *Caring Masculinities* interessante Ansatzpunkte im Sinne der hiesigen Forschungsfrage und stellt m.E. eine ausgesprochen fruchtbare Erweiterung der Connell’schen Konzeption dar; nicht zuletzt da sie feministische Theorien und kritische Männer- und Männlichkeitsforschung verknüpft. Insbesondere aber, weil sie dem Connell’schen Konzept eine empirisch fundierte, theoretisierte und politisch konkrete Perspektive hinsichtlich des Wandels der Geschlechterverhältnisse hinzufügt. Elliot tut dies – ausgehend von Praxen – auf der Analyseebene Identitäten, sie fasst *Caring Masculinities* als Identitäten, die mit ihren politischen Potenzialen auf die Ebene der „gender relations“ (ebd.: 240) verweisen. Der Sammelband „*Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*“, herausgegeben von Sylka Scholz und Andreas Heilmann (2019), diskutiert das Konzept umfassend in Bezug auf die Subjektperspektive, Zeitdiagnosen, Männlichkeitspolitiken und die Konzeptentwicklung. Ohne dieses Feld an hiesiger Stelle umfassend bearbeiten zu wollen, sei in Bezug auf meine hier entworfene theoretische Modellierung angedeutet, dass ich zum einen in dem Einbezug von Fürsorgewerten und der Transformation traditioneller Werte in fürsorgeorientierte Werte, zum anderen in der Ablehnung von Do-

minanz, die Elliot als Bestandteil dieser Identitätsform konzeptualisiert, Aspekte sehe, die nicht in einem inhaltlichen Wandel der hegemonialen Männlichkeit aufgehen müssen und damit in meinem Modell Teil der Relation Hegemonialisierung wären, sondern durchaus auch in Richtung eines grundlegend ‚Anderen‘ weisen (können).⁴⁵

Anna Buschmeyer und Diana Lengersdorf arbeiten als Weiterentwicklung des Konzeptes hegemoniale Männlichkeit heraus, statt einer Überbetonung von Hierarchie zwischen Männlichkeiten auf eine horizontale Logik von Männlichkeiten abzustellen, „which emphasises the ever-changing negotiability of masculinity to account for current social and cultural transformations“ (Buschmeyer/Lengersdorf 2016: 3).

In verschiedenen Erweiterungen und Weiterentwicklungen, in der Arbeit mit dem Connellschen Konzept wird aus meiner Sicht die Vielfalt von Geschlecht zu schwach berücksichtigt und ist nicht oder nicht stringent in die theoretische Konzeptionalisierungen einbezogen. Das trifft insbesondere auf Weiblichkeiten sowie auf weitere Geschlechter außerhalb binärer Logiken zu. Teilweise geht auch eine Reproduktion der Vereindeutigung und Ent-Differenzierung von Geschlecht und insbesondere der Kategorie Frau durch die Theoreme oder die empirische Auffächerung weiterer Männlichkeiten einher. Damit kann eine ungewollte Wiederholung patriarchaler Muster, bei denen die Simplifizierung von Weiblichkeiten eine Abwertung des Weiblichen und weiblich konnotierter Aspekte sowie des Othing von Weiblichkeit als das vom ‚Einen‘, dem Männlichen abweichende, zusammenspielen, verbunden sein.

Einige Versuche, dies in Bezug auf Weiblichkeiten zu bearbeiten, wurden unternommen, aber nicht abschließend bearbeitet (vgl. zur Diskussion u.a. Scholz 2010, Degele 2007). Einige Dimensionen der Diskussion sind die Unvereinbarkeitsprämissen im Connellschen Konzept⁴⁶, Frauen in Machtpositionen, die Frage nach der Möglichkeit einer Hegemonie von (spezifischen) Weiblichkeit(en) über (spezifischen) Männlichkeit(en), Hierarchisierungen und Prozesse von Hegemonie und Macht zwischen Weiblichkeiten, Hegemonie von Weiblichkeit(en) gegenüber anderen nichtmännlichen Geschlechtern, Teilhabe von Weiblichkeiten an der Reproduktion männlicher Hegemonie.

Ich gehe in meiner theoretischen Modellierung an dieser Stelle nicht den Weg, die Vielfalt der Geschlechter auf dem Weg abzubilden, mehrere empirisch vorhandene Geschlechter inhaltlich zu beschreiben (und als hegemonial, untergeordnet oder marginalisiert zu benennen), auch stelle ich nicht auf den

45 Heilmann/Korn/Scholz (2019) rahmen Caring Masculinities u.a. als konkret-utopische Praxen; diese Perspektive ist auch anschlussfähig an die Überlegungen in Kapitel 5.3 zur herrschaftskritischen Alternativsuche und 5.4 zur Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander.

46 Zur Kritik dieser in Bezug auf männliche Homosexualität und hegemoniale Männlichkeit vgl. Heilmann 2011.

Aspekt Identität ab. Ich werde stattdessen den Relationen-Konzeptionen eine Perspektive der Vielfalt von Geschlecht zu Grunde zu legen. Die Motivation dahinter ist, dieser Vielfalt einen festen Ort in der theoretischen Modellierung zu geben, analytisch die Relationen auch danach zu kategorisieren, wie sie mit dieser Vielfalt ‚umgehen‘ und in Kombination mit einem utopischen Moment danach zu suchen, welche Wege dafür noch denkbar sind.

5.1.5 Hegemonialisierung als Modus des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern

Das Konzept der Hegemonie im Sinne von Antonio Gramsci schlage ich mit hiesiger Modellierung vor, ebenso wie das Konzept Patriarchat nur auf die Ebene der Geschlechterrelationen, nicht aber der Relationen dieser Relationen in einer Geschlechterordnung zu beziehen und es als eine von mehreren (existenten und möglichen) Geschlechterrelationen zu positionieren. Nicht in jedem Fall der Relationen kann von einer ‚Übereinstimmung‘ mit der Hegemonie gesprochen werden – oder anders gesagt: das Hegemonietheorem fängt nicht alle Formen der Relationen zwischen Geschlechtern ein, die empirisch existieren (können). Widerstand gegen Hegemonialisierung zwischen z.B. einer spezifischen Männlichkeit und anderen Geschlechtern kann sich ja gerade gegen die Hegemonialisierung formulieren. Das Beherrschte, das den Widerstand aufbaut, ‚stimmt‘ der Hegemonialisierung nicht zu. Zu denken ist des Weiteren an Relationen, die außerhalb von Herrschaft und Hegemonie operieren, d.h. die in einen anderen Modus von Machtverhältnissen prozessieren. Wenn ein grundlegender Wandel oder tatsächlich ‚Anderes‘ im Modell denkbar sein soll, muss mehr und anderes theoretisiert werden als die Vereinnahmung von Aspekten des Beherrschten durch das Hegemoniale oder die Gewährung gewisser Zugeständnisse zur Wiedererlangung der Zustimmung zur Hegemonie.

Geht es um das Verhältnis von Geschlechterrelationen in einer Gesellschaft (Ebene Gefüge der Relationen) ist es m.E. nicht hinreichend und nicht ausreichend stimmig, von der Hegemonie einer Relation zu sprechen. Der Überlegung folgend, dass es eine Relation zwischen Geschlechtern gibt oder geben könnte, die mit ‚Widerstand gegen hegemoniale Männlichkeit‘ zu beschreiben wäre, dann ist die Beziehung zwischen dieser Relation und einer Relation ‚Hegemonialisierung einer spezifischen Männlichkeit‘ oder einer weiteren Relation ‚Patriarchalisierung‘ eben nicht von einer ‚Zustimmung‘ der Widerstands-Relation zu seiner Beherrschung durch die Hegemonialisierungs-Relation geprägt und damit auch nicht sinnvoll mit dem Konzept der Hegemonie zu beschreiben. Auch ist es zwar erkenntnisfördernd zu untersuchen, ob Relationen zwischen Geschlechtern vorrangig über direkte Gewalt oder mittels einer Konsensbildung (i.S. des Hegemoniekonzeptes von Gramsci) gestaltet sind. Dies

auf die Ebene des Gefüges der Relationen zu beziehen, erscheint hingegen wenig geeignet.

Es geht mir nicht um eine hegemoniale Gruppe (bei Gramsci: Klasse, in einigen Patriarchatstheorien: Männer), um eine hegemoniale Konstruktion von Geschlecht (z.B. der aktuellen, dann spezifisch inhaltlich bestimmten hegemonialen Männlichkeit oder die „Überlegenheit und Dominanz von Männlichkeit“ (Scholz 2004: 41)), um die Hegemonie eines sozialen Musters (z.B. des (hegemonialen) ‚männlichen Prinzips‘) oder um die Hegemonie eines spezifischen sozialen Verhältnisses, sondern um Hegemonialisierung als Modus des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern (Relationen).

Hegemonialisierung verstehe ich in meiner Modellierung als eine der existenten und möglichen Relationen zwischen Geschlechtern, als einen Modus des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern, bei dem eine Hierarchisierung von Geschlechtern mittels ‚Zustimmung‘ prozessiert wird. Das bedeutet nicht, wie zu Beginn des Kapitels bereits beschrieben, dass einzelne Akteur*innen oder Gruppen ‚freiwillig‘ ein informiertes Ja zu den Verhältnissen abgeben, sondern es geht um eine grundlegende Logik des Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern. Hegemonialisierung ist geprägt von „Bündnispolitik, durch Zugeständnisse und die Bildung von politischen Blöcken“ (Opratko 2012: 35). Die Verteilung von Ressourcen ist dafür entscheidend und gleichzeitig selbst Teil des Prozessierens dieser Relation, Hegemonialisierung prozessiert sich sowohl über kulturelle als auch über materielle Momente.⁴⁷

Die Funktionsweise der Re-Produktion von Hegemonie wird damit von einer inhaltlich bestimmten Form von Geschlecht (bei Connell eine konkret beschreibbare hegemoniale Männlichkeit) getrennt. Zwar ist es interessant und für viele Forschungszusammenhänge instruktiv, die inhaltliche Füllung eines Leitbildes zu beschreiben und diese transportiert selbstredend auch Inhalte, die mit der Funktionsweise, dem Machtverhältnis in Zusammenhang stehen (wie z.B. Wettbewerb, Verletzungsmacht usw.) Davon aber analytisch getrennt die Funktionsweise zu beschreiben, eröffnet stärker die Möglichkeit, über tatsächlich ‚Anderes‘, existente und denkbare Alternativen usw. nachzudenken, auf theoretischer Ebene zu formulieren und in der empirischen Arbeit zu erforschen. Anders als wenn zum Beispiel über den Inhalt des Leitbildes und seine Erneuerungen diskutiert wird und dieser neue Inhalt dabei (mindestens auch) als Vehikel für die Stabilisierung des Machtverhältnisses genutzt werden kann in der Form einer Aneignung womöglich auch revolutionärer Aspekte, die aber in einer ‚passiven Revolution‘ (Gramsci) enden, statt in einer tatsächlichen Veränderung der Relationen und ihres Gefüges. Auf diesbezügliche Dynamiken gehen z.B. Buschmeyer und Lengersdorf ein, wenn sie eine „integration

47 Opratko interpretiert Gramscis Texte derart, dass „hegemoniale Strategien notwendigerweise ökonomische, politische, ideologische und kulturelle Dimensionen umfassen“ (Opratko 2012: 59). Auch die an ihn anschließenden Konzeptionen in der kritischen Männlichkeitsforschung arbeiten in dieser Perspektive.

of new elements into ‚old‘ hegemonic formations“ beschreiben, „made possible through processes of negotiation that take place on a horizontal plane. This further stabilises the dominance of (reconfigured) hegemonic masculinity and the resulting male hegemony“ (Buschmeyer/Lengersdorf 2016: 3; vgl. auch Lengersdorf 2014).

So verstanden wird auch eine Engführung in Form einer Kopplung ‚der‘ Hegemonie an ein Geschlecht aufgebrochen. An dem Prozessieren von Hegemonialisierung können verschiedenste Geschlechter beteiligt sein. Im Unterschied zu einer Sichtweise, die eine bestimmte Gruppe als Subalterne setzt, sind es dann gegenstandsbezogen theoretisch-empirisch zu beantwortende Fragen, welche Geschlechter dabei unter welchen Bedingungen und in welchen Kontexten wie ins Verhältnis gesetzt werden und wie damit weitere ungleichheitsrelevante Kategorien wie rassistische Zuschreibungen, Klassifizierungen, Lebensalter, Beeinträchtigung/Behinderung und chronische Erkrankungen usw. verwoben sind.

5.1.6 ‚Konsens‘ und Hegemonialisierung potenziell pluraler Geschlechter, Sexualitäten und Lebensformen

In dieser Relation verorte ich also, wenn Geschlecht zwar als vielfältig verstanden wird und lebbar ist, zwischen den Geschlechtern aber ein Machtverhältnis existiert, das mit Hegemonialisierung beschrieben werden kann. D.h. dass hier statt eines unmittelbaren Zwangs (mit der entsprechenden Gewalt, siehe 5.2 Patriarchalisierung) eine Hierarchisierung und ein Machtgefüge im Modus eines ‚Konsenses‘ prozessiert wird. Ich schließe dabei an das Verständnis von Opratko an, der Gramsci resümierend betont: „Hegemonie schließt Zwangsmomente notwendig mit ein, integriert sie aber in ein System breiter Zustimmung oder zumindest Akzeptanz.“

Hegemonialisierung als Relation, als Modus des Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern prozessiert entsprechend auf diese Art und Weise. Der Konsens ist dabei keiner in einem emanzipatorischen Sinne, ich setze den Begriff daher in Anführungsstriche und benenne in der Subkategorie den Aspekt, dass die Hierarchisierung in einem Bezug auf einen derartigen ‚Konsens‘ begründet wird, sie gründet auf diesem ‚Konsens‘-Bezug. D.h. explizit nicht, dass er bei allen beteiligten Akteur*innen als legitim eingestuft wird oder sie zu dem Herrschaftsverhältnis ‚zustimmen‘. Es sind auch inhaltliche Veränderungen sowie Aneignungsprozesse zum Prozessieren von Hegemonialisierung denkbar und sichtbar, zur Aufrechterhaltung von Hegemonialisierung auch erforderlich. Dabei bleibt aber der Modus des Machtverhältnisses, das Hegemonialisieren, bestehen und in seiner Form unangetastet.

Ein Beispiel dafür ist die Hereinnahme einiger (zuvor negativ bewerteter) weiblich konnotierter Aspekte in einige Führungsstile, wenn dies nicht zu ei-

nem grundlegend ‚anderen‘ Verhältnis führt und Hegemonialisierung in Bezug auf Geschlecht prozessiert. Ohne Zweifel können solche inhaltlichen Veränderungen herrschaftsabmildernde Effekte haben oder zu weiteren Schritten der Entwicklung von ‚Anderem‘ beitragen. Sie können aber auch Hegemonialisierung prozessieren. Des Weiteren ist hier verortet, wenn queeres Leben „nur in dem Maße möglich [ist], wie es sich heterosexualisiert und – nach dem Bilde bürgerlicher Familienpolitik – privatisiert“ (Laufenberg 2012: 98). Auch nicht jede Form der aktiven Vaterschaft bedeutet ein wirklich ‚anderes‘ Verhältnis in Bezug auf die Verteilung von Sorgearbeiten und Verantwortungszuschreibungen. Die Thematisierung fortbestehender Ungleichheiten, die solche kulturellen Muster beinhalten, und damit Arbeit gegen die Ungleichheiten kann sogar bisweilen mit Figuren wie der des ‚aktiven Vaters‘ noch schwerer werden. Auf (queer-)feministische Positionen zu rekurrieren kann, z.B. in Gesprächen als Legitimationsressource oder Mittel der Verdeckung von Hegemonialisierung verwendet werden und dabei selbst diese prozessieren. Auch Rainbow-Washing von Firmen kann sich in der Relation Hegemonialisierung wiederfinden. Zu denken ist auch an durch Organisationen kommunizierte ‚Erfordernisse‘, weibliche Angestellte müssten sich an männlich Konnotiertes (oder auch konkrete männliche Beispiele von Führungspersonen) angleichen, um mehr Verantwortung (und Bezahlung) zugesprochen bekommen zu können. Des Weiteren sind hier auch an mit Geschlecht in Verbindung stehende Ungleichheiten in Organisationen relevant, die an die Übernahme von Sorgeverantwortung gekoppelt sind. Es kann z.B. auch bestimmten Weiblichkeiten Teilhabe an Privilegien, die an Männlichkeit gekoppelt sind, ‚gewährt‘, anderen Weiblichkeiten diese aber weiter ‚versagt‘ werden.

Bisweilen werden die Nachteile, Deprivilegierungen, negativen Folgen auf Individualebene usw. auch unter dem Stichwort „Kosten hegemonialer Männlichkeit“ besprochen (vgl. u.a. Elliot 2016). Teilweise kann dabei der Eindruck entstehen, dass z.B. im gesellschaftspolitischen Feld hier vor allem Resonanz ausgelöst wird, wenn es um die Kosten auf Seiten männlicher Akteure geht (z.B. höhere Gesundheitsrisiken, emotionaler Druck bei Männern). Ist dies in einem betrachteten Kontext oder Feld der Fall gehört dieser Aspekt selbst zum Prozessieren der Relation Hegemonialisierung, verweist er doch auf unterschiedliche Wertungen der Kosten bei verschiedenen Geschlechtern; auch hierbei sind intersektionale Momente von Relevanz.

Hegemonialisieren kann prinzipiell von allen Geschlechtern und in verschiedensten Kontexten prozessiert werden – z.B. auch innerhalb queerer Communities zwischen verschiedenen schwulen Männlichkeiten, zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten, im Verhältnis zu trans*geschlechtlichen Geschlechtern usw. usf. In intersektionaler Perspektive ist an Hegemonialisierung im Zusammenspiel von Geschlecht mit rassistischen Zuschreibungen, Alter, Beeinträchtigung oder Behinderung usw. usf. zu denken. Familienformen können in der Relation Hegemonialisierung zwar vervielfältigt vorhanden

sein, aber zwischen ihnen wird hier ein hegemonialisierendes Verhältnis prozessiert, z.B. wenn ihnen in Form des ‚Gewährens‘ sukzessiver zwar mehr, aber immer noch ungleiche Rechte ‚zugestanden‘ werden oder Personen in bestimmten Familienformen ständig unter Erklärungszwängen stehen. Die Relation Hegemonialisierung wird auch dann prozessiert, wenn Menschen (und dies ist häufig vergeschlechtlicht) in Zusammenhang mit der Verantwortungsübernahme und des Zusammenlebens mit Kindern Ausschlüsse erfahren, z.B. von der Möglichkeit politisch aktiv zu sein. So wird auch in „Links leben mit Kindern“ problematisiert: „Kinder stören, sind laut und vor allem in der queerfeministischen Szene oftmals nicht willkommen“ (LImK: 35) und dass Elternschaft dort häufig mit Angepasstsein und anderen negativen Attributen belegt wird. „Wer Kinder kriegt, hat die Revolution doch aufgegeben!“ (ebd.: 42) Damit im Zusammenhang kann ein spezifisches Verständnis von Freiheit, Autonomie und Individualität (siehe auch 5.2) stehen, das vergeschlechtlicht ist und auch dort, wo Solidarität ein wichtiger Begriff ist, zu Abwertungen, Hierarchisierungen, ungleichen Zugängen und Teilhabechancen führen kann. Dass „Kinder- und Mütterbashing den eigenen Ansprüchen an einen intersektionalen Feminismus und eine solidarische Praxis widerspricht, wird leider oft nicht reflektiert“, so Mis Chief in „Links leben mit Kindern“ (135). Welchen normierenden Druck dies ausüben kann, schildert sie sehr eindrücklich:

„der ganze gesellschaftliche Bullshit, der auf dich einprasselt, wenn du als linke, queere Feministin Mutter wirst. Mutter – das miefte nach Kleinfamilie, Häuslichkeit und Abhängigkeit. [...] Dass ich bereits wenige Freundinnen hatte, die Mütter waren, und diesem Klischee nicht entsprachen, änderte nichts an meinem Bild. Ausnahmen bestätigen die Regel. Mütter waren das Gegenteil von cool, selbstbestimmt, frei und sexy. Dieses Bild wurde mir auch von anderen bestätigt.“ [...] „hatte ich das Gefühl, unter verschärfter Beobachtung zu stehen. Alle schienen sich zu fragen: ‚Wie wird sie wohl als Mutter sein?‘ So als sei Mutterschaft eine komplett neue Identität – eine Transformation in eine andere Spezies, bei der all die feministischen Credits auf dem Spiel stehen. Neben all den neuen Anforderungen, die ich in den ersten Monaten mit dem Baby zu bewältigen hatte, musste ich also zusätzlich beweisen, dass ich noch ganz die Alte war. Nicht nur den anderen – vorneweg mir selbst, denn ich hatte schließlich die größte Angst, mich im Mutterdasein aufzulösen. So war ich also auf der Hut – bloß nicht zu schnell aufspringen, wenn das Baby weint und der Papa auch im Raum ist. Dem Gespräch mit dem Gegenüber aufmerksam folgen, auch wenn es eigentlich grad viel interessanter ist, dass das Baby sich ganz alleine die Packung mit den Feuchttüchern geschnappt hat. An den wichtigen politischen Themen dranbleiben und mitreden können. Mit schmerzenden Brüsten und todmüde nach der Veranstaltung noch mit Bier trinken gehen – schaut her, wie vorbildlich das bei uns mit dem Abpumpen klappt. [...] Und ganz wichtig natürlich: fernhalten von anderen Müttern, auf keinen Fall als Gruppe auftauchen, denn das wäre wirklich verdächtig.“ (LImK: 134)

Zwar werden in der Relation Hegemonialisierung binäre Codes weniger starr verwendet, es wird stärker differenziert und auch Brüche der heteronormative Ordnungsweise von Sexualitäten und Beziehungsformen kommen vor. Nicht-Geschlecht ist aber nicht als Option vorhanden und Vereindeutigung von Geschlecht ist auch hier von Bedeutung, ebenso Praxen der Fremd-Zuschreibung

von Geschlecht und vorrangig binäres geschlechtliches Konnotieren von Eigenschaften, Tätigkeiten usw. Ein Beispiel ist hier, wenn Fürsorgeaspekte im Zusammenarbeiten in Organisationen vorrangig weiblichen Teammitgliedern zugeordnet, übertragen oder als ihre Stärke aufgrund ihres Geschlechts zugeschrieben werden und gleichzeitig Fürsorge generell als weniger wichtig und weniger Wert gegenüber männlich konnotierten Aspekten wie Leistung, Output, Profit usw. bewertet werden (zur Leistungsorientierung siehe RO: 24f.). Dies geht dann womöglich auch damit einher, dass Personen nur in den für die Organisation direkt relevanten Aspekten adressiert und gesehen werden, nicht als ganze Personen, die auch im Privaten Fürsorgeaufgaben haben. Es kann auch mit einer gewissen Art von Aneignung für die Belange der Organisation einhergehen a lá ‚die Kollegin kann das mal machen, das kann sie ja als Mutter von drei Kindern eh besonders gut‘.

Was Hegemonialisierung von Patriarchalisierung noch unterscheidet ist, dass Hegemonialisierung als stärker auf Dynamik fußender Modus von Macht Veränderung als Komponente in sich trägt und damit gesellschaftliche Veränderungen leichter in den Raum des Denkbaren gerückt werden können, die Logik der Hegemonialisierung vielleicht sogar ein ‚Anderes‘ zu sich selbst zugänglich macht, ein Infragestellen ist leichter möglich (für Organisationen vgl. RO: 24 ff. für die Weltsicht ‚orange‘).

Als Subkategorien der Relation Hegemonialisierung sehe ich folglich: ‚konsens‘-bezogen begründetes Hierarchisieren und Vervielfältigung von Geschlecht möglich bei hegemonialisierenden Verhältnissen dieser.

5.1.7 Leerkategorie

Gibt es noch weitere Aspekte dieser Relation? *Eine weiterfragende Leerkategorie als Platzhalterin und Denkraum-Öffnerin.*

5.2 Relation Patriarchalisierung

Patriarchat ist ein zentrales Konzept der Frauen- und Geschlechterforschung; mit ihm haben Forscher*innen eine bedeutende Form von HERRSchaft analysierbar gemacht und den Zusammenhang von Geschlecht, Herrschaft/Macht, Ungleichheit aufgezeigt. Über die letzten Jahrzehnte wurden Patriarchatskonzepte und -theorien gleichzeitig stark kritisiert und in der Schlussfolgerung nicht selten als ‚veraltet‘ ganz verworfen. Ich möchte an jene Arbeiten anschließen, die einen anderen Weg einschlagen und folge Analysen, die die Aktualität der Inhalte, die mit ‚Patriarchat‘ beschrieben werden, feststellen. Meine These ist, dass in der produktiven Weiterentwicklung des Konzeptes, anschlie-

ßend an zentrale kritisch eingebrachte Punkte, mit dem Konzept relevante Aspekte der Geschlechterverhältnisse analysiert und beschrieben werden können, besser als ohne das Konzept. Ute Gerhard ordnet „Patriarchatskritik als Gesellschaftsanalyse“ ein und als ein „nicht erledigtes Projekt“ (Gerhard 2019: 227 sowie 1990). Einen Grund dafür sieht sie darin, dass Großtheorien für heutige Gesellschaften weniger Erklärungswert haben. Meine hier entworfene Konzeption von Patriarchalisierung als *eine* Relation von Geschlechtern (neben weiteren) versucht, diesem Projekt einen weiteren Baustein hinzuzufügen, eben ohne Patriarchat als großtheoretisches Modell der Geschlechterverhältnisse zu setzen, aber aufbauend auf der These, dass es patriarchale Aspekte auch in der aktuellen hiesigen Gesellschaft gibt und es erkenntnisförderlich ist, in der soziologischen theoretischen Modellierung mit dem Konzept zu arbeiten. Die Modellierung ist derart flexibel zu gestalten, dass die Arbeit mit ihr prinzipiell auch zu dem Ergebnis kommen kann, dass Patriarchalisierung in einer gegebenen Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt keine existente Relation von Geschlechtern ist.

Es gibt eine Vielzahl von Definitionen und Theoremen zu Patriarchat, deren Übersicht ich nicht zur Aufgabe meiner Arbeit mache, ebenso wenig wie ich eine Darstellung aller Kritikpunkte (siehe dafür u.a. Gerhard 2019 und 1990, Walby 1990, Meuser 2010) geben oder auf die historische Entwicklung patriarchaler HERRschaft (hierzu forschte insbesondere Gerda Lerner) eingehen werde. Für meine Konzeption der Relation Patriarchalisierung werde ich das herausgreifen, was für diese und ihre Einbettung in meine theoretisch-empirische Modellierung von Relationen von Geschlechtern zentral ist. Die folgende Definition von Ute Gerhard wähle ich hierfür als Startpunkt.

„Patriarchat ist die Bezeichnung für ein Gesellschaftssystem, in dem Frauen von Männern bzw. Vätern unterdrückt, kontrolliert und repräsentiert werden. Patriarchalismus, abgeleitet aus dem Eigenschaftswort ‚patriarchal‘ bzw. ‚patriarchalisch‘, ist ein soziologischer und politikwissenschaftlicher Begriff, der eine bestimmte Form männlicher Herrschaft, die Institutionalisierung männlicher Macht und damit die Eigenarten einer hierarchischen Geschlechterbeziehung beschreibt und analysiert.“ (Gerhard 2019: 222)

Statt Patriarchat als ein Gesellschaftssystem zu setzen, möchte ich hier Patriarchalisierung als eine Relation der Geschlechter fassen. Damit betone ich zum Ersten, wie bereits ausgeführt, das dynamische Verhältnis verschiedener Relationen von Geschlechtern in einer Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt. Zum Zweiten möchte ich mit der Bezeichnung der Relation das Prozesshafte betonen und die permanente Herstellung durch das Prozessieren adressieren und in den Fokus rücken. Damit meine ich dezidiert nicht, strukturelle Aspekte abschwächen zu wollen, sondern vielmehr diese aus einer solch spezifischen Perspektive anzuschauen, d.h. wie sie als Relation Patriarchalisierung prozessiert werden.

Gerhard formuliert zwei weitere Gründe, warum Patriarchat als Konzept an Bedeutung verloren hat. Den einen sieht sie in der queerfeministischen Wei-

terentwicklung und Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung (vgl. ebd.). Ich erhoffe mir, mit der hier vorgestellten Wendung des Konzeptes, diese Hürde, die es erschwert, mit dem Konzept zu arbeiten, abzubauen. Patriarchalisierung im hier erarbeiteten Modell (Kapitel vier) zu konzipieren, bedeutet für mich auch, es derart querliegend zu verstehen, dass damit verschiedenste gesellschaftliche Aspekte betrachtet werden können. Damit erschließen sich, so die These, auch jene soziologischen Momente, auf deren Analyse „unter dem Einfluss postmoderner und strukturalistischer Theorien die Aufmerksamkeit verstärkt“ (ebd.: 228) gelenkt wurde (nach Gerhard ein drittes Hemmnis für die Weiterarbeit mit dem Konzept Patriarchat): „Diskurse[.], Bedeutungen und die Kritik einer heteronormativen symbolischen Geschlechterordnung“ (ebd.).

Zu den Momenten patriarchaler Unterdrückung gehören u.a. Verfügungsgewalt über Sexualität, über unbezahlte Arbeit und Eigentum, Gewalt, Ausschluss von politischen Entscheidungen (vgl. ebd.) oder aus „neuen politischen Öffentlichkeiten“ (ebd.: 226). Als „variable[n] Komplex“, der „sowohl historisch veränderbar als auch auf sehr unterschiedlichen Ebenen der Vergesellschaftung im Einzelnen zu diagnostizieren ist“, beschreibt Gerhard „Patriarchalismus“ weiter (Gerhard 1990: 73 mit einem Rekurs auf Mannheim). Sylvia Walby versteht Patriarchat als „system of social structures and practices“ (Walby 1990: 20). Der Satz geht in Walbys Text weiter mit „in which men dominate, oppress and exploit women“ (ebd.). Aber die Autorin betont sehr stark die Ausrichtung auf Strukturen, die ihr wichtig ist, und zwar mit der „Ablehnung sowohl des biologischen Determinismus als auch der Vorstellung, dass jeder einzelne Mann eine dominierende und jede Frau eine untergeordnete Position einnimmt“ (ebd., Übersetzung S.R.)⁴⁸.

Ich konzentriere mich in meinem Bezug auf diese Ausrichtung auf Strukturen, da sie anschlussfähig ist an meine Modellierung von Geschlechtern und deren Relationen.

5.2.1 *Unterdrückung mittels eines ‚männlichen‘ Dominanz-Prinzips*

Um dies in meiner Konzeption der Relation zu explizieren, formuliere ich den Aspekt Unterdrückung mittels eines ‚männlichen‘ Dominanz-Prinzips, wobei die Anführungszeichen nochmals den Charakter der sozialen Konstruiertheit ausdrücken und hervorheben soll. Damit soll das Konzept etwas von der Subjektebene weg und auf die Strukturebene fokussiert werden und dem Umstand gerecht werden, dass sowohl ‚Weiblichkeit(en)‘ (im doppelten Sinne weibliche Geschlechter und weiblich Konnotiertes) als auch weitere Geschlechter unterdrückt werden. Das bedeutet keinesfalls, dass hiermit nicht auch konkret

48 Im Original: „rejection both of biological determinism, and the notion that every individual man is in a dominant position and every woman in a subordinated one“ (ebd.).

von männlich positionierten Akteuren ausgeübte Gewalt in ihrer Dimension der Täterschaft adressiert oder erfasst werden könnte. Auch die „sehr persönliche, direkte Herrschaft von Männern als einzelne über einzelne Frauen“ (Gerhard 1990: 74), aber eben auch das Prozessieren hinsichtlich der Relationen zu weiteren Geschlechtern sowie die Akteur*innenschaft weiblicher und weiterer Geschlechter in der Relation Patriarchalisierung sollen mit dem hier avisierten Konzept betrachtet werden können.

Silvia Walby benennt sechs Strukturen: „the patriarchal mode of production, patriarchal relations in paid work, patriarchal relations in the state, male violence, patriarchal relations in sexuality, and patriarchal relations in cultural institutions“ (Walby 1990: 20). Diese sechs Strukturen „have causal effects upon each other, both reinforcing and blocking, but are relatively autonomous.“ (ebd.) Mit dieser Differenzierung schafft sie, so ihre Argumentation, Offenheit für historischen Wandel und kulturelle Variationsbreite für das dann auch nicht essentialistische Konzept (vgl. ebd.). Die Vignetten, die ich hier betrachte, liegen wiederum gleichsam quer dazu, *Sorge für Kinder* hat teil an mehreren der genannten Strukturen. Dies trifft weniger auf die *Vignette Arbeiten in Teams in Organisationen* zu, doch auch dort finden sich relevante Anschlüsse an mehrere der genannten Strukturen, wenngleich vielleicht weniger offensichtlich. Anders gelagert ist bei mir auch die Konzeption von Patriarchalisierung als eine von mehreren Relationen von Geschlechtern.

5.2.2 Gewalt

Wie bereits angesprochen, sehe ich Potential und einen analytischen Mehrwert darin, zwischen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung zu unterscheiden. Die Beschaffenheit der Gewalt ist dafür m.E. ein geeigneter Differenzierungspunkt. Nach Carol Hagemann-White ist „Gewalt im Geschlechterverhältnis“, so der von ihr und ihren Mitarbeiterinnen geprägte Begriff, „die Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität eines Menschen durch einen anderen [...], die mit der Geschlechtlichkeit des Opfers wie des Täters zusammenhängt“ (Hagemann-White 1997: 28) und „unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch die strukturell stärkere Person zugefügt wird“ (ebd.: 29). Sie vollzieht eine Abgrenzung zu einem breiteren Gewaltbegriff, der auch strukturelle Gewalt beinhaltet, um konkreter den „Unterschied zwischen Beeinflussung und Zwang, zwischen Beeinträchtigung und Verletzung“ (ebd.: 27) fassen zu können. Sie versteht Gewalt als Handlung „für die eine Person verantwortlich ist, und die eingreifende Wirkungen auf konkret benennbare Opfer hat“ (ebd.: 27). Die Definition, was als Verletzung entsprechend des obigen Zitats zu verstehen ist, ist durch die Betroffenen respektive Opfer zu erbringen, da es „einen neutralen, ‚objektiven‘ Gewaltbegriff nicht geben kann. Die Grenzziehung zwischen Gewalt und Nicht-Gewalt ist nur vom Subjekt aus und

im Kontext von dessen Handlungsmöglichkeiten bestimmbar“ (ebd.: 30). Die Autorin sieht „als Gegenpol die Selbstbestimmung und die Selbsttätigkeit“ (ebd.: 31).

Meiner Einschätzung nach eignet sich die Abkopplung von struktureller Gewalt von der oben begrifflich eingegrenzten Gewalt auch für die Differenzierung zwischen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung. Strukturelle Gewalt sehe ich bei beiden Relationen. Die Gewalt, wie sie soeben definiert wurde, ganz oder aber zumindest ganz vorrangig als Teil der Relation Patriarchalisierung. Wie weit die Trennschärfe der Kategorien getrieben werden muss und kann, muss sich in der konkreten Arbeit mit ihnen zeigen und wird ggf. auch je nach untersuchtem Ausschnitt der Gesellschaft unterschiedlich sein. Hier spielt eine Rolle, dass Patriarchalisierung und Hegemonialisierung darin verwoben sind, dass, so zeigt es Carole Pateman in ihrer patriarchatstheoretischen Arbeit zum *sexual contract* auf, „ein gemeinsames Interesse zwischen herrschenden und beherrschten Männern an der Vormachtstellung gegenüber Frauen“ begründet wird, „sodass diese auch in Herrschaftskonflikten unter Männern nicht in Frage gestellt, sondern in immer wieder neuen Formen reproduziert“ (Kurz-Scherf 2009: 33) wird. Auch in Connells Konzept Hegemoniale Männlichkeit werden patriarchale Aspekte hineingenommen. Allerdings bleibt dies dort in weiten Teilen im Impliziten. Benjamin Opatko zeigt für die Arbeiten von Gramsci auf, dass diese zwar eine Unterscheidung zwischen hegemonial/nicht-hegemonial über Konsens/Zwang nahelegen, dies aber gleichermaßen als nicht (bis ins Letzte) möglich darlegt. „Hegemoniale Strategien und Verhältnisse beinhalten immer auch ein gewisses Element von Zwang und Gewalt; tatsächlich lassen sich die beiden Aspekte realiter gar nicht trennscharf unterscheiden.“ (Opatko 2012: 60) So weist auch Christoph Scherrer darauf hin, dass das empirische Arbeiten mit dem Konzept Hegemonie der Herausforderung begegnen muss, „dass Hegemonie nicht allein auf Konsens aufbaut, sondern aus einem Mischungsverhältnis von Konsens und Zwang. Doch selbst wenn es nur um Konsens ginge, stellt sich die Frage, ob die Zustimmung [...] freiwillig erfolgt oder einem Zwang geschuldet ist.“ (Scherrer 2011: 77) Zudem werden Momente von Hegemonialisierung und Patriarchalisierung verwoben auftreten. Hegemonialisierung kann prozessiert werden zur Rechtfertigung körperlicher Gewalt, es können bei einem konkreten Analysegegenstand Differenzen zwischen z.B. diskursiven und anderen Momenten auftreten usw. usf. Opatko (2012) argumentiert, dass der Aspekt der Unterscheidung nach Zwang versus Konsens jedoch durchaus von Relevanz ist, aber weitere Momente für die Unterscheidung hegemonial/nicht-hegemonial hinzukommen müssen.

Unter Rekurs auf Demirovic zieht er den Aspekt der Zugeständnisse seitens der herrschenden Klasse, des teilweisen Abrückens von ihren Interessen heran (vgl. ebd.). In der Perspektive der hiesigen theoretischen Modellierung arbeite ich nicht klassentheoretisch, der Aspekt ist dennoch übertragbar: Ist das Pro-

zessieren des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern von diesem Moment geprägt? Ob dies die Herausforderung abschließend und ausreichend mindert, ist noch offen. Es ist aus meiner Sicht aber durchaus gewinnbringend, stärker und vor allem deutlicher expliziert zwischen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung zu unterscheiden und dabei auch auf diese verschiedenen Modi des machtvollen Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern zu rekurrieren, auch wenn eine vollständige Trennschärfe zuletzt womöglich nicht gegeben sein wird. Es können so verschiedene Aspekte des Sozialen differenzierter betrachtet und auch ihre Verhältnisse untereinander gezielt in den Blick genommen werden. Wo andere Konzepte von Patriarchat und hegemonialer Männlichkeit, zumindest in Teilen beides auf derjenigen Ebene ansiedeln, die ich in meiner theoretischen Modellierung mit ‚Gefüge der Relationen‘ adressiere, verorte ich beides auf der analytischen Ebene der Relationen von Geschlechtern und trenne diese beiden Ebenen voneinander. Auf der Ebene des Gefüges der Relationen könnten Aspekte analysiert werden, die die Verbindungen, das Verhältnis beider Relationen betreffen. Gegebenenfalls läge dann dort die Feststellung, dass sie einander ‚bedürfen‘ oder Aspekte miteinander teilen bzw. kann auch die Stärke und Art und Weise der Verbindung und/oder der (Nicht-)Trennschärfe Gegenstand auf dieser Ebene sein, diese gegenstandsbezogen empirisch-theoretisch zu beschreiben, sie aber weniger in der theoretischen Modellierung selbst einzuschreiben.

Gewalt im Geschlechterverhältnis findet, so betont Hagemann-White in ihrer Definition (s.o.), auf Grundlage einer strukturellen Machtdifferenz zwischen Geschlechtern statt und beinhaltet die Ausnutzung dieses Machtverhältnisses. Bezogen auf die Modellierung hinsichtlich der Relationen von Geschlechtern ist dies so zu sehen, dass die Relationen den Rahmen, die Möglichkeitsräume für die handelnden Akteur*innen, ihre Agency prägen und diese gleichermaßen und gleichursprünglich die Relationen prozessieren und (re-)produzieren. D.h. die Relation Patriarchalisierung wird mit Gewalt prozessiert und dabei kann gleichzeitig auf sie als vergeschlechtlichtes Machtverhältnis ‚zurückgegriffen‘ werden.

Die feministische Forschung zu Gewalt im Geschlechterverhältnis fächert verschiedene Formen von Gewalt auf und leistete, dass nicht mehr nur die physische Gewalt als Gewalt verstanden und gesehen wird, sondern auch psychische Gewalt, sexualisierte Gewalt und sexuelle Belästigung. Aktuell wird der Versuch unternommen, mit der Begriffsprägung Femizide dezidiert auf Tötungsdelikte gegen Frauen, weil sie Frauen sind, hinzuweisen, diese spezifischer zu erforschen und ihnen auf dieser Basis gesellschaftspolitisch adäquat begegnen zu können. Mit einem grundlegend auf die Vielfalt von Geschlecht ausgerichteten Verständnis und dem Fokus auf Heteronormativität, zweigeschlechtliches (Unter-)Ordnen (siehe 5.2.3) als basalem Aspekt von Patriarchalisierung rücken Gewalt gegen trans* Personen, homofeindliche Gewalt und so genannte ‚geschlechtsangleichende‘ Operationen bei intergeschlechtli-

chen Personen stärker ins Blickfeld. Schröttle verdeutlicht in ihrem Artikel im „Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung“ von 2019 explizit, dass mit den Begriffen *gender-based violence*, geschlechtsbezogene Gewalt usw. auch auf die sexuelle Orientierung und „hybride geschlechtliche Identitäten“ (ebd.: 840) Bezug genommen wird sowie auf „Gewalt gegen Männer, die nicht tradierten männlichen bzw. heterosexuellen Rollenerwartungen entsprechen“ (ebd.: 834).⁴⁹ Auch ist an Formen der Fremdzuschreibung von Geschlecht in Interaktionen zu denken, die machtvoll Nicht-binäres unterdrücken, nichtanerkennen. In Zusammenhang mit dem Umgang mit (queer-)feministischer Kritik, auf den ich im Kontext des Gefüges der Relationen eingehen werde (5.6.4), steht Gewalt gegen Feminist*innen, weil sie (queer-)feministische Kritik äußern, wobei häufig auf entsprechende Feindbilder rekurriert wird, die gesellschaftlich verfügbar sind und selbst Aspekte der Relationen und ihres Gefüges sind. Wie Gewalt im Geschlechterverhältnis generell Auswirkungen über die konkrete Gewaltsituation hinaus auf die Machtverhältnisse der Geschlechter hat (vgl. Hagemann-White 1997), trifft dies auch in Bezug auf diese Gewalt zu, die sowohl auf der Ebene der Relation der Geschlechter wirkt als auch auf der Ebene des Gefüges der Relationen (siehe 5.6.4). Auch Gewalt innerhalb einer homosexuellen Paarbeziehung schwuler Männer kann als Patriarchalisierung prozessierend in den Blick kommen, wenn bspw. der Gewalt heteronormative, misogynne, homofeindliche Motive zugrunde liegen (was bei Personen jeden Geschlechts und jeder sexuellen Orientierung auftreten kann, z.B. auch im Zusammenhang mit internalisierten Abwertungen des eigenen Geschlechts oder der eigenen sexuellen Orientierung). Gegebenenfalls werden in der Analyse dieser sozialen Situation sowohl Momente von Patriarchalisierung als auch von Hegemonialisierung sichtbar werden. Gleichermaßen wird es sich gegebenenfalls bei der Ausbeutung weiblicher oder weiblich konnotierter Arbeitskraft verhalten, bei der sowohl Patriarchalisierung als auch Hegemonialisierung prozessiert werden kann.

Ich plädiere des Weiteren dafür, in der analytischen Perspektive offen zu sein dafür, dass es Konflikte in Herrschaftsverhältnissen zwischen Männern und um Nicht-/Herrschaft gibt, die Patriarchalisierung und Hegemonialisierung grundlegend in Frage stellen und ihr ‚Anderes‘ neben- und gegenüberstellen. Es gibt aber, davon gehe ich aus, Aspekte, die sowohl die Relation Hegemonialisierung als auch die Relation Patriarchalisierung prozessieren (können). Beispielsweise sehe ich den „Nexus zwischen Vorherrschaft und Versorgung, zwischen Bevormundung und Schutz nach außen“, den Gerhard als „spezifisch[.] patriarchal[.]“ (Gerhard 2019: 228) einstuft, auch bei gewissen Aspekten gegeben, die ich in meinem Modell (auch) der Relation Hegemonialisierung zuordne. Auch gibt es meines Erachtens Aspekte der bei Gerhard thematisierten Ausschlüsse in Bezug auf Öffentlichkeit und Politik,

49 Gleichwohl sieht sie die Forschungslage dazu als noch unzureichend, v.a. im quantitativen Bereich (vgl. ebd.).

die der Relation Patriarchalisierung zuzurechnen sind, andere sind Teil der Relation Hegemonialisierung und es wird Aspekte geben, auf die beides zutreffen kann.

Ingrid Kurz-Scherf beschreibt als einen wichtigen Kritikpunkt an patriarchatstheoretischen Perspektiven, dass sie dem heutigen Geschlechterverhältnis insofern nicht gerecht werden, als dass sich die Vorherrschaft nicht (mehr) aus dem Status als ‚pater familias‘ ableitet, sondern aus der geschlechtlichen Position männlich selbst (vgl. Kurz-Scherf 2009 mit Rekurs auf Birgit Sauer). Sie zeigt auf, dass aus diesem Grund verstärkt Konzepte wie Androkratie, Männerbund, Androzentrismus verwendet wurden (und werden). Weitere zentrale Kritiken an Patriarchatskonzepten beziehen sich auf deren Reproduktion oder Nicht-Hinterfragen eines binären Geschlechterverständnisses und von Heteronormativität. (Vgl. ebd.)

Beides verstehe ich in hiesigem Modell als basale Bestandteile der Relation Patriarchalisierung: Dass Geschlecht binär vereindeutigt wird und eine zweigeschlechtliche und heteronormative Ordnung prozessiert wird – mit aller Gewalt. Die Konzeption von Patriarchalisierung als Relation muss aber diese Aspekte nicht wiederholen. Vielmehr macht sie sie kritikfähig, indem sie die Prozesse beleuchtet, die sie hervorbringen und reproduzieren, indem sie die geschlechtsbezogene Gewalt, die v.a. Frauen*, trans*- und intergeschlechtliche, nonbinäre Personen aufgrund ihres Geschlechts und die Personen aufgrund ihrer nicht-heterosexuellen Orientierung erfahren, thematisiert und als solche offenlegt.

Es lohnt sich also, so mein Argument, das Konzept Patriarchat mittels eines auf Vielfalt und Heteronormativitätskritik ausgelegten Geschlechterbegriffs weiterzuentwickeln und sich an der Perspektive zu versuchen, Patriarchalisierung als Relation zu betrachten, die auch von der Vielfalt der Geschlechter prozessiert wird oder werden kann. Es ermöglicht, diejenigen patriarchalen Aspekte der Geschlechterverhältnisse, die es gibt, als solche zu benennen und damit analytisch zu greifen und der Gefahr zu entgehen, diese Momente durch ‚weichere‘ Begriffe in ihrer Wirkweise soziologisch-analytisch zu verfehlen und politisch zu verdecken. Eine solche Konzeption des Gefüges verschiedener Relationen ermöglicht zweitens, Folgendes auszuprobieren: Was zeigt sich aus einer solchen Perspektive beispielsweise bei der soziologischen Betrachtung einer Aushandlung in einer Gruppe von Personen verschiedener Geschlechter zu ihren Beteiligungs- und Redeanteilsregeln, wenn dort gefordert wird, dass die Berücksichtigung ‚weiterer‘ Geschlechter neben Männern und Frauen darüber erfolgt, dass diese sich mit den Frauen in eben die 50 Prozent Redeanteil hineinteilen, die diese sich im Laufe der letzten Jahrzehnte schwer erkämpfen mussten? Was ist dort Teil von Hegemonialisierung, was sind patriarchale Momente? Welche Akteur*innen haben woran Anteil? Ist es theoretisch möglich und praktisch realisiert, dass auch von Nicht-Männern Praxen ausgeübt werden, die die Relation Patriarchalisierung prozessieren? Welche

Verwobenheit und Verhältnisse zeigen sich mit weiteren ungleichheitsrelevanten Kategorien; (wie) sind diese als patriarchal, als rassistisch-patriarchal zu beschreiben? Welche Akteur*innen und Geschlechter sind hier wie in welchen Verhältnissen? Was bedeutet das für das Gefüge der Relationen und was bedeutet es für die Möglichkeitsbedingungen ‚anderer‘ Verhältnisse?

Heike Kahlert geht auf verschiedene Kritikpunkte an Patriarchatskonzepten ein. Dabei verweist sie auch auf die Position von Hausen: „Als universalhistorische Kategorie sei ‚Patriarchat‘ von ‚zweifelhaftem Nutzen‘ [...], historische Spezifizierungen wiederum seien ebenfalls ‚problematisch‘ [...], da sie die Aufmerksamkeit zu sehr von den Frauen und Männern ablenkten, die ‚ihr‘ Patriarchat handelnd ausgestalteten.“ (Kahlert 2000: 47) Was aber ist mit einer theoretischen Spezifizierung? Auch der Kritik, dass Patriarchatstheorien „der Widersprüchlichkeit, dem historischen Wandel und der Veränderbarkeit sozialer und politischer Verhältnisse auch hinsichtlich der darin eingelagerten Geschlechterverhältnisse nicht (mehr) angemessen gerecht“ (Kurz-Scherf 2009: 36) werde, wird in meiner Modellierung dadurch begegnet, dass Patriarchalisierung in ihrer jeweiligen Form für einen gesellschaftlichen Zusammenhang zu einer gegebenen Zeit und als eine von (gegebenenfalls) mehreren Relationen von Geschlechtern beschreibbar gemacht wird. Auf der Ebene des Gefüges dieser Relationen werden dann die Zusammenhänge zwischen ihnen analytisch erfassbar. In einer solchen Konstruktion halte ich es mitnichten für widersprüchlich, sowohl strukturelle Momente zu erfassen als auch emanzipatorische Aspekte und Handlungsmöglichkeiten in den Blick zu nehmen⁵⁰. Zudem werden darüber soziale Aspekte, die der Relation Patriarchalisierung zuzuordnen sind, hinsichtlich ihrer historischen Dimension adressierbar. „Moderne Gesellschaften konstituieren sich faktisch, rechtlich und ideologisch, politisch, ökonomisch und kulturell als bürgerliche Männergesellschaften unter Ausschluss von Frauen“, so pointiert es Kurz-Scherf (2009: 39). Auf diesen Füßen stehend können mit dem Konzept Patriarchat, die oben dargelegten Erweiterungen oder Verschiebungen des Konzeptes mitdenkend, soziale Momente beleuchtet werden, die ‚heute‘ die Relation Patriarchalisierung prozessieren.

Als einen weiteren Kritikpunkt an Patriarchatskonzepten benennt Michael Meuser, dass diese „Gefahr [laufen], Unerwartetes nur als Zufall fassen zu können“ (Meuser 2010: 84). Das trifft auf die hiesige Konzeption nicht zu, da das Konzept nicht auf der Ebene des Gefüges der Relationen von Geschlechtern verortet wird, sondern als eine Relation neben anderen verstanden wird und damit ‚anderes‘ einen dezidierten Ort in der theoretisch-empirischen Analyse erhält. Meines Erachtens trifft die von Meuser besprochene Kritik am Konzept Patriarchat im Übrigen sehr ähnlich auf das Konzept Hegemoniale Männlichkeit (Connell) (noch mehr im Falle von männlicher Herrschaft, Bour-

50 Zur Kritik an der „strukturalistischen Kritikperspektive“ von Patriarchatstheorien, „die kaum Handlungsoptionen offen lassen“, siehe Kurz-Scherf 2009: 39 sowie 37 ff.

dieu) zu, weswegen ich hier für die Konzeption mehrerer Relationen und ihres Gefüges argumentiere (Kapitel vier).

5.2.3 *Zweigeschlechtliches (Unter-)Ordnen, Heteronormativität*

Wichtig ist mir für meine Konzeption der Relation Patriarchalisierung, ein auf Vielfalt ausgerichtetes und heteronormativitätskritisches Verständnis von Geschlecht zur Grundlage des Konzeptes zu machen. Damit meine ich nicht, dass in der Relation Patriarchalisierung Geschlecht vielfältig prozessiert werden könnte. Ganz im Gegenteil verstehe ich das zweigeschlechtliche, heteronormative (Unter-)Ordnen als einen ganz wesentlichen Bestandteil der Relation Patriarchalisierung. Dem Konzept eine solche Basis oder Ausgangslage zu geben, heißt für mich vielmehr, Patriarchalisierung als „Strukturen der Unterordnung, Diskriminierung und Ausbeutung der Frau“ (Gerhard 2019: 221) zu ergänzen um: des Weiblichen (als abstrakter gefasstes gesellschaftlich hergestelltes ‚Prinzip‘ oder Konnotation) und weiterer Geschlechter sowie den Einbezug der Vielfalt sexueller Orientierungen. Dabei halte ich es für sehr wichtig, in der Analyse genau in den Blick zu nehmen, welche Geschlechter in einem patriarchalen Verhältnis prozessiert werden. Also: nicht voreilig und schlicht Frauen und weitere Geschlechter zusammenzufassen, sondern differenziert die Verhältnisse zu erfassen. Es besteht sonst eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass nicht adäquat zusammengefasst für eine Gruppe von Geschlechtern Analyseergebnisse formuliert werden und so z.B. die Unterdrückung von Weiblichkeiten mit der Unterdrückung von Trans*geschlechtllichkeiten als identisch beschrieben wird, obwohl sie dies in ihrer Art und Weise nicht ist. Ebenso könnte patriarchale Unterdrückung verschiedener Geschlechter oder von Gruppen von Geschlechtern miteinander in einen Vergleich gestellt werden und daraus zu leicht ein politisches Gegeneinander-Ausspielen gefolgert werden. Es geht mir hier darum, das zweigeschlechtliche, heteronormative Ordnen, die gewaltvolle Vereindeutigung von Geschlecht als einen zentralen Aspekt von Patriarchalisierung zu reflektieren und der Analyse zugänglich zu machen, ohne das reduktive binäre Verständnis von Geschlecht in die theoretische Modellierung selbst zu übernehmen. Mit der Grundlegung durch ein auf Vielfalt ausgerichtetes, heteronormativitätskritisches Konzept von Geschlecht, wird das binäre Ordnen als gesellschaftlich hergestellt und in der Relation Patriarchalisierung prozessiert machtanalytisch beobachtbar und einer Gesellschaftskritik zugänglich.

Von Hegemonialisierung unterschieden ist Patriarchalisierung in meinem hiesigen Verständnis sowohl in den Formen der Gewalt bzw. den je hegemonialisierenden und/oder patriarchalisierenden Momenten dieser Gewalt, als auch in dem Aspekt, dass in der Relation Patriarchalisierung Vervielfältigung von Geschlecht nicht möglich oder vorhanden ist, während dies in der Relation

Hegemonialisierung der Fall ist oder sein kann, aber eben in einer hegemonialisierenden Logik. Auch fehlt hier die Option von Nicht-Geschlecht. Die zweigeschlechtliche, heteronormative Ordnung von Geschlecht wird in der Relation Patriarchalisierung nicht in Frage gestellt oder ‚angetastet‘.

Zu diesem Aspekt von Patriarchalisierung gehört auch die Abwertung alles Weiblichen und die Höherbewertung des Männlichen. Die Frau wird als das ‚Andere‘ zum ‚Einen‘, dem Mann, konzipiert (dazu zentral die Arbeit von de Beauvoir). Dieses Prinzip zieht sich querschnittlich durch und wird verallgemeinert auf alles weiblich/männlich konnotierte, oder anders: auf das Konstruieren und Hierarchisieren ‚des Weiblichen‘ und ‚des Männlichen‘, auch mittels vergeschlechtlichter binärer Codes.

Maihofer beschreibt den Zusammenhang zwischen der bürgerlichen Moderne und ihrer dichotomen Struktur mit dem heterosexuellen Geschlechterdiskurs. „Die Geschlechterdifferenz ist [...] eine ‚Erfindung‘ der bürgerlichen Moderne, konstitutiv mit dieser verbunden und keineswegs ein Überbleibsel aus vorbürgerlicher Zeit.“ (Maihofer 1995: 99, vgl. dazu auch Maihofer 2019) Maihofer legt in diesem Zusammenhang dar, dass die gesellschaftlichen Konzepte Subjekt und Männlichkeit konstitutiv zusammenhängen: die „moderne Subjektivität [ist] in sich selber ein männliches Selbstverhältnis, ein männliches Modell von Subjektivität“ (Maihofer 2004a: 40). Maihofer versteht Subjektivität als historisch-gesellschaftlichen Prozess, nicht als Essenz, sondern als Modus der Existenz (vgl. Maihofer 2011). Das „bürgerliche (männliche) Subjekt hat konstitutiv eine autoritäre Struktur“ (Maihofer 2019: 66), es geht zentral um Beherrschung in Richtung des Selbst und des Außen. Subjektivierung wird im Zuge des Aufstiegs des Bürgertums als Prozess konzipiert, der mit einem basal androzentrischen Begriff von Autonomie zusammenhängt – eine ‚männliche‘ Vorstellung von Autonomie wird normativ verallgemeinert (vgl. Maihofer 1995). In Rekurs auf die Kritische Theorie und Foucault führt Maihofer aus, dass „Subjektsein und ‚Mann‘ sein konstitutiv aufs engste miteinander verbunden [sind]. Das Verhältnis zu sich selbst als Subjekt seiner selbst impliziert nämlich, in sich eine Struktur von ‚Männlichkeit‘ zu errichten.“ (Ebd.: 103, vgl. dazu auch Maihofer 2019)

Es ist also in der Relation Patriarchalisierung für das Subjektwerden notwendig, zu sich selbst in ein männliches Verhältnis zu treten. Weiblichkeit und Subjektivierung widersprechen sich damit von Grund auf und Subjektwerden stellt sich für Frauen als Bruch mit ihrer geschlechtlichen Identität dar. (Vgl. Maihofer 1995) „Frauen ‚als Subjekte mit eigenen Vorstellungen von dem, was Arbeit, Politik und Wissenschaft sein könnte‘, haben keinen Platz in der Gesellschaft“ (Maihofer zitiert in Grisard/Jäger/König 2013: 12). Butler spricht sich, von diesen Überlegungen ausgehend, für eine Dekonstruktion und Neufassung des Subjektbegriffes aus (vgl. Maihofer 1995). Subjekttheoretisch zu arbeiten ist nicht Ziel der vorliegenden Arbeit, allerdings ist diese Dekonstruktion als ein Bestandteil ‚anderer‘ Relationen verstehbar. Denn in diesen, bei-

spielsweise in der Relation herrschaftskritische Alternativsuche, werden entsprechende Fragen verortet. Zum Beispiel die Frage danach, ob es eine Form von Subjektivierung geben kann, die nicht konstitutiv mit einer geschlechtlichen Existenzweise verknüpft ist, und wie diese aussehen könnte oder nach dem Wie des Subjektwerdens, die dezidiert und aus sich heraus weiblich, trans*, androgyne, queer, inter* usw. usf. sind? In ‚anderen‘ Relationen geht es darüber hinaus um die Frage, welche Konzepte gleichsam statt Subjektivierung (in seiner durch Maihofer beschriebenen Form), statt Autonomie usw. den menschlichen Bedürfnissen wie Anerkennung, Individualität, Zugehörigkeit, Gemeinschaft usw. gleichermaßen entsprechen, indem sie die geschaffenen Dualismen von Individuum vs. Gesellschaft, Abhängigkeit versus Freiheit etc. überwinden (siehe dazu die Kapitel 5.3 und 5.4).

In der Relation Patriarchalisierung verorte ich auch eine bestimmte, auf dem heteronormativen Ordnen aufbauende Abhängigkeit der Partizipation an Aspekten sozialer Reproduktion von Geschlecht, z.B. im Gesundheitswesen, wobei hier auch dem heteronormativen Ordnen entsprechende Verwandtschaftskonzepte und Lebensformen eine Rolle spielen. Als Beispiele hierfür denke ich an die aktuell schlechtere Gesundheitsversorgung von trans* Personen, den Ausschluss von staatlich gewährten Instrumenten in diesen Kontexten, ungleiche Armutsrisiken, ungleiche reproduktive Rechte und Möglichkeiten. Dazu zählt auch, dass assistierte Reproduktion ungleich zugänglich ist und so Diskriminierungen stattfinden, wenn staatliche finanzielle Unterstützungen an eine bestimmte Lebensform und sexuelle Orientierung gekoppelt werden. Innerhalb des Kontextes von Erwerbsarbeit ist zu denken an Führungskräfteverhalten wie es Laloux für die „impulsive Weltsicht“ (rot) beschreibt und das Unterordnung und patriarchale „Fürsorge“ kombiniert (vgl. RO: 20f.). Ich halte hier auch das Moment der Schließung im Sinne dessen, dass nur diese Führungsweise als ‚richtig‘ gesetzt wird und ‚anderes‘ schlicht undenkbar gemacht wird, für einen wichtigen Baustein. Dies sehe ich als analog zu dem Aspekt, den Weber als Charakteristikum patriarchaler Herrschaft formuliert hat: dass diese auf „dem Glauben an die Unverbrüchlichkeit des immer so Gewesenen“ (Weber zitiert in Gerhard 1990: 67) beruht. Noch nicht ganz beantwortet ist für mich die Frage, ob dieser Aspekt (nur) auf der Ebene der Relation richtig angesiedelt ist, oder aber nicht (auch) auf der Ebene des Gefüges der Relationen zu verorten ist. Es wird wohl beides analytisch relevant sein. Eine solche Art und Weise der Organisationsgestaltung und Führungsarbeit hat entsprechende, bekannte, breit (wenn auch offensichtlich noch nicht hinreichend) beschriebene und offengelegte Folgen für Geschlechterverhältnisse in Bezug auf Produktion und Reproduktion, u.a. da sie z.B. die Fürsorgeverantwortung der Angestellten im Privaten abwertet und entsprechend nicht berücksichtigt und dies in Kombination mit geschlechtersegregierenden Effekten bei der Verteilung von sogenannten produktiven und reproduktiven Tätigkeiten Frauen im Erwerbsarbeitskontext diskriminiert. Mit dem Aspekt, ‚anderes‘ undenkbar zu

machen, sehe ich eine starke Ausrichtung und eine Höherbewertung von Bewahren, Beibehalten, Konstanz, Bestand u.Ä. und dies wirkt sich, so möchte ich vermuten, weit gefächert auf das Handeln einer Organisation oder Organisationseinheit aus, sowohl in formellen als auch in inhaltlich Aspekten.

Ein weiterer Anhaltspunkt für das Prozessieren von Patriarchalisierung in Organisationen ist aus meiner Sicht darin zu sehen, wenn die Arbeitsergebnisse als Resultat der autoritären Führungsperson eingeordnet werden, statt sie bspw. als Ergebnis von Teamhandeln zu sehen. Dieser Aspekt lässt sich sicherlich auch in der Relation Hegemonialisierung auffinden oder verorten, dann aber, so erwäge ich es an dieser Stelle, mit einer anderen inhaltlichen Form, die eben weniger auf Autorität und mehr auf Hegemonialisierung fußt. Eine solche patriarchale Führungsweise mit ihren nach Laloux „impulsiven“ Aspekten, macht die Teilhabe einer entsprechend bestimmten Teilmenge von Personen im Team möglich und unterdrückt andere durch das Verwehren von Teilhabe. Die Arbeitsergebnisse basieren auf Ausschluss und sind (hochwahrscheinlich) selbst ausschließend.

Anschließend an den Aspekt der binären Codes möchte ich die hierarchisierende Gegenüberstellung Produktion/Reproduktion benennen, zu der die Höherbewertung („männlicher“) Erwerbsarbeit gegenüber (oft unbezahlter) („weiblicher“) Sorgearbeit gehört. Mit ihr verwoben ist ein spezifisches Konzept von Autonomie. Sie kann an die „männliche“ Nicht-Verantwortung für Reproduktionsarbeit gekoppelt sein oder auch an eine oder mehrere Männlichkeit(en). Dazu gehört die Verschleierung der Abhängigkeit (z.B. vom Umfeld, der Arbeit und Herstellungsleistungen anderer Personen und Geschlechter) (vgl. dazu auch LImK: 57).

Eine weitere Dichotomisierung ist privat/politisch, aus ihr speist sich der Ausschluss von weiblichen Geschlechtern, Nicht-Geschlecht und weiteren Geschlechtern (außer einigen oder allen männlichen Geschlechtern) von politischen Entscheidungsprozessen.

Der Patriarchalisierung zugrunde liegt auch eine Logik des Trennens und der Konkurrenz. Diese ist mit dem Aspekt der binären Codes verwoben und kann m.E. Formen annehmen, die sich in ihrer Beschaffenheit und Wirkweise von jenen in der Relation Hegemonialisierung unterscheiden.

Für den Kontext der *Sorge für Kinder* und des Lebens mit Kindern verorte ich, neben den bereits genannten Aspekten, in dieser Relation autoritäre Gewalt gegen Kinder und Praxen, die Kinder autoritär unterdrücken, die Kinder und diejenigen, die für sie Sorgeverantwortung übernehmen von bestimmten gesellschaftlichen Räumen ausschließen, zum Beispiel von politischem Handeln (in einem weit verstandenen Begriff). Auch wenn Kinder und ihre Bedürfnisse, ihr Wohlergehen als nicht oder kaum von Belang gesetzt werden oder nur mittelbar bzw. funktionalistisch-instrumentell (z.B. als später verfügbare Arbeitskräfte und damit Sicherer*innen der Rente der heute Erwerbstätigen usw.) zählt dies hierzu. Es wird sicherlich entweder graduelle oder die

Form betreffende Unterschiede zu Praxen der Relation Hegemonialisierung geben oder auch an gewissen Punkten eine trennscharfe Zuordnung schwerfallen. Und es gibt sehr klare Fälle, wie zum Beispiel ein Doppelmord eines Mannes an seinem Kind und seiner Ehefrau und die Fehlbenennung, das Herunterspielen dessen in der medialen Berichterstattung als „Familiendrama“.

Zu dieser Relation gehört auch, wenn genau ein Familienmodell als die Norm bzw. legitim gesetzt wird: die patriarchal strukturierte Klein- oder auch Mehrgenerationenfamilie (vgl. zur Rolle der bürgerlichen Kleinfamilie für das Patriarchat u.a. Gerhard 1990), gegebenenfalls auch mit Einbezug von nicht-biologischen Verwandtschaftsbeziehungen, die dann untergeordnet werden innerhalb der patriarchalischen Struktur. Mit der patriarchalen Kleinfamilie geht eine Trennung der Frauen* (und weiteren für die Sorge der Kinder verantwortlichen Personen) einher, die wiederum relevant ist für die Aufrechterhaltung patriarchaler HERRschaft und ihrer Legitimität. Diese Normierungen werden über verschiedene soziale Momente prozessiert, u.a. über rechtliche Regelungen (Abstammungsrecht z.B.), über Abwertungen und als Abweichung setzen ‚anderer‘ Familienformen, Wertungen in expliziten oder impliziten Leitbildern, Erwartungshaltungen gegenüber Eltern, vermeintlichen Selbstverständlichkeiten usw.

Die Verantwortung von Sorge für Kinder wird in dieser Relation an Weiblichkeit gekoppelt, Müttern*⁵¹ wird die Verantwortung für das Gelingen des Familienlebens und für das Wohlergehen der Beteiligten sowie für eine ‚gute Erziehung‘ der Kinder zugeschrieben – explizit oder implizit. Es erfolgt beispielsweise eine entsprechende Adressierung der Mütter*, zum Beispiel über Ratgeberliteratur (vgl. Scholz/Lenz/Dreßler 2013). Dies gestaltet sich unterschiedlich und gewiss in ihrer Intensität verschieden zwischen Ratgebern, etwa dem NS-Ratgeber „Die gute Mutter“, der auch lange nach dem Zweiten Weltkrieg gelesen und empfohlen wurde, und aktuelleren Ratgebern, bspw. aus dem Attachment Parenting Diskurs. Gleichwohl können in beiden genannten Fällen Effekte einer „misogynen Gesellschaft [eintreten], die Frauen* kleinhält, damit sie ihre Fehler vehement bei sich selbst suchen, anstatt die Gesellschaft, das System oder manchmal auch einzelne Personen zu hinterfragen und zu kritisieren“, wie es Viola als Zeitdiagnose formuliert (LlmK: 36, dort ohne

51 Dies sind in der patriarchalen Logik vor allem Frauen, aber um den Konstruktionscharakter dessen zu thematisieren sowie die Perspektive dafür zu öffnen, dass auch Personen weiterer Geschlechter betroffen sein können oder könnten, wird der Stern verwendet. Ich sehe es als eine noch offene Frage, ob auch einige männliche Geschlechter hiervon betroffen sein können, der mit einem genauen Blick unter der Perspektive dieses theoretischen Modells noch zu bearbeiten wäre. Ich halte es für potentiell gewinnbringend, die Frage, ob etwas patriarchal ist, nicht daran festzumachen, welchen Geschlechts die betroffene Person ‚ist‘, sondern hinsichtlich ihrer Wirkweise auf die Verhältnisse zwischen Geschlechtern hin zu bewerten. An dieser Stelle müsste eine entsprechende dezidierte empirische Forschung noch ausloten, wie genau hier die Trennung zwischen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung zu beschreiben ist (oder ggf. auch nicht, weil sie ggf. beide Relationen prozessiert).

Bezug auf Ratgeber). Mit dieser Verantwortungszuschreibung werden Mütter* in der Folge auch von weiteren Lebenskontexten oder Gestaltungsmöglichkeiten darüber ausgeschlossen oder von ihnen ferngehalten, dass diese Verantwortung ungeteilt schlicht enorme Ressourcen bindet.

„Mütter sind aufgefordert, sich selbst über ihre Erziehung auszudrücken, und sie haben ein vereinnahmendes Lebensprojekt vor sich. [...] Die Vorstellung der übergroßen Verantwortlichkeit der Mutter entlässt umgekehrt alle anderen Menschen im Umfeld eines Kindes fast ganz aus der Verantwortung.“ (LmK: 170)

Daraus resultieren unterschiedliche Zugänge zu Teilhabe und Erholung. Selbstredend kann dieser Ausschluss auch weniger vermittelt, direkter erfolgen, beispielsweise über formal geregelte Zugangsbarrieren (siehe dazu u.a. die Debatte zum Wahlalter, generell des Standes der Umsetzung der Kinderrechte usw.).

In der Relation Patriarchalisierung wird die sexuelle Selbstbestimmung nur an (eines oder mehrere) männliche Geschlechter gekoppelt, sexuelle Ausbeutung von weiblichen und anderen nichtmännlichen Geschlechtern wird hier ausgeübt und legitimiert bzw. normalisiert. Unterdrückung funktioniert in dieser Relation des Weiteren durch die Aufteilung von ökonomischer Un-/Selbstständigkeit nach Geschlecht.

5.2.4 *Leerkategorie*

Gibt es noch weitere Aspekte dieser Relation? *Eine weiterfragende Leerkategorie als Platzhalterin und Denkraum-Öffnerin.*

5.3 **Relation herrschaftskritische Alternativsuche**

Unter dieser Kategorie fasse ich soziale Praxen zusammen, die sich als Suche nach Alternativen zu jenen Praxen verstehen lassen, die die Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung prozessieren. Häufig werden solche Praxen lediglich als ‚Mittel für‘, als ‚Zwischenschritt zu‘, ‚anderen‘ Verhältnissen gesehen – sowohl in sozialwissenschaftlichen Interpretationen als auch im direkten Erleben von Akteur*innen, manchmal sogar als Scheitern oder ‚Gegen-eine-Mauer-Fahren‘. In der Perspektive, die ich mit dem hier verwendeten Instrumentarium einnehme, kommen sie aber auch als soziale Praxen in den Blick, die für sich genommen bereits eine ‚andere‘ Relation zwischen Geschlechtern prozessieren. Denn die Geschlechter kommen hier bereits in ein qualitativ anderes Verhältnis zueinander als in den Relationen Patriarchalisie-

nung und Hegemonialisierung, gleichzeitig ist es aber different zu jenem der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander (5.4).

5.3.1 *Kritik an Hegemonialisierung und Patriarchalisierung*

Ein basales Moment dieser Relation sehe ich in der Kritik an Hegemonialisierung und Patriarchalisierung und dem Infragestellen ihrer Alternativlosigkeit. Entscheidend für diese Relation ist für mich die Kombination dieser Kritik mit der aktiven Suche nach Alternativen. Werden Ungleichheit usw. zwar kritisiert, aber es kommt diese Suche nach Alternativen nicht hinzu, so ergibt sich nach meinem Verständnis nicht jenes qualitativ andere Verhältnis, das ich mit dieser spezifischen Relation beschreiben möchte. Es geht mir hier im Besonderen um eine grundlegende Infragestellung von Hegemonialisierung und Patriarchalisierung, nicht nur eine Kritik von ‚Nuancen‘ oder Modifikationen, sondern dass es sich gegen diese Relationen an sich wendet. Rein inhaltliche Verschiebungen in einer hegemonialen Männlichkeit beispielsweise verstehe ich nicht als Teil der Relation herrschaftskritische Alternativsuche. Ist mit der Kritik entweder keine Suche nach Alternativen verbunden oder bezieht sich die Kritik nicht grundlegend auf die Herrschaftsweisen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung, ist die Kritik, so meine Kategorisierung, lediglich ein Aspekt auf der Ebene des Gefüges der Relationen. Nur wenn beides sichtbar ist, verstehe ich die Praxis als eine, welche die Relation herrschaftskritische Alternativsuche prozessiert.

Ein Beispiel dafür ist folgende Zielformulierung für die Suche: „Ziel unserer Emanzipation ist die umfassende Veränderung der gegenwärtigen Gesellschaft, somit der Aufhebung jeglicher Herrschaftsstrukturen, der Konkurrenz um Macht, Geld, Zeit und Ressourcen, der Vereinzelung sowie der Entfremdung“ (Paul in „Links leben mit Kindern“, S. 49) Als Praxen, die dieses Moment dieser Relation prozessieren, verstehe ich Macht- und Herrschaftsanalysen und -kritiken und der für die verschiedenen Modi von Macht und Herrschaft ‚günstigen‘ Aspekte: Das Infragestellen oder Aufbrechen binärer Codes, von Dichotomisierungen und Hierarchisierungen, beispielsweise von Produktion und Reproduktion. Auch das Bewusstmachen der gesellschaftlichen Konstruiertheit und damit auch Gestaltungsoffenheit und Veränderlichkeit von Geschlecht, der Ordnung von Gesellschaft nach der Kategorie Geschlecht und weiterer Aspekte von Ungleichheit gehören dazu. Das Bewusstsein und Bewusstwerden darüber, dass Differenzen und Hierarchien nicht aus sich heraus existieren, sondern ihre Herstellung soziale Prozesse, soziale Praxen sind sowie das Hinterfragen und Dekonstruieren von Konzepten wie Autonomie, Freiheit, Selbstbestimmung prozessieren ebenso diese Relation. So geht ein Autor in einem Text in „Links leben mit Kindern“ mit der imaginierten Figur „Autónomi“ ins Gespräch und kommt zu dem Schluss:

„Diese vermeintliche individuelle Autonomie müsste eigentlich ehrlicherweise als unabgesprochenes Ausleben individualisierter Vorstellungen zulasten anderer bezeichnet werden. Eine Lebensweise, die sich überhaupt nicht mit unseren emanzipatorischen Zielen und Idealen vereinbaren lässt.“ (ebd.: 51)

Verbunden wird diese Kritik mit der Suche nach einem alternativen Verständnis von Autonomie „als selbstbestimmte Abhängigkeit“ (ebd., dazu siehe 5.4).

Bezogen auf die Vignette *Sorge für Kinder* kann hier auch das machtkritische Hinterfragen bestimmter Formen des Zusammenlebens gesehen werden, beispielsweise wenn das Ziel formuliert wird, „ein Familienmodell überflüssig zu machen, das Frauen und Männer auf die immer gleichen Rollen fest-schreibt“ (Almut in LlmK: 24). Die Kritik daran, dass Personen, die Sorgeverantwortung tragen, ungleiche Chancen politischer Teilhabe vorweisen, auch in linken Kontexten (so eine zentrale Kritik in „Links leben mit Kindern“), sehe ich ebenso hierzu gehörig. Auch folgende Problematisierungen sind Beispiele:

„Letztendlich haben viele, die nicht mit Kindern leben oder einen engen Bezug zu ihnen haben, auch einfach gar keine Vorstellung davon, was Kinder brauchen und dass Unterstützung für die Verantwortlichen wichtig sein kann.“ (in LlmK: 36)

„Natürlich müssen nicht alle Menschen Kinder bekommen, aber so zu tun, als würden Kinder nicht dazugehören oder nur die anderen betreffen, ist eine zutiefst antigesellschaftliche und damit asoziale Position, die null emanzipatorisches Potenzial birgt.“ (Paul in LlmK: 42)

Als Problematisierung an sich sehe ich diese und ähnliche Äußerungen als Teil der Relation herrschaftskritische Alternativsuche. Sie beinhalten aber auch einen Aspekt, der für die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander wichtig ist, denn sie verweisen auf soziale Praxen, die ‚andere‘ Relationen prozessieren als Hegemonialisierung und Patriarchalisierung und über die Alternativsuche hinausgehen: kollektive Verantwortungsübernahme und Wissensproduktion bzw. das breit angelegte Teilen von Wissen und Kompetenzen sowie das Interesse für die Bedürfnisse anderer Akteur*innen (siehe 5.4).

Im Kontext der Vignette *Arbeiten in Teams in Organisationen* sehe ich hier die Kritik an patriarchalen Führungs- und Managementpraxen, an geschlechterstereotypen Aufteilungen von Aufgaben oder am Otherring einer Women of Colour im Team. Des Weiteren denke ich an Kritik an oder Negativbezug auf Aspekte hegemonialer Männlichkeit oder Praxen, die hegemonialisierend zwischen Weiblichkeiten wirken usw. So sehe ich hier auch Reflexionen wie diese verortet: „wir verehren das Männliche so sehr, dass wir das Weibliche in uns geringschätzen“ (RO, S. 39). Zwar wird hier die Binarität von Geschlecht beibehalten, aber zentrale Aspekte von Patriarchalisierung und Hegemonialisierung kritisch benannt und die Zuschreibung nur eines Geschlechtes an eine Person verschwimmt. Es wird eher ein Modell sichtbar, bei dem ‚beide‘ Aspekte Teil jeder Person sind. Gleichzeitig wird Geschlecht auf die Ebene von Prinzipien abstrahiert – ‚das Männliche‘ und ‚das Weibliche‘. Ein Beispiel der Problematisierung wird in „Reinventing Organisations visuell“ zitiert. In dem

„Manifest der Rechte und Verantwortlichkeiten für Mitarbeiter und Klienten“ der gemeinnützigen Organisation Resources for Human Development heißt es:

„Erniedrigende Sprache und erniedrigendes Verhalten umfassen jedes verbale oder nonverbale Verhalten, das jemand als eine Herabsetzung des eigenen Selbstwertgefühls erlebt. Es ist ein Verhalten, das impliziert, dass er oder sie als Mensch weniger wert ist. Zu solch einem Verhalten zählen unter anderem Beschimpfungen, Spott, Sarkasmus oder andere Handlungen, die andere Menschen ‚entwerten‘. Einen Menschen erniedrigen, indem man mit den Augen rollt, wenn er oder sie spricht, oder in anderer Weise die Bedeutung eines Menschen als Mitglied der Gemeinschaft negiert, wird nicht akzeptiert. Jeder und jede, der oder die solch ein feindseliges Verhalten bemerkt, hat das Recht und die Verantwortung, es als Problem zu thematisieren.“ (RO, S. 97)

Wichtiger als die Explizitheit des Bezugs zu Geschlecht usw. für die analytische Zuordnung derartiger sozialer Praxen zur Relation herrschaftskritische Alternativsuche ist m.E. die Wirksamkeit der angesprochenen Aspekte für die Verhältnisse von Geschlechtern. Mit der Problematisierung verbunden wird im Buch „Reinventing Organisations visuell“ die Suche nach ‚anderen‘ Praxen in Organisationen – ‚anderen‘ gemeinsamen Regeln, Koordinationsmechanismen, Prozessen der Entscheidungsfindung und des Umgangs mit Konflikten, Strukturen, neuen Definitionen von Rollen in Teams. Wenn auch dabei Geschlecht nur selten derart explizit reflektiert wird, ist diese Suche zutiefst relevant für Geschlechterverhältnisse in Organisationen.

5.3.2 Suche nach (noch) nicht beachteten Ungleichheiten und Diskriminierungen

Die Suche nach (noch) vorhandenen Ungleichheiten, Diskriminierungen, Ungerechtigkeiten im Verhältnis der Geschlechter und ihrer Ursachen kategorisiere ich als ein zweites Moment dieser Relation. Hier wird Diskriminierungssensibilität aufgebaut – beispielsweise in sozialen Praxen des Aufbaus von Wissen zu Machtverhältnissen und Hierarchien – und ausgeführt durch Reflexion über soziale Praxen, Gesellschaft und Geschlecht. Es geht um das Bewusstwerden und Bewusstmachen von Machtverhältnissen und Praxen, die fortlaufend die Frage wiederholen: Werden ‚hier‘ Ungleichheiten (re-)produziert, finden Diskriminierungen statt?

Im Kontext von Fürsorge für Kinder gehört hierzu auch die Thematisierung von Adultismus, wie in folgendem Abschnitt von „Links leben mit Kindern“ der Bezug auf Manuela Ritz, die

„jene Erfahrungen von Ungerechtigkeit, die Kinder sammeln, sogar für den Ursprung aller anderen Diskriminierungsvarianten [hält]: Nur weil alle Menschen von klein auf lernen, dass es normal ist, wenn Menschen unterschiedlich viel wert sind, können sie als Erwachsene ohne störende innere Konflikte die ungleiche Stellung von Menschen in der Welt ertragen.“ (LlMK: 165)

Im Kontext des Arbeitens in Organisationen ist an jene Arbeit von Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten oder von Diversity-Abteilungen zu denken, die nach bestehenden Benachteiligungen und Ungleichheiten sucht oder auch, wenn ein Team die eigenen Arbeitsstrukturen danach beleuchtet, ob es bislang verdeckte oder neu entstandene Vergeschlechtlichungen von Tätigkeiten, Rollen oder Positionen gibt. Gesprächsroutinen in Dienstberatungen können die Teilhabe bestimmter Personen eher fördern als diejenige anderer Personen und dies kann mit verschiedenen diskriminierungsrelevanten Kategorien zusammenhängen – und Teams können dies in Frage stellen und nach anderen Praxen suchen. Auch kann in einer Organisation die Frage gestellt werden, wie die gemeinsamen Grundwerte, die ihr Leitbild formuliert, in Bezug auf Geschlecht wirken und anhand dessen bestehende Probleme zur Sprache zu bringen.

Es geht hier auch um die Suche nach Ursachen für das Bestehen dieser Ungleichheiten oder das Überdauern tradierter Praxen, die Hegemonialisierung oder Patriarchalisierung prozessieren:

„All diese Gefühle lassen sich nicht mit linkem Vokabular ausdrücken. [...] und ich finde diese Fragen trotzdem politisch. Woher kommen in unseren Zusammenhängen die Gefühle Geborgenheit, langfristige Verbindlichkeit, aufgefangen sein, Verlässlichkeit, Solidarität im Alltäglichen, geliebt und geschätzt werden? Wenn wir keine kollektiven Formen schaffen, die in der Lage sind, das zu erfüllen, dann greifen wir alle auf die alten Formen zurück. Auf die Paarbeziehung und auf die Familie. Wer die Kleinfamilie zersetzen will, muss sich um die Erfüllung dieser Bedürfnisse kümmern.“ (Ricarda Montag in LImK: 207)

Die Thematisierung von Widersprüchen und Fragen zu Ursachen und Zusammenhängen zu stellen, werden als wichtige soziale Praxis erkennbar, die gerade dann als schwierig und Veränderung anstoßend erlebt werden, wenn abstrakte Zusammenhänge auf das konkrete Miteinander spezifisch benannter Personen oder auf die eigene Person gerichtet wird oder aber das Verhältnis zu anderen Personen nicht dem Selbstverhältnis entspricht. So schildert eine explizit feministisch positionierte Hebamme:

„Doch mir selbst gegenüber greift meine Überzeugung nicht, vor allem nicht emotional. Warum? Ich kam und komme mir manchmal noch unglaublich defizitär vor. Warum konnte ich die Vorstellung, selbst schwanger zu sein, nicht loslassen? Warum empfinde ich mich in meinem Frau*sein als defizitär, obwohl ich Frau*sein als etwas Fluides und von Reproduktion und Elternschaft Unabhängiges denken will? Warum ist die emotionale Überwindung tradierter, gesellschaftlicher Bilder so schwer?“ (LImK: 148)

5.3.3 *Suche nach verändernder Praxis*

Ein drittes Moment dieser Relation ist, es wurde bereits mehrfach angesprochen, die dezidierte Suche nach verändernder oder ‚anderer‘ sozialer Praxis. Hier wird in den Blick genommen, wenn statt Hegemonialisierung und Patriarchalisierung nur ‚abschaffen‘ zu wollen, *gesucht* wird nach etwas wirklich ‚anderem‘: zum Beispiel in Bezug auf Formen, Gespräche zu führen, Arbeit

zu teilen, Vermögen zu verteilen, Teilhabe zu strukturieren usw. Basaler Aspekt dessen ist, dass die soziale Konstruiertheit von Geschlecht und die Veränderlichkeit sozialer Ungleichheiten zum Sagbaren gehören (im Sinne Foucaults, nicht rein sprachlich gemeint) – und der Weg, wie ‚anderes‘ zum Sagbaren und Gesagten werden kann. Auch das Teilen von Erfahrungen davon, wie Akteur*innen ‚anders‘ miteinander wirken können, wie sie Geschlecht und Geschlechterverhältnisse ‚anders‘ prozessieren können, verstehe ich als Teil dieses Aspektes, ebenso den reflexiv-anderes-suchenden Umgang mit tradierten Arrangements und Gewohnheiten oder Interaktionsmustern. Als hier relevant sehe ich weiters das Verlernen solcher Aspekte der Relationen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung.

„Reinventing Organisations visuell“ formuliert in diesem Sinne, dass „wir viel verlernen müssen, um bei einer einfacheren Arbeitsweise anzukommen“. Die dezidiert gewollte und avisierte Veränderung benötigt also ein aktives *Verlernen* bestimmter Muster. Auf Geschlecht beziehend kommen mir in den Sinn: das Verlernen der Zuschreibung von Geschlecht, der geschlechtlichen Konnotation von Tätigkeiten und Positionen, der Hierarchisierung, der Dichotomisierung, auch das Verlernen spezifischer Vorstellungen davon, was möglich ist und was nicht, was erwartbar ist und was nicht, wozu Menschen und eine Gesellschaft bereit und fähig sind und wozu nicht, was nicht veränderbar ist – oder eben doch gestaltbar. Gesucht wird, wie ‚Grenzen erweitert‘ und ‚neue Praktiken gefunden‘ werden können (vgl. RO). Im Managementkontext firmiert diese Suche häufig unter dem Stichwort Change Management, es können aber auch kleinste Praxen einzelner Teams sein, die vollkommen unabhängig von derart gezielt durch die Organisationsleitungsebene verwendeten Instrumenten stattfinden.

Von hoher Relevanz ist ein Umgang mit ‚Scheitern‘, der reflexiv-positiv auf das Weiter-Suchen ausgerichtet ist sowie die (kollektive) (Gefühls-)Bearbeitung und Verantwortungsübernahme für die Suche. Außerdem zähle ich hierzu, wenn Unsicherheit (in Bezug auf das Miteinandergehen von Menschen) als positiv gedeutete Ausgangslage für die Suche nach einem ‚anderen‘ Miteinander, ‚anderen‘ sozialen Arrangements usw. sichtbar und wirksam wird⁵².

Ob nun in einer Buchpublikation oder aus der Mitte des Wäsche-Windeldiensttelefonat-Politikgruppenchat-Müdigkeits-Orgawhiteboard-Chaos die Frage zu formulieren „Was tun mit der Kleinfamilie und den Kindern?“ (z.B. Almut in LlmK: 24) und die Suche danach, wie es Personen möglich werden kann, mit Sorgeverantwortung für Kinder an die linke „Szene angebunden zu

52 Dieser Aspekt wird nochmals im Kontext der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander relevant, dort als das Fragenstellen als für diese Relation wichtige soziale Praxis und grundlegende Perspektive.

bleiben“ (Viola in LImK: 35)⁵³ – all dies prozessiert die hier beschriebene Relation. Auch Aufrufe wie der folgende: „Es gibt keinen Grund, Kleinfamilien zu romantisieren. Das Gleiche gilt aber für Individualismus. Überschreiten wir diese Konzepte!“ (Nicola in LImK: 61) Diese Suche thematisiert u.a. auch Miriam in „Links leben mit Kindern“:

„Ich wollte viel diskutieren und politische Ideen umsetzen. Putzen, reparieren und das Zusammensein mit Kindern mit mehreren Menschen teilen. Care Revolution wird das oft genannt. Ich wollte generationenübergreifend wohnen. Verbindungen eingehen. Rollenerwartungen in Bezug aufs Geschlecht nicht erfüllen und für mein Kind, mit dem ich einzog [in ein Hausprojekt, S.R.], eine schöne Umgebung schaffen.“ (LImK: 95)

Auch die Herausforderungen bei dieser Suche benennt sie, u.a. die emotionale Arbeit, die dabei erforderlich ist, Neues zu schaffen, dabei Erlebtes und Verletzungen zu überwinden und unterschiedliche Wünsche und Erwartungen zu handhaben.⁵⁴ An anderen Stellen im Buch werden der hohe kommunikative Aufwand benannt, der Ressourcen benötigt oder auch die Situationsbeschreibung des Versuchs, „etwas ‚Richtiges im Falschen‘ zu schaffen“ (ebd.: 137) – und oft daran zu scheitern.

Eindrücklich finde ich auch die Suche nach Begriffen, die beschreiben, was gesucht oder gelebt wird und nicht in die vorhandenen Begriffe passt, z.B. „Meutefamilien“ (ebd.: 171). Diese Suche erscheint interessanterweise bisweilen schwieriger als ‚anderes‘ im Alltag zu leben. So beschreibt eine Person in einer Drei-Elternschaftskonstellation, dass sie und die Kinder eine hohe Selbstverständlichkeit in Bezug auf ihre Fürsorgeverantwortung haben. Ihre Position zu den Kindern aber zu benennen, wenn sie auf dem Spielplatz von anderen Kindern gefragt wird, wer sie denn sei, wenn doch nicht die Mutter, erlebt sie als weitaus größere Herausforderung. Sie stößt dabei also, so kann dies eingeordnet werden, an die Grenzen dessen, was der Diskurs sprachlich aktuell zur Verfügung stellt. Eine interessante Weise des Konzept-Um-Arbeitens zeigt sich in folgendem Zitat, in dem ‚Mutter‘ gewendet wird zum

„Rollenbegriff [...] Es ist der Name für Menschen, die in bestimmter Art und Weise für die Kinder da sind. Verlässlich, liebevoll und dauerhaft. Dies muss nicht nur eine Person sein und es müssen auch nicht nur Frauen* sein. Mutter sein wäre demnach ein Begriff, der unabhängig von Geschlecht und genetischer Verwandtschaft gedacht würde.“ (ebd.)

An anderer Stelle wird mit Fokus auf die linke Szene beschrieben:

„Mir fällt auf, dass wir Linken eine oft technische Ausdrucksweise haben, wenn wir über das Leben mit Kindern sprechen. Vielleicht ist diese technische Bezugnahme auf das Thema

53 Als Bedürfnisartikulation ist dieses Zitat auch für die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander relevant.

54 An dieser Stelle wird deutlich, dass es Aspekte gibt, die sowohl zur Herrschaftskritischen Alternativsuche gehören als auch in der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander relevant sind.

in linken Kreisen Ausdruck für eine Leerstelle, die dort aufscheint, wo die politischen Konzepte (bisher) an ihre Grenzen stoßen?“ (ebd.: 193)

In diesem Buch wird auch die Frage gestellt, was wiederum beim Scheitern der durch die Suche gefundenen Formen passiert: „Was passiert mit den Co-Familien, wenn es kracht? Wenn sich die Eltern, die Bezugspersonen, die Mitbewohner*innen zerstreiten, dann war’s das mit der Care Community.“ (ebd.: 205) All solche Suchbewegungen verorte ich in dieser Relation.

Für die herrschaftskritische Alternativsuche wird das Teilen von Erfahrungen und die Kommunikation in der Suche als wichtiger Aspekt deutlich. In Kombination mit einer auf (zumindest eine bestimmte) Dauer angelegte Beziehung oder Gruppenbildung noch einmal mehr:

„Dank des wertvollen Austauschs mit anderen linken, feministischen Müttern* fühle ich mich heute nicht mehr allein und orientierungslos, sondern eher so, als ob ich am Anfang eines weiteren emanzipatorischen Prozesses stehe. Ich freue mich, zur richtigen Zeit am richtigen Ort Mutter geworden zu sein, um einen alten neuen feministischen Kampfplatz mitgestalten zu können. Und ich weiß jetzt, dass eine Kinderwagenarmada im Park durchaus eine gebildete Bande sein kann!“ (ebd.: 136f.; Bezug auf „Bildet banden!“, nicht auf Bildung)

5.3.4 *Leerkategorie*

Gibt es noch weitere Aspekte dieser Relation? *Eine weiterfragende Leerkategorie als Platzhalterin und Denkraum-Öffnerin.*

5.4 **Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander**

Die Benennung dieser Relation – die im Sinne der methodologisch-methodischen Herangehensweise, wie ich sie in Kapitel zwei beschrieben habe, eine Kategorie ist – ist im Unterschied zu den Bezeichnungen der vorangestellt beschriebenen Relationen weniger theoretisch abstrahiert.⁵⁵ Hegemonialisierung, Patriarchalisierung und herrschaftskritische Alternativsuche sind aber nicht nur stärker theoretisch gesättigte Konzeptbegriffe als die Relationenbezeichnung Nebeneinander Miteinander Füreinander, sie sind auch Begriffe, die

55 Zwar hat die Formulierung eine Schnittmenge mit einer Textpassage bei Simmel (siehe Kapitel 3.1): „erst, indem sie das isolierte Nebeneinander der Individuen zu bestimmten Formen des Miteinander und Füreinander gestalten, die unter den allgemeinen Begriff der Wechselwirkung gehören“ (Simmel 1908: 5). Die Entstehung ist aber doch ohne bewusste Kopplung an diese entstanden, sondern tatsächlich mit einem starken in-vivo-Anteil; eine sonstige etwaige Beeinflussung dabei durch die Simmel-Formulierung war zumindest nicht bewusst oder gewusst. Auch ist hier das Nebeneinander nicht individualisierend gemeint, sondern als Wechselwirkung.

nicht nur inhaltlich ‚gemeint‘, sondern auch sprachlich auf der Ebene von Prozess- oder Handlungsweisen liegen. Auf die Worte nebeneinander, miteinander und füreinander trifft dies rein sprachlich nicht zu, ‚gemeint‘ aber durchaus und die Formulierung ist näher an den *empirisch*-theoretischen Überlegungen und Analysen. So wird in „Links leben mit Kindern“ eine „Kultur des mit-, bei- und füreinander Lebens“ (LlmK: 174) benannt. Meine Ergänzung um den Begriff Nebeneinander will vor allem die Hierachiefreiheit zwischen vielen Geschlechtern in den Fokus rücken (siehe die Kapitel „Utopisches Moment“ sowie „Begriffsbestimmung Geschlecht“) und schließt an Maihofers Figur des „gleichberechtigte[n] Nebeneinander in (qualitativer) Verschiedenheit“ (Maihofer 2013: 31) an.

Im Erarbeiten der hier folgenden Aspekte, überlegte ich wiederholt, welche stärker abstrahierten Begriffe in Frage kämen. Nichts wollte so recht passen. ‚fürsorgliche solidarische Praxen‘ war eine starke Kandidatin, doch kann auch diese Formulierung mir wichtige Aspekte dieser Relation nicht ausreichend transportieren. Der Begriff der Solidarität ist gleichzeitig stark besetzt und interpretationsoffen. Zwar werde ich in diesem Kapitel versuchen, einen für diese Relation stimmigen Solidaritätsbegriff zu erarbeiten. Doch zeigt sich mir auch an diesem Zwischen-End-Punkt des Denkens zu dieser Relation die Bezeichnung Nebeneinander Miteinander Füreinander als stärker und aussagekräftiger. Nebeneinander, miteinander und füreinander sind Verhältnisbegriffe und so durchaus geeignet eine Relation zu benennen und so belasse ich die Benennung dabei, in Kauf nehmend, dass sie ‚herausfällt‘ aus der Systematik der Kategorienbezeichnung. Vielleicht tut sie dies auch deswegen, weil diese Relation am stärksten auf der Grenze zum Utopischen balanciert und in Teilmengen im begrifflich-diskursiv aktuell noch-schwer_noch-nicht Greifbaren liegt. Wie also ‚sehe‘ ich diese Relation?⁵⁶ Die Ebene des Prozessierens zu adressieren, was die Verhältnisbegriffe nicht oder nur ‚gemeint‘ vermögen, ist die Aufgabe der folgenden Ausführungen und erweist sich, aus dem eben genannten Grund, als herausfordernder im Vergleich zu den zuvor beschriebenen Relationen.

56 Der Anteil des Emotionalen bei meinem Sehen, Analysieren, Verstehen, Erdenken, Vorstellen im Erarbeiten dieser Inhalte der Arbeit ist bei dieser Relation, das möchte ich anmerken, ungleich höher im Vergleich zu den anderen Relationen. Es ist eine besonders interessante Erfahrung, genau diese Emotionalität als herausstehend erkenntnisfördernd wie auch fordernd zu erleben, zuzulassen und wertzuschätzen – und genau darin Momente der patriarchalisierenden und hegemonialisierenden Relation, aber auch der Relation herrschaftskritische Alternativsuche zu überschreiten.

5.4.1 *Nebeneinander vieler Geschlechter: Plurales Verständnis von Geschlecht*

Als basal für diese Relation sehe ich ein plurales Verständnis von Geschlecht, d.h.: von einer prinzipiell unbegrenzten Vielfalt von Geschlechtern auszugehen. Auch wenn sich in einer Gesellschaft je eine bestimmte Anzahl geschlechtlicher Existenzweisen (siehe 3.3) zeigen wird, verstehe ich als zu dieser Relation gehörend, diese Anzahl als nach oben offen verstanden zu prozessieren. Die Erweiterung der geschlechtlichen Existenzweisen ist fortlaufend möglich. Als Beispiel können hier Praxen genannt werden, die auf die Selbstangabe von Personen zu ihrem Geschlecht abzielen und viele mögliche Geschlechter präsent halten, außerdem: die Möglichkeit, sich nicht geschlechtlich zu verorten. Wie in Kapitel drei dargelegt, halte ich diesen Aspekt, nun für diese Relation als ‚Merkmal‘ modelliert, zentral für ein tatsächlich ‚anderes‘ Geschlechterverhältnis: dass es diese Möglichkeit zum sich-nicht-geschlechtlich-Verorten gibt. Für das *Arbeiten in Teams in Organisationen* würde dies zum Beispiel bei Einstellungsverfahren bedeuten, es den Personen, die sich bewerben, zu überlassen, ob und wenn ja, wie sie sich geschlechtlich verorten; es bedeutet Kommunikationsweisen in der alltäglichen Arbeit von Teams, die eben dies prozessiert. Ich denke auch an respektvolle Reaktionen von Kolleg*innen auf eine nonbinary-Positionierung, die diese nicht als Abweichung einer vermeintlichen Normalität, sondern als ein Anderes vieler Anderer, verhandeln, die ohne die Verhältnissetzung zu einem ‚Einen‘ auskommen. Für den Bereich der Sorge denke ich an pädagogische Konzepte, die ebendieses plurale Verständnis entfalten, eine offenere und mehr fragende und so-seinlassende Haltung gegenüber Kindern und bei Kindern eine solche Haltung zu fördern. Fragen wie „Woher glaubst du zu wissen, dass das Kind auf dem Bild ein Junge ist?“ können zu sehr interessanten Gesprächen mit Kindern führen, die die Perspektiven aller Beteiligten erweitern können. Auch ein Umfeld, in dem eine geschlechtliche Positionierung nicht erforderlich ist, das vielmehr geprägt ist von einem tiefen Interesse an der individuellen Person und ihren Sichtweisen und Interessen sehe ich hierzu gehörend.

In Bezug auf die Zuordnungspraxis von Geschlecht (und intersektionaler weiterer Kategorien) kommt in meiner Konzeption dieser Relation ganz maßgeblich die Selbstzuordnung zum Tragen. Statt also in Interaktionen Geschlecht fortwährend zugeschrieben zu bekommen, mit Unterstellungen oder Mutmaßungen konfrontiert zu werden, warten Akteur*innen eine etwaige Selbstzuordnung ab, begegnen sich in ihrem Prozessieren von Geschlecht und deren Relationen eher mit einer fragenden oder noch weitergedacht: so-seinlassenden Haltung. In der Grundhaltung gehen z. B. Interaktionsteilnehmer*innen also nicht davon aus, das Geschlecht der anderen Beteiligten zu ‚wissen‘, sondern sie gehen in ihren Interaktionen mit etwaigen Selbstpositionierungen um, erwarten diese aber nicht. Sie richten solange ihre Interaktions-

inhalte oder -weise nicht an einer geschlechtlichen Positionierung aus, bis dies als durch jene Interaktionsteilnehmer*innen ‚gewünscht‘ vermittelt wird. Damit liegt die Macht darüber, ob Geschlecht (differenzschaffend) in Bezug auf ein Subjekt prozessiert wird, in der Grundanlage und in der ‚Haltung‘ der Beteiligten bei der jeweiligen Person selbst. Es gibt keinen Zwang zur Selbstkategorisierung und keinen ‚Automatismus‘ der Fremdzuschreibung – es gibt aber die Möglichkeit zur geschlechtlichen Selbstpositionierung und eine Anerkennung der Selbstkategorisierung der anderen Subjekte. Die (dann noch) prozessierte (Fremd-)Zuschreibung von Geschlecht ist auch weniger machtvoll. Denn in Kombination mit der Flexibilität von Geschlecht, der Wertschätzung von Vielfalt sowie der Hierarchiefreiheit zwischen Geschlechtern (s.u.) sind mit ihr keine Abwertungen oder fixen Einschränkungen verbunden, z.B. durch ausschließlich einem Geschlecht zugeordnete Fähigkeiten oder Eigenschaften. Das betrifft alle Personen und kommt für Kinder in ihrer Sozialisation besonders zum Tragen. Damit diese Zuschreibungspraxis eine solche Wirkung entfalten kann, ist aus meiner Sicht die Kombination mit einer Hierarchiefreiheit (s.u.) zentral.

Personen werden dann nicht aufgrund eines von außen zugeschriebenem Geschlecht eingeschränkt auf die angeblich jeweils passenden Eigenschaften, Fähigkeiten und Vorlieben. Eigenschaften und Handlungsweisen werden in dieser Vielfalt von Geschlecht nicht exklusiv einem Geschlecht zugeordnet, sondern sind prinzipiell allen Geschlechtern gleichermaßen ‚zugänglich‘. Für den Bereich der Zusammenarbeit in Teams in Organisationen denke ich hier beispielsweise an Praxen und Routinen, die Aufgaben nicht nach stereotypen geschlechtlichen Zuschreibungen an Teammitglieder verteilen oder die bewusst nach geschlechtlicher und sexueller Vielfalt in der Organisation streben: in Einstellungsverfahren, mit Sichtbarkeit und Eröffnen von Möglichkeiten durch ‚Räume‘ für mehr als zwei Geschlechter (auch konkrete Räume wie Toiletten) oder auch bei der Begleitung von Geschlechterwechseln von Personen im Team usw.

Laloux benennt für die Weltsicht petrol die Auffassung der Welt als ein Ort der individuellen und kollektiven Entfaltung (vgl. RO: 38). Aus dieser sind (mehr) Freiheit statt Rollenvorgaben ableitbar, ebenso eine Bedürfnisorientierung und ein Verständnis von Individuum plus Gemeinschaft (statt der Dichotomisierung dieser Aspekte). Bei der Gestaltung von Organisationen kann auf kontextspezifisch erforderliche Rollen (die kritische Stimme, Planung, visuelle Gestaltung, ‚den Raum halten‘, Beratung etc.), Tätigkeitsbezüge und Selbstorganisation von Teams (statt auf Hierarchisierungen von Positionen) gesetzt und darauf Wert gelegt werden, jede Stimme und verschiedene Perspektive zu hören – und dies nicht nur punktuell, sondern als Bestandteil der Alltagskultur in Teams (vgl. ebd.). Ich verstehe hierunter auch, dass in Gesprächen die Motivation zugrunde liegt, einander Raum zu geben, statt sich einzeln und Hierarchie prozessierend diesen anderen Personen zu nehmen. Laloux beschreibt Ar-

beitsweisen wie das Aufteilen von Managementaufgaben im Team bei Verzicht auf eine Teamleitung, das Einsetzen von Berater*innen für die Teams, die aber keine Machtfunktion haben, Selbstorganisation von Teams und entsprechende Prozesse der Entscheidungsfindung. Bei diesen findet ein eingehender Beratungsprozess statt, bei dem alle relevanten Rollen oder Aufgabenträger*innen einbezogen werden und der gefolgt ist von einer eigenständigen Entscheidung durch die Person, bei der die Entscheidungsnotwendigkeit offenbar geworden ist. In einem Beispiel ist dies die Arbeiter*in, die an einer Maschine arbeitet, welche repariert oder neu angeschafft werden muss, und nicht der Vorarbeiter oder eine sonstige Person in einer höheren Hierarchieebene, oder aber, in einem zweiten Beispiel das Team für die Jahresplanung statt des gehobenen Managements. Ein solches Vorgehen hängt mit gegenseitigem Vertrauen und der Verbundenheit innerhalb einer Organisation zusammen, es wird Wert auf die kollektive Intelligenz und Verantwortungsübernahme gelegt. (Vgl. RO: 68ff. und 111ff.)

Ein weiterer Aspekt meiner Konzeption dieser Relation ist, dass hier Geschlecht als flexible Kategorie verstanden wird, d.h. dass präsent gehalten wird, dass sich das Geschlecht (oder eine nicht-geschlechtliche Verortung) über den Lebenslauf und/oder situativ ändern kann. Dies schon kleinen Kindern zu vermitteln, Geschlechterwechsel als Möglichkeit zu thematisieren, sehe ich hierfür als ein konkretes Beispiel. Auch Veruneindeutigungen von Geschlecht sind hier ‚leicht‘ möglich, werden nicht negativ sanktioniert, sondern finden in der Wertschätzung von Pluralität einen Platz. Dies kann sich auf die Vielfalt im Team, aber auch auf Vielschichtigkeit und (vermeintliche) Widersprüche bei einzelnen Personen beziehen, etwa wenn eine Person Fähigkeiten oder Eigenschaften in sich zusammenbringt, die in den Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung nur in einer entweder-oder/männlich-weiblich-Logik gehalten werden. Auch denke ich hier an temporär ausgerichtete Flexibilität: wenn Teammitglieder in unterschiedlichen zeitlichen Abschnitten verschiedene Fähigkeiten bei sich stärken wollen, die durch sie verschieden geschlechtlich konnotiert und relevant gemacht werden. Eine für Hierarchiefreiheit im Team relevante Verantwortungsverteilung kann dann auch bedeuten, dass eine gemeinsame Verantwortung für die Entwicklung aller und die Entwicklung des Teams übernommen und stetig mit Methoden der Zusammenarbeit getragen wird, seien es das Aufteilen von Managementaufgaben auf mehrere Personen oder das gemeinsame Entwickeln der Regeln des Teams für eine bessere Teilhabe und Perspektivenvielfalt (dies setzt einen guten Modus dieser Entwicklung voraus). Diese Verantwortungsverteilung wird dann im Arbeiten in der Organisation geübt und gelebt und ist damit auch im Bereich der Sorgearbeit leichter verfügbar. Andersherum kann eine dort gelebte Verantwortungs- und Arbeitsverteilung für das Arbeiten in einer Organisation fruchtbar gemacht werden.

Ich halte es für eine wichtige Komponente dieser Relation, dass eben jene Vielfalt von Geschlecht sowie von Beziehungsformen, Lebenskonstellationen mit Kindern usw. usf. als positiv gesetzt ist und wertgeschätzt wird. Vielfalt wird also nicht negativ, sondern vielmehr positiv konnotiert – in „Links leben mit Kindern“ zwar nicht auf Geschlecht bezogen, darauf aber durchaus als Bild übertragbar findet sich die Formulierung „im harmonischen Vielklang mit den anderen zusammen“ (LmK: 95). Das bedeutet nicht, dass Vielfalt nicht als Herausforderung gesehen werden kann. Im Gegenteil wird die Präsenz dessen und die Reflexion darüber von Vorteil sein, häufig sogar unbedingt erforderlich für das Prozessieren dieser Relation. Denn ein Darüber-hinweg-gehen oder Ignorieren wird eher zu Verdeckungszusammenhängen führen und kann darüber das Prozessieren der Relation Hegemonialisierung stärken.

So mag beispielsweise eine pädagogische Praxis, die Geschlecht zwar als vielfältig setzt und auf die geschlechtliche und sexuelle Vielfalt ausgerichtet ist, die für das Miteinander daraus resultierenden (wenngleich nicht negativ gelabelten) Herausforderungen und Aufgaben aber negiert und ignoriert, zur Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen führen – während eine Pädagogik, die mit diesen proaktiv, reflexiv und offen umgeht, womöglich eine größere Chance hat, eine wirkliche Wertschätzung dieser Vielfalt (und die damit zusammenhängenden machtsensiblen Erfordernisse) zu praktizieren. Auch der Modus dessen, wie die erwachsenen Bezugspersonen mit der Vielfalt zwischen ihnen umgehen, kann ein Schlüssel sein, Wertschätzung von Vielfalt zu prozessieren und darin als Inhalt pädagogischer Praxis zu transportieren. Wenn beispielsweise Magnus betont, er finde „es gerade gut, wenn der Umgang mit Kindern nicht synchronisiert ist, sondern Kinder erfahren dürfen, dass Erwachsene nicht alle gleich sind und deshalb auch unterschiedlich denken und entscheiden“ (ebd.: 110), ist dies aus meiner Sicht ein ganz anderer Umgang, eine andere Grundperspektive als jene, in denen Eltern ‚kongruiert‘ den Kindern gegenüberzutreten sollen – und damit sowohl Gleich-sein (statt Vielfalt) als Wert an sich gesetzt wird als auch in Bezug auf Machtaspekte stärker asymmetrische und rollenorientierte (statt personenspezifisch ausgerichtete) Beziehungen zwischen Eltern/Bezugspersonen und Kindern unterstützt werden. Machtasymmetrien hinterfragende Kommunikation wird Kindern leichter fallen, die Erwachsene als unterschiedlich und verschieden Agierende erfahren, als wenn Erwachsene ihnen als Träger übergeordneter und von allen Erwachsenen geteilten Normen und Geboten oder Verboten vermittelt werden.

Im Organisationskontext ist erwartbar, dass Leitbilder und Programme dann erfolgreicher sind, wenn sie geschlechtliche und sexuelle Vielfalt bewusst als Herausforderung bearbeiten, der es proaktiv-gestalterisch zu begegnen gilt. Dies steht der positiv-Konnotation von Vielfalt mitnichten entgegen, sondern wird sie in der prozessorientierten Umsetzung in der Organisation verstärken, da damit eher konkrete Programme, Maßnahmen, Instrumente folgen,

als wenn eine Organisation Vielfalt in schlichter Weise positiv in ihr Leitbild setzt.

Eng gekoppelt an die Wertschätzung von Vielfalt und die Flexibilität von Geschlecht ist aus meiner Sicht die positive Bezugnahme auf Differenziertheit, Wechsel und Veränderung, auch auf Widersprüchlichkeit, Ambivalenzen, Ambiguität. Vielmehr: dass diese als Ausgangspunkt genommen werden, statt dass grundlegend von Eindeutigkeit, Klarheit, Bestimmtheit ausgegangen würde. In „Reinventing Organisations visuell“ wird der Weltsicht petrol zugeschrieben, Veränderung als wertgeschätztes Grundprinzip für Organisationen zu setzen und diese „als lebendige Systeme“ (RO: 54) zu sehen. Das ‚Spüren-und-Antworten‘ wird als Grundlogik des Vorgehens in Organisationen verwendet statt des rationalen Planens und Umsetzens, das Organisationen in anderen Weltsichten zum Leitprinzip machen bzw. als Interpretationsfolie für ihre Logik verwenden. Damit kommen, so meine Interpretation, in Organisationen, die Laloux mit der Weltsicht petrol verknüpft, Aspekte zum Tragen, die in den Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung weiblich konnotiert werden, sie werden hier aber ohne eine solch enge Geschlechtsbezogenheit prozessiert. Laloux selbst thematisiert derartige Geschlechteraspekte nur wenig und auch meine sonstige Recherche im Feld der „New Work“ festigt den Eindruck, dass in den Konzepten eher selten geschlechteranalytisch vorgegangen wird. Ich halte eine geschlechtersensible und machtkritische Perspektive für das Prozessieren der hier beschriebenen Relation, auch in Organisationen, für sehr relevant, um dem etwaigen Entstehen neuer Ungleichheiten und Verdeckungszusammenhängen usw. aktiv zu begegnen.

Die positiv-Konnotation und Präsenz von Ambiguität und Differenziertheit sowie von Brüchen, zum Beispiel die mediale Darstellung von Brüchen statt von Typen, ist nicht nur in Bezug auf die Pluralität von Geschlecht relevant, sondern auch bei der Pluralität von Lebensformen (z.B. derer, in denen Sorgeverantwortung für Kinder übernommen wird). Sie ist auch als Grundmodus der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander verstehbar. Ausgegangen wird von Differenziertheit und Vielschichtigkeit statt von Klarheit u.Ä. und von diesem Punkt aus werden soziale Zusammenhänge gestaltet und begegnen Akteur*innen einander. Statt davon auszugehen, etwas zu wissen, zeigt sich auch hier eine eher interessiert-fragende Haltung als wirkungsvoll – und dies nicht nur in konkreten Gesprächen zwischen Personen, sondern auch in der Gestaltung politischer Programme, von Organisationen usw.

Wenn es in einem Team beispielsweise darum geht, Aufgaben kompetenzorientiert und machtsensibel aufzuteilen, wird nicht von einer geschlechtlichen Zuordnung auf Fähigkeiten usw. geschlossen, auch wird nicht von einer bestimmten Fähigkeit auf das Nicht-/Vorhandensein einer weiteren geschlossen (der Programmierspezialist kann bestimmt auch gut Ordnen und Strukturieren, aber wohl eher nicht empathisch auf seine Kollegin eingehen), sondern davon ausgegangen, dass es ebenso wahrscheinlich ist, dass eine Person vermeintlich

nicht zueinander passende Eigenschaften und Fähigkeiten in sich vereint – beziehungsweise mehr noch: dieses ‚nicht zueinander passende Eigenschaften‘ erhält keine oder kaum eine Relevanz, an ihre Stelle tritt eine grundsätzliche Offenheit, eine offen-interessiert-fragende Haltung. Auch wird hier eine Eigenschaft oder Fähigkeit insofern prinzipiell differenziert, als dass eine Person sie womöglich in jenen Kontexten lebt und leben kann, in anderen aber nicht – statt sie zu ‚haben‘, unabhängig von allem, was um sie herum ist. Dies richtet dann wiederum die Aufmerksamkeit auf das Zwischen (den Akteur*innen, Geschlechtern), also z.B. die Frage: Mit wem im direkten Arbeitsumfeld ist es welcher Person unter welchen weiteren Bedingungen möglich, jene Fähigkeit, Stärke usw. zu entfalten?

Wie in Kapitel drei thematisiert, sehe ich nun für diese Relation gegeben, dass es möglich ist, Geschlecht nicht zu prozessieren, wenn dies z.B. für eine Person nichts Positives hätte. Mit der Nicht-Existenz eines Zwangs zur geschlechtlichen Positionierung in Kombination mit dem hierarchiefreien Nebeneinander kann hier Geschlecht für mehr Personen als etwas Positives zugänglich sein als in den Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung. In diesen ist Geschlecht nur für wenige Personen bzw. in Bezug auf weniger Aspekte positiv: Macht, Entscheidungsspielraum, Privilegien etc. sind an ein oder wenige Geschlechter geknüpft. In der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander ist Geschlecht nicht i.S.v. Macht oder Dominanz positive Ressource, sondern kann als ein Mittel zur Entfaltung der Persönlichkeit und der Gestaltung eines Miteinanders herangezogen werden. Alle Personen werden, in ihrem geschlechtlichen und/oder nicht-geschlechtlichen Sein als aktiv handelnde und gestaltende Akteur*innen verstanden und entsprechend wird ihnen begegnet. Dies steht im Gegensatz dazu, wenn Aktivität nur mit Männlichkeit assoziiert ist oder wenn beispielsweise in einer sozialen Bewegung hegemonialisierende Prozesse in Bezug auf Geschlecht, rassifizierender Zuschreibung usw. stattfinden (bspw. Viktimisierung von Schwarzen Frauen in kolonialisierenden Zusammenhängen). Die Anerkennung als Subjekt ist hier unabhängig von einer geschlechtlichen Positionierung, d.h. auch unabhängig davon, ob ein Subjekt überhaupt geschlechtlich positioniert ist und Geschlecht prozessiert.

5.4.2 Nebeneinander vieler Geschlechter: Abwesenheit von Hierarchien

Ein zweites zentrales Moment der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander ist, dass es zwischen den Geschlechtern sowie zwischen diesen und nicht-geschlechtlichen Existenzweisen keine Hierarchien gibt. Dabei treten alle Beteiligten (im Sinne von Akteur*innen und im Sinne von nicht-/geschlechtlichen Existenzweisen) für dieses tatsächliche Nebeneinander des Vielen ein

bzw. richten sich danach aus. Das kann in den unterschiedlichsten Formen persönlicher Beziehungen und Zusammenhängen von Akteur*innen aktualisiert, prozessiert werden. Es kann also nicht von einer dieser Formen auf den Aspekt Nicht-/Hierarchie geschlussfolgert werden, es muss genauer hingesehen werden. Diese Nicht-Existenz von Hierarchien zwischen Nicht-/Geschlechtern ist aus meiner Sicht angewiesen auf oder vielmehr gleichursprünglich mit einer Gleichwertigkeit verschiedener Sexualitäten, sexuellen Orientierungen oder sexuellen Identitäten⁵⁷ sowie Nahbeziehungsformen, die auf der Grundlage von Einvernehmlichkeit und des geteilten Bedürfnisses nach dem Wohl aller Beteiligten orientiert sind.

In diesem Rahmen ist Differenzierung ohne Abwertung, ohne Hierarchie nicht nur möglich, sondern realisiert. Differenz(en), Unterschiede und Vielfalt werden hier positiv gesetzt und als Wert an sich verhandelt. Es geht um die oben in Rekurs auf Maihofer angesprochene Wertschätzung im Anderssein⁵⁸, nicht trotz, sondern dabei, darin, wegen. Es gibt in dieser Relation also nicht nur keinen Bezug auf heteronormative Deutungen und Hierarchien. Das Verhältnis von ‚dem Einen‘ und ‚dem/den Anderen‘ ist hier gleichsam und vielmehr ver-stört. ‚Das Eine‘, an dem ‚anderes‘ gemessen, verglichen, orientiert oder abgesetzt wäre, ist hier ein ‚anderes‘ neben vielen weiteren ‚anderen‘. In einer wertschätzenden Verbundenheit und Verwobenheit ermöglichen sich nicht-/geschlechtliche Existenzweisen ihr je ‚anders‘ sein.⁵⁹

Hier unmittelbar anzuschließen – an das Puzzle als weitere Aspekte anzufügen – sind Aspekte von Intersektionalität. Denn diese Hierachiefreiheit zwischen nicht-/geschlechtlichen Existenzen, eng verwoben und gleichursprünglich mit jenen in Bezug auf Sexualitäten, wie soeben angesprochen, ist wiederum ebenso eng verwoben, gleichursprünglich mit Aspekten wie ‚interkultureller‘ queer-/feministischer Solidarität, Nicht-Hierarchie in Bezug auf Klasse, körperliche Befähigungen, Alter usw. usf.

Alle Geschlechter haben in dieser Relation teil an der Gestaltung des Lebens, von Lebensformen, gesellschaftlichen Zusammenhängen usw. Dabei ein für mich entscheidender Punkt ist, dass dieses Aktiv-Teilhaben geschlechtlich konnotiert werden kann, im Sinne von: es wird als Bestandteil einer

57 Im aktuellen Diskurs und den queeren Bewegungen sind für verschiedene Menschen verschiedene Begriffe stimmig. Einige dieser wurden hier schlicht aneinandergereiht, um diesem Umstand nachzukommen. Ich bin an anderer Stelle auf meinen Verzicht auf Identitätskonzepte eingegangen, dem widerspricht für mich nicht, hier einzubeziehen, dass es für Personen wichtig sein kann, ihre Sexualität als (Teil ihrer) Identität zu benennen oder ebendies nicht zu tun (und stattdessen beispielsweise von ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer/ihren Sexualität/en zu sprechen). Ich verwehre mich an dieser Stelle dem bisweilen im Diskurs als notwendig gelabeltem Vorhaben, argumentierend zu einem Entscheidungspunkt zu gelangen, der suggeriert, es könne in diesen Fragen für genau einen Weg oder einen Begriff das ‚richtig‘ festgestellt werden, unter dem abschließend alles gebündelt werden könne und dies erforderlich sei.

58 Grisard, Jäger und König verweisen auf Maihofers Formulierung einer ‚nicht-hierarchisierende[n] Anerkennung ‚weiblicher‘ Differenz‘ (2013: 12 unter Zitation Maihofers).

59 Eine Gegenfigur hier ist der patriarchale Männerbund.

geschlechtlichen Existenzweise gesetzt, allerdings nur insofern, als dass dies damit anderen geschlechtlichen Existenzweisen nicht abgesprochen wird. Zwar sind geschlechtliche Existenzweisen denkbar, bei denen diese Aktivität nicht als ein Moment dieser gesetzt (also ver-geschlechtlicht) werden, allerdings keine, bei denen die Nicht-Teilhabe an dieser Aktivität oder eine Unfähigkeit dazu als Bestandteil gesetzt würde. Gesellschaft zu gestalten, wird hier viel grundlegender als Teil menschlicher Existenz verstanden und prozessiert. Das Private ist politisch, um auf einen zentralen Aspekt der Frauenbewegungen zu rekurrieren (auch die Vier-in-einem-Perspektive von Frigga Haug verarbeitet dies).

Diese und weitere Dichotomien, wie z.B. Individuum und Gesellschaft, Gefühl und Verstand, sind hier nicht von Relevanz, das halte ich für wichtig: Sie werden nicht oder ‚anders‘ verstanden und darin werden auch Hierarchien nicht prozessiert, die in den Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung bedeutsam sind. Damit sind in dieser Relation ökonomische, politische, soziale Teilhabe unabhängig von Geschlecht – oder vielmehr: sie sind genuin an das Menschsein gebunden und damit für alle nicht nur zugänglich, sondern fortlaufend in Umsetzung. Dies erfordert die oben bereits angesprochene grundlegende und ‚permanent‘ (im Sinne von immer wieder) prozessierte Orientierung an, Ausrichtung auf, das Eintreten für dieses tatsächliche Nebeneinander. Und dieser Aktivität wird in Praxen, die diese Relation prozessieren, bewusst begegnet, ihr kommt eine hohe Aufmerksamkeit und Wertschätzung zu.

Das bedeutet auch, dass hier alle Geschlechter teil haben an den verschiedensten Lebensbereichen wie Erwerbsarbeit, Sorgeverantwortung und -arbeit⁶⁰, Gemeinwesen, persönliche Entwicklung und Entfaltung usw. – und wieder: als Teil der jeweiligen geschlechtlichen Existenzweise oder auch nicht, aber immer ohne den Ausschluss, ohne das Absprechen dessen für bestimmte Geschlechter. Auch werden hierbei stärker die Verbindungen zwischen diesen Lebensbereichen oder Aktivitätsweisen (oder auch Arbeitsformen) prozessiert als ihre Trennung und Gegenüberstellung. Das heißt auch ein ‚anderes‘ Verhältnis zwischen ‚Produktion‘ und ‚Reproduktion‘, vielmehr: ein von dieser Dichotomisierung grundlegend verschiedenes Herangehen an diese Aspekte.

So beschreibt es etwa Magnus für die Kommune, in der er lebt: „Für mich liegt eine wesentliche Qualität unseres Zusammenlebens hier darin, dass wir Erwerbsarbeit, Familienarbeit, Gemeinwesenarbeit und Entwicklungschancen miteinander verhandeln, um eben nicht das eine gegen das andere auszuspielen.“ (LlmK: 106) Im Anschluss daran setzt er einen expliziten Verweis auf Frigga Haugs „Vier-in-einem-Perspektive“, die zum Ziel hat, Arbeit so zu verteilen, dass alle Personen Zeit für Verschiedenes haben. Für mich hängt damit auch

60 In einem weiten Begriff davon, also inklusive Beziehungsarbeit usw. usf.

zusammen, dass Personen, die Eltern werden, nicht plötzlich nur darauf reduziert werden (mit ihnen beispielsweise nur noch über Schwangerschaft oder Elternschaft gesprochen wird), diese Möglichkeit, eine Vielfalt von Persönlichkeits- und Lebensaspekten zu verwirklichen aber gleichsam selbstverständlich ist, Eltern also nicht permanent in der Beweislast sind, dass sie auch noch __, __, und __ sind, all dies aber durchaus sein können.

Als Ressource wird im Material der Bezug auf zurückliegende Erfahrungen in sozialen Bewegungen deutlich: „1968 wurde die gerechte Verteilung von Reproarbeit erfunden. 2020 könnten wir erkennen, dass die Trennung von Produktion/Reproduktion hinfällig ist, wenn man und weil man die gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten gemeinschaftlich, bewusst und im Sinne eines guten Lebens für alle Menschen bewältigt.“ (ebd.: 27) Die hier angesprochene Perspektive und entsprechende Praxen verstehe ich als Teil der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander. Als Satz in einem Buch wie „Links leben mit Kindern“ sind sie auch in der Relation herrschaftskritische Alternativsuche verortet. Mehrfach wird in diesem Buch ‚Gescheitertes‘ aus früheren antikapitalistischen (z.T. feministischen) Bewegungen als nützliche Negativfolie für heute weiterzuentwickelnde Formen des Zusammenlebens und der Geschlechterverhältnisse verwendet. Hinzufügend möchte ich hier erneut auf das Moment der Machtensibilität verweisen, welches ich als erforderlich ansehe: Wenn gemeinschaftlich nach dem guten Leben für alle gestrebt werden will, so ist es zentral, wie und durch wen dieses definiert und ausgehandelt wird. Und es benötigt eine Achtsamkeit für und eine Reflexion von etwaigen Verdeckungszusammenhängen.

Für die soziologisch-analytische Modellierung, wie ich sie hier entfalte, möchte ich betonen, dass ich diese zeitliche oder historisch-vergleichende Perspektive nicht in die Modellierung übernehme. Ich möchte also, wenn ich dieses Moment, das ich im Material sehe und hier beschreibe nicht implizieren, dass ich diesen Aspekt eines zeitlichen Ablaufs in die Betrachtung von Relationen von Geschlechtern übertrage. Sicherlich ist es ein Aspekt, der auf der Ebene des Gefüges der Relationen von Interesse sein kann und den es sich lohnt genauer anzuschauen. Ich halte es aber für gewinnbringend, derart auf gesellschaftliche Verhältnisse zu einem gegebenen Zeitpunkt zu schauen, dass offen gefragt wird, welche Aspekte welcher Relationen dort aufzufinden sind. Die in „Links leben mit Kindern“ referierten sozialen Bewegungen der 1960er und 70er Jahre können also gleichermaßen, wie gesellschaftliche Verhältnisse heute Aspekte aller hier beschriebenen und weiterer Relationen enthalten. Ebenso wenig wie eine Wohnform, eine Beziehungsform, ein politisches Programm je nur einer Relation zuzuordnen ist (möglicherweise kann, aber dies ist eine offen anzugehende Frage), trifft dies auf eine soziale Bewegung zu. Feministische Analysen der 1968er Bewegung beispielsweise haben eindrücklich die patriarchalisierenden und hegemonialisierenden Aspekte beleuchtet, die dort prozessiert wurden, gleichermaßen weisen sie Prozessierungen von

herrschaftskritischer Alternativsuche auf und ist ein Blick auf dort aufzufindende Momente interessant, die die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander prozessieren und welche weiteren Relationen sich dort gegebenenfalls zeigen.

5.4.3 *Selbstbestimmtes Angewiesensein und dessen Wertschätzung*

Als drittes zentrales Moment dieser Relation sehe ich das selbstbestimmte Angewiesensein und dessen Wertschätzung. Ich greife hier modifizierend auf die Figur der ‚selbstbestimmten Abhängigkeit‘ zurück, auf das Paul in „Links leben mit Kindern“ Bezug nimmt. Ich sprach die Problematik der patriarchal geprägten Autonomiekonzepte bereits weiter oben an. Auch der Artikel von Paul problematisiert dies und fordert,

„Autonomie nicht weiter als Ungebundenheit und diese dann als Voraussetzung für Selbstbestimmung zu erklären. Vielmehr sollte individuelle Autonomie in kollektive Autonomie aufgelöst werden. Denn so, wie das individuelle Leben nur in Abhängigkeit zu anderem Leben existieren kann, ist auch jede Form von Selbstbestimmung an ihren Kontext gebunden und der ist nie frei von anderen Menschen. Autonomie müsste demnach als selbstbestimmte Abhängigkeit, also kollektiv gedacht werden, wie es auch schon mal in den späten 80ern auf einem Transparent bei einem Kongress der linken Szene zu lesen war: ‚Autonomie heißt selbstbestimmte Abhängigkeit!‘“ (LmK: 50f.)

In der Relation wie ich sie hier konzipiere, wird es in der Verbindung von Nebeneinander in Vielfalt mit einem machtsensiblen Mit- und Füreinander möglich, ein Konzept zu prozessieren, das Aspekte miteinander verbindet und webt, die in den Relationen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung als gegenüberstehend konstruiert werden. Das grundlegend dem Sozialen gegebene Angewiesensein aufeinander – auf der Ebene der Akteur*innen wie auch auf der Ebene der geschlechtlichen Existenzweisen – wird hier bewusst gemacht und präsent gehalten, mehr noch: sie wird positiv konnotiert und wertgeschätzt darin, dass es sowohl Verbindung als auch Selbstbestimmtheit überhaupt erst ermöglicht. Die Relationalität der Geschlechter wird in dieser Relation verhandelt und kommunikativ bearbeitet, Geschlecht wird als etwas gesehen, dessen Prozessieren die Geschlechter einander ermöglichen.

Die Wertschätzung von Fürsorge und der dafür erforderlichen Fähigkeiten und Praxen identifiziere ich hier als hoch relevant. Der Begriff der Gleichwertigkeit von Produktion und Reproduktion trifft es nicht, denn diese Dichotomisierung wird hierbei nicht prozessiert. Fürsorge wird überall dort als solche sichtbar gemacht und wertgeschätzt, unabhängig davon, in welchen Kontexten oder Lebensbereichen sie gerade auftritt oder erforderlich ist. Fürsorge ist dabei nicht mehr in dem Sinne geschlechtlich konnotiert, als dass sie nur einem oder wenigen Geschlechtern zugeordnet wäre. Sie ist grundlegend unabhängig von Geschlecht, was nicht heißt, dass sie in einigen oder allen geschlechtlichen

Existenzweisen vergeschlechtlicht werden könnte. Sie wird aber nicht derart vergeschlechtlicht, dass sie damit anderen Geschlechtern vorenthalten werden würde.

Dies sehe ich beispielsweise darin, wenn eine Organisation das Wohlbefinden der Personen, die in ihr arbeiten und mit ihr wirken, als eines ihrer Ziele definiert und entsprechende Maßnahmen umsetzt: beispielsweise deren Bedürfnisse zum Hören zu bringen, Methodenwissen für Bedürfnisorientierung in der Zusammenarbeit bereitzustellen, Beteiligte als ganze Menschen in den Blick zu nehmen (zum Aspekt der Ganzheit siehe RO: 81ff.). Es kommt zum Tragen, wenn Organisationen die Personen auch mit ihren Sorgeaufgaben für sich und andere Menschen außerhalb der Organisation sehen, diese Sorgearbeit (und weitere private Aspekte) bewusst mitdenken und die Gestaltung der Arbeit in der Organisation (auch) an ihr ausrichten. Eine Form kann auch sein, dass Fürsorgeaspekte im Team bewusst gehandhabt und wertgeschätzt werden und die Fürsorgepolitik querliegend in der Organisation gestärkt wird. Laloux benennt zum Beispiel als einen Aspekt von Organisationen der grünen Weltansicht (postmodern, pluralistisch) die Diskursfigur des Teams oder der Organisation als Familie oder Gemeinschaft (vgl. RO: 30).

Einen weiteren wichtigen Aspekt sehe ich darin, dass Elternsein ‚inhaltlich‘ nicht durch Geschlecht bestimmt in dem Sinne wird, dass es ausschließlich ‚Mutterschaft‘ und ‚Vaterschaft‘ gebe oder davon je nur eine begrenzte Anzahl von Formen. Sorgebeziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern sind hier nicht durch biologisierende und/oder heteronormative Verwandtschaftskonzepte bestimmt (und damit eingengt). Schauen wir auf das Beispiel Vaterschaft, ist in dieser Relation eine Form der Übernahme von Fürsorgeverantwortung und Sorgearbeit zu denken, die nicht im Sinne einer Hegemonialisierung von Männlichkeit wirkt und/oder in gesellschaftlichen Privilegien. Sondern eine Form, die solidarisierende Sorgebeziehungen, Nebeneinander (Hierarchiefreiheit) und machtsensible Bedürfnisorientierung prozessiert. Dabei sind durchaus Vergeschlechtlichungen im Sinne dessen denkbar, dass Vaterschaft Teil von geschlechtlichen Existenzweisen ist. Sie ist hier aber nicht exklusiv an bestimmte Geschlechter gebunden und sie kommt, wie gerade benannt, ohne Hierarchisierungen und Hegemonialisierungen, ohne die Reproduktion patriarchaler Prägungen in den Beziehungen und in der geschlechtlichen Existenzweise aus. Auch wird in dieser Relation eine Pluralität von Vaterschafts- und Mutterschaftsformen prozessiert sowie eine Pluralität der Formen der Übernahme von Sorgeverantwortung gegenüber Kindern, die nicht als Vaterschaft oder Mutterschaft prozessiert werden.

Die Pluralität von Sorgebeziehungen und damit zusammenhängenden Lebensformen wird in dieser Relation positiv gesetzt, kommunikativ und in den verfügbaren sozialen Mustern anerkannt und prozessiert. Das bedeutet auch, dass die Lebensformen, in denen Verantwortung für Kinder übernommen und getragen wird, nicht mehr an einem Leitbild orientiert und gemessen werden.

Vielmehr sind der Ausgangs- und Orientierungspunkt: die Bedürfnisse der Beteiligten. Ich stelle hier zunächst darauf ab, dass eine Sensibilität für Machtaspekte hinzukommen muss zu dieser Bedürfnisorientierung beziehungsweise vielmehr, dass die Machtsensibilität inhärenter Teil der Bedürfnisorientierung wird bzw. ist, diese also achtsam ist für Komponenten wie Geschlecht, Heteronormativität, Klasse, rassistische Zuschreibungen, Ableism, Ageism usw. als macht- und herrschaftsrelevante Aspekte. Die Frage, ob eine Relation denkbar ist, die noch nicht einmal mehr diese Machtsensibilität benötigt, ist für mich noch nicht beantwortet (und verweist noch mehr auf das Dahinter der Grenze des Denk- und Sagbaren im Sinne Foucaults). Wichtig finde ich, nicht nur solche sozialen Praxen zu dieser Relation zu zählen, bei denen die Akteur*innen gewusst, bewusst, intendiert und theoretisch-politisch reflektiert agieren. Machtsensibilität hängt nicht daran. Es sollte soziologisch-analytisch davon ausgegangen werden, dass es viele Formen des Sozialen gibt, die diese Machtsensibilität prozessieren und genau dies ein besonders interessanter Punkt ist: Welche Formen sind das? Was brauchen sie, was ziehen sie heran, was stärkt sie?⁶¹

Bisweilen wird dieser Aspekt sehr stark mit bestimmten Wohnformen verknüpft: Mit Kommunen werden ganz andere Umgangs- und Arbeitsteilungsweisen assoziiert als mit der 3-Zimmer-Kernfamilie. Mitnichten wäre es aus meiner Sicht erkenntnisförderlich, bestimmte Wohnformen bestimmten hier thematisierten Relationen zuzuordnen; vielmehr muss je spezifisch geschaut werden, was jeweils konkret in diesen Wohnformen gelebt wird und an welchen Stellen welche Relationen prozessiert werden. Möglicherweise wird ein Ergebnis sein, dass verschiedene Wohnformen unterstützen oder hemmen, bestimmte Relationen zu prozessieren, aber an diese Frage soziologisch-analytisch wie persönlich-politisch mit Ergebnisoffenheit heranzugehen, ist in jedem Fall zielführend. Ebenso ist interessant zu schauen, was es dort, wo andere als erwartete Relationen prozessiert werden, genau damit auf sich hat.

Die Machtsensibilität spielt ganz praktisch z.B. dann eine große Rolle, wenn Eltern Sorgeaufgaben und -verantwortung und Hausarbeit untereinander aufteilen. Das Stichwort ist dann – mittlerweile auch in familienpolitischen

61 Die bei Meuser (2010) benannte Unterscheidung zwischen feministisch versus pragmatisch verfolge ich hier nicht. Von der Vielschichtigkeit sozialer Praxen auszugehen, bedeutet auch vorauszusetzen, dass Reflexion nicht ausschließlich theoretisierend-politisch stattfindet, sondern stark auch auf emotionale Weise und davon, dass ein menschliches Bedürfnis im Sinne des Nebeneinander Miteinander Füreinander keine Gesellschaftstheorie, keine theoretisch-politisch-abstrahierenden Diskussionen benötigt (um feministisch-politisch zu sein) – diese zwar nutzen kann, aber nicht erfordert und es von soziologischem Interesse ist, auf wie viele verschiedene Weisen dieses prozessiert werden kann. Das hält meine soziologische Neugier wach, während sie ermüdet angesichts linker Theoriezirkel, in denen frisch gebackene Väter mit dem durchargumentierten Gedankenergebnis herausgehen, dass es nun gut, gar revolutionär, weil selbstfürsorglich wäre, ihrem Bedürfnis nach der nächstgriffigen Club-Mate-Wodka-Freiheit nachzugehen und ganz profeministisch davon auszugehen, dass ihre Partnerin das mit den Kindern schon wuppen wird, so stark und gut organisiert wie sie ist.

Diskursen – schnell zur Hand: solidarische, partner*innenschaftliche Arbeitsteilung. Damit dies aber nicht beim Stichwort-Nennen verbleibt, sondern inhaltlich gefüllt und konkretisiert werden kann, möchte ich dem Begriff der Solidarität genauer auf die Spur gehen.

„Solidarität muss praktisch werden!“ Dies ist ein Ausspruch, der in linken Kontexten, häufig im Zusammenhang mit der Illegalisierung von Menschen, zum Beispiel mit Bezug auf das Verhindern von Abschiebungen, verwendet wird. Solidarität ist ein Grundbegriff der Sozialwissenschaften und ein zentrales Konzept emanzipatorischer Bewegungen. Als solches ist Solidarität „in ihrer ganz unterschiedlichen inhaltlichen und begrifflichen Fassung“ „umkämpft“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 22) und herausfordernd.

Gleichwohl wird der Begriff auch häufig als Schlagwort verwendet, verbleibt leer oder nur diffus gefüllt im Unkonkreten oder aber auf einer sehr abstrakten Ebene. Problematisch ist dies, weil es dem tatsächlichen Praktizieren von Solidarität, das es ja gibt, im Wege steht und das Stärken, das Fördern dieser Praxen behindert.

Denn wenn zwar das Schlagwort immer wieder strapaziert wird, aber im Nebel bleibt, was konkret darunter verstanden werden will, können Verdeckungszusammenhänge entstehen. Wird in einem Alternativen Zentrum immer wieder von Solidarität gegenüber bestimmten Gruppen gesprochen, ohne aber diese Solidarität im konkreten Nebeneinander, Miteinander und Füreinander zu leben, wird der Weg verstellt für diese tatsächliche Umsetzung von ‚Solidarisieren‘⁶². Dieses Solidarisieren sehe ich darin, Kinder und ihre engen Bezugspersonen selbstverständlich in die Planung von Aktionen und Angeboten, in die alltäglichen Interaktionen und Kommunikationsroutinen einzubeziehen und daran, das Hineinversetzen, das Nachfragen und Selbstüberlegen in Bezug auf deren Bedürfnisse zur alltäglichen und ins Selbstverständliche gehenden Praxis zu machen. Die rhetorische oder diskursive Wiederholung des Schlagwortes kann verschleiern, dass es eine große Herausforderung ist, dieses Wort in konkrete Praxen umzusetzen und es auf diese Weise mit Bedeutung zu füllen. Dass dies eine Herausforderung ist und mitnichten einfach, geht unter anderem auf gesellschaftliche ‚Großwetterlagen‘ zurück (d.h. auf der Ebene des Gefüges der Relationen), in denen Konzepten wie Autonomie, Individualität, Erfolg des Einzelnen usw. ein höherer Stellenwert eingeräumt wird – zumeist in genau dieser männlichen Form und auch ohne Stern, in Unternehmen mit erfolgreichem Rainbow-Washing vielleicht auch einmal mit.

Es ist die Suche danach erforderlich, was wir mit Solidarität, mit Solidarisieren meinen wollen. Ebenjene Suche wird mit der Relation herrschaftskritische Alternativsuche avisiert. In der Relation Nebeneinander Miteinander Für-

62 Ich möchte mit dem Begriff Solidarisieren das Augenmerk darauflegen, dass Solidarität nicht in einer einmal ausgesprochenen Position verbleiben kann, wenn sie für die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander gewinnbringend gemacht werden will, sondern als ein fortlaufendes Prozessieren betrachtet und gelebt werden muss.

einander verstehe ich jene Praxen verortet, die diese Solidarität, das Solidarisieren prozessieren. Was ist also damit gemeint? Eine Quelle dafür ist auch hier die intensive Auseinandersetzung mit jenen Beispielen und Erörterungen, die „Links leben mit Kindern“ thematisiert. Zwar scheint auch in „Reinventing Organisations visuell“ immer wieder ein impliziter Verweis auf solche Praxen auf, doch lässt sich das Konzept eher mittels einer Übertragung derjenigen Aspekte von Solidarität füllen, ausgehend von der Vignette *Sorge für Kinder* auf die Vignette *Arbeiten in Teams in Organisationen*. Obwohl das Konzept der Solidarität durch die Arbeiter*innenbewegungen eng mit dem Feld der Erwerbsarbeit verknüpft ist, in welchen Organisationen ist der Begriff im Alltagsgebrauch zu finden? Wenn es eine Solidarität zwischen den gesellschaftlichen Gruppen geben soll, so muss sie in den konkreten sozialen Praxen prozessiert werden, d.h. auch ‚eingübt‘ und aktualisiert zwischen Personen und Akteur*innen einer dieser Gruppen und Personen und Akteur*innen zwischen verschiedenen Gruppen. Diese Praxen des Solidarisierens existieren, ihre Benennung und damit ihr Sichtbarsein aber als ebensolche ist ausbaufähig – und diese Praxen können durch ebenjenes Sichtbarwerden meines Erachtens leichter, gezielter, besser gestärkt werden.

Um einen Begriff von Solidarität zu erschließen, der jene Praxen erfasst, die die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander prozessieren, ist es notwendig, der Herausforderung und Aufgabe zu begegnen, „den maskulinistischen und eurozentristischen Subtext aktueller Auffassungen von Solidarität freizulegen“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 28) – und ein ‚anderes‘ Verständnis von Solidarität zu setzen. Als Beispiele für feministische Interventionen in diesem Sinne führen Bargetz, Scheele und Schneider erstens bell hooks Begriff der Sisterhood an, zweitens das von Kurz-Scherf, Lepperhoff und Scheele formulierte Plädoyer „für ein feministisch-emanzipatorisches Projekt, das Gleichheit ‚schwesterlich mit Freiheit und Solidarität verbindet““ (ebd.: 18). Drittens benennen sie Bini Adamczaks Argumentation „für eine Reformulierung des Verhältnisses von Freiheit und Gleichheit unter Einbeziehung von Solidarität als ‚Beziehungsweise‘. Denn ‚Solidarität ohne Gleichheit führe in den Paternalismus, Solidarität ohne Freiheit in Loyalität und repressive Vergemeinschaftung““ (zitiert ebd.: 18f.).

Solidarität kann auf verschiedenen Ebenen verortet sein: Selbstpositionierung, Haltung und Handeln von Individuen, Gruppen und Organisationen (vgl. ebd.). Alle diese Aspekte können als soziale Praxen verstanden werden – wenn nicht oder zumindest nicht zuvorderst auf Identitätsmomente abgestellt wird. „Wird Solidarität als das Ringen um das Gemeinsame begriffen und nicht automatisch mit Zugehörigkeit oder gemeinsamer Identität in Verbindung gebracht, dann erweitert sich der Blick auf Solidarität als dynamischem Prozess“ (ebd.: 16). Und: „Wird Solidarität als Idee des Teilens, der Gemeinschaftlichkeit und des Gemeinsamen begriffen, stellt sich die Frage, wie dieses Gemeinsame gedacht wird.“ (ebd.: 14) Jodi Dean fokussiert mit ihrem

Konzept der ‚reflexiven Solidarität‘ auf die ‚gegenseitige Erwartung einer verantwortungsvollen Orientierung an Beziehung‘ (Dean 1995: 123, Übersetzung S.R.). Es geht ihr um eine wechselseitige Sorge in Beziehungen zwischen Menschen, in denen ‚die Beteiligten ihre eigenen Interessen zurück [stellen] und [...] stattdessen die physischen, emotionalen und psychischen Bedürfnisse der Anderen ins Zentrum‘ rücken (ebd.: 115, übersetzt von und zitiert in Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 17). Dean adressiert mit Rekurs auf Habermas die ‚fundamentale Reziprozität‘ (Dean 1995: 137), auf der reflexive Solidarität aufbaue.

Dies wird aus meiner Sicht in der (alltags-)praktischen Umsetzung, in sozialen Praxen, die die hier avisierte Relation prozessieren, ein wichtiger Teil sein. Unter dem Begriff Care-Ethik führt Joan C. Tronto eine Differenzierung zwischen caring about (Erkennen von Bedürfnissen anderer), caring for (Übernahme von Verantwortung für die Bedürfnisse anderer), caregiving und care-receiving ein (vgl. Korn 2020). Diese können für die empirische Analyse hier relevanter Momente fruchtbar gemacht werden; mit ihr sind sowohl Haltungen als auch Praxen der Analyse zugänglich und können mit den Aspekten zusammenhängende Kompetenzen und Praxen fokussiert werden. Aaron Korn führt dazu in Rekurs auf Tronto aus, dass caring about ‚zu Aufmerksamkeit, caring for zu Verantwortlichkeit, caregiving zu Kompetenz und care-receiving zu Empfänglichkeit‘ (ebd.: 15) führen.

All diese Aspekte werden u.a. in ‚Links leben mit Kindern‘ als hoch relevant offenbar und sind für die Relation, die ich hier beschreibe, zentrale Aspekte. Dabei geht es mir an dieser Stelle um die gemeinsame und gemeinschaftliche Übernahme von Fürsorgeverantwortung und Sorgearbeit, sei es in der alltäglichen Praxis in den Sorgegemeinschaften, bei politischen Entscheidungen, bei der Gestaltung von Organisationen usw. usf. Es geht um die Vergemeinschaftung der (Für-)Sorge. Am Beispiel der *Sorge für Kinder*: Dass nicht nur die Eltern diese Verantwortung tragen, sondern sie als Aufgabe aller gesehen wird und dies zum Ausgangspunkt der Aushandlungsprinzipien und Verteilungsmechanismen zu machen. Nicola Eschen und Maria Bätzing benennen es als eine ‚Kultur des mit-, bei- und füreinander Lebens. [...] Unsere Forderung lautet: Offenbar müssen alle Mitglieder der Gesellschaft einen Teil der Verantwortung übernehmen.‘ (LlmK: 174)

Die solidarisierende Verbindung bzgl. Einkommen/Ökonomie, Arbeitsaufgaben und Verantwortung in konkreten Sorgegemeinschaften spielt hier eine Rolle. Das Verhältnis geht meinem Verständnis nach aber tiefer. Solidarisieren wird zum Grundmoment eines selbstbestimmten Angewiesenseins, das die Erfüllung der Bedürfnisse aller durch das und in dem Gemeinsamen ermöglicht, auch der Entfaltung der Einzelnen in sich. Hierfür erforderlich ist neben der oben explizit angesprochenen Priorisierung der Bedürfnisse anderer, auch die Selbstsorge, also die Sorge um die Bedürfnisse der eigenen Person – nicht nur, weil dies erforderlich ist, um sich um die Bedürfnisse andere zu kümmern,

sondern auch weil es im grundlegenden solidarisierenden Prinzip für diese Relation auch um das hierarchiefreie Nebeneinander aller geht, das eigene Selbst eingeschlossen. Ein wirklich anderes Verhältnis in diesem Nebeneinander kann nur ohne die (kapitalistische, patriarchale, hegemonialisierende) (Selbst-) Ausbeutung, Abwertung und Geringschätzung und ohne (kapitalistischen, patriarchalen, hegemonialisierenden) Egozentrismus gehen.

Aus der Kollektivierung der Verantwortung für Sorgearbeit darf gerade nicht ein Druck entstehen, selbst mit Kindern zusammenzuleben. Für die Relation Nebeneinander Miteinander füreinander identifiziere ich im Unterschied zu diesem eine grundlegende Offenheit in Bezug auf Lebensmodelle, die ich, wenn es um Kinder geht, mit Formulierungen wie Zusammenleben mit Kindern, soziale Elternschaft, Übernahme von Sorgeverantwortung für Kinder usw. versuche auszudrücken. Im konkreten Zusammenspiel verschiedener Beziehungsformen zwischen Erwachsenen und Kindern tragen dann nicht ausschließlich ein oder zwei Eltern die Verantwortung für das Kind, sondern auch weitere Bezugspersonen, die zudem in ihrer Wichtigkeit für das Kind stärker gesetzt und wahrgenommen werden. Dabei ist der biologische Verwandtschaftsgrad im Unterschied zu anderen Relationen sehr viel weniger oder auch gar nicht von Relevanz, sondern die Beziehung wird durch ihre Art und Weise der Fürsorge, die sie prozessiert, bestimmt. Zu denken ist an Konzepte wie Pat*innen, Großeltern, Mitbewohnis, Eltern und Co-Eltern, Bezugspersonen, Kümmerer*innen (vgl. LImK) u.a.

Hier sind rechtliche Instrumente besonders wichtig, wenn Personen selbstbestimmt die Beziehungen, in denen sie aufeinander angewiesen sind, gestalten können sollen. Ein Stichwort ist hier in der aktuellen Debatte das Ermöglichen von Mehrelternschaft, d.h. „mehr als zwei Eltern pro Kind offiziell zuzulassen – mit allen Rechten und Pflichten. Egal, welcher (Geschlechts-) Identität, welcher Beziehung zwischen den Eltern.“ (ebd.: 187). In „Links leben mit Kindern“ wird beschrieben, wie Personen zu mehr Eltern sind, aktuell ohne diese rechtlichen Möglichkeiten Umwege finden, wie Vollmachten usw.⁶³ Den Aspekt, dass die rechtlichen Möglichkeiten für diese Formen fehlen, verorte ich in den Relationen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung, je nach Art und Weise. Sie zu leben, in der hier beschriebenen Relation Nebeneinander Miteinander füreinander. Hier wären auch die rechtliche Gleichstellung bzw. sehr viel flexiblere und auf die Selbstbestimmtheit der Sorgepersonen ausgerichtete Rechtsinstrumente verortet. Zu denken ist an einen „rechtsstaatlich gültige[n] Familienvertrag, in dem Leute vereinbaren können, wer welche Rechte und Pflichten hat, wer sich für wen verantwortlich erklärt“ (ebd.: 206) oder wenn es rechtlich möglich ist, mehr als zwei primäre Bezugspersonen zu bestimmen sowie Pat*innen verbindlich zu stellen und auch dabei die Form je

63 Sophie beschreibt eindrücklich die „totale Zerbrechlichkeit und Abhängigkeit“ von Co-Eltern, „weil man halt null rechtliche Grundlagen hat und null gesellschaftlichen Support“ (LImK: 235).

nach den Bedürfnissen der Beteiligten gestalten zu können. Zunächst entkoppelt gedacht und behandelt würden dabei die Übernahme von Sorgeverantwortung für Kinder und die Beziehungsform zwischen den Erwachsenen, also z.B. ob diese in einer Partner*innenschaft verbunden sind oder nicht. Damit kommen Formen von Sorggemeinschaften in den Blick wie das Co-Parenting als „Konzept, mit jemandem ein Kind zu bekommen, mit dem*der man keine Liebesbeziehung führt“ (ebd.: 125).

Ebenso wie Sorggemeinschaften, brauchen auch Organisationen in ihrem gesellschaftlichen Umfeld entsprechende rechtliche Grundlagen wie Gleichstellungsgesetze, Frauen- und lsbtqi*Rechte, Sensibilisierungsmaßnahmen außerhalb der Organisation usw. usf. Diese unterstützen sie zumindest in relevanter Weise bei der Entwicklung von Formen in der Organisation, die der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander zugehören. Ebenfalls wichtig ist die kulturelle Präsenz, darunter auch die mediale Sichtbarkeit der verschiedenen Formen von Sorggemeinschaften, Beziehungen, Lebensrealitäten „in Kinderbüchern, in der Vorstellungskraft von Lehrer*innen und Erzieher*innen oder auf Gesetzesebene“ (ebd.: 161), ohne dass dabei eine Form als Ideal gesetzt wird.

Ich möchte hier den Blick auch auf das lenken, was über das Verhandeln von Interessen hinaus geht. Auf solidarische Praxen, die statt auf das Entweder-Oder, statt auf eigene Interessen *oder* die Interessen anderer, abzielen auf das gemeinsame Interesse daran, dass den Bedürfnissen aller nachgekommen wird – und zwar: in Kombination und Gleichursprünglichkeit mit einem machtsensiblen Betrachten, Reflektieren und Aushandeln dieser Bedürfnisse. Dabei ist in dieser Relation das Nicht-Hierarchisieren von zentraler Bedeutung. Paternalistische und eurozentrische Praxen, die häufig unter dem Deckmantel von – dann sogenannter – ‚Solidarität‘ zu finden sind (vgl. u.a. die Debattenbeiträge von Spivak, Mohanty, bell hooks u.a.; Bargetz/Scheele/Schneider 2019), sind in meinem Modell der Relation Hegemonialisierung oder der Patriarchalisierung zuzuordnen, je nachdem wie sie sich gestalten. In dieser Relation aber geht es um das Solidarisieren ohne Hierarchie und ohne Essentialisierungen.

Bargetz, Scheele und Schneider nehmen Bezug auf das Gleichheitsverständnis von Hannah Arendt: alle sind gleich, „nämlich menschlich, jedoch auf jeweils unterschiedliche Art und Weise“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 15). Bezogen auf Geschlechter, wie ich sie im Rahmen dieser Arbeit verstehe, und die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander bedeutet dies, wie bereits in diesem Kapitel thematisiert, dass hier alle Geschlechter als gleich betrachtet werden, dass keine Hierarchie prozessiert wird. Individuen sind dann nicht ‚trotz‘ ihres Geschlechtes gleich, sondern in ihrem (auch) geschlechtlichen Existieren und oder ihrem Existieren ohne diese geschlechtliche Komponente. Hier kommen also die bereits mehrfach zitierte von Maihofer formulierte Seinsweise und die Perspektive von „Solidarität als Ge-

meinsames in Differenz“ (ebd.: 14, vgl. auch oben geführte Auseinandersetzung mit der Perspektive Maihofers) zum Tragen. Ich verstehe dann jenes Gemeinsame unter der grundlegenden Ausrichtung auf das geteilte Interesse daran oder sogar Bedürfnis danach, dass die Bedürfnisse aller als wichtig anerkannt und gemeinschaftlich unter der Einnahme einer machtsensiblen Perspektive erfüllt werden und ihnen nachgekommen wird. „Gerechtigkeit und Wertschätzung“ werden dabei nicht als „Nullsummenspiel“ (LlmK: 173) verstanden, sondern ein Mehr an beidem und für alle wird als Möglichkeit und Zielpunkt gesetzt und ist Teil der gelebten Praxen.

Sozialen Praxen liegt hier also ein vergemeinschaftender Modus zu Grunde, im Unterschied zum „individualisierenden Modus“ (kritisch dazu Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 20). Hier können Aspekte des Teilens und die Logik der Kooperation (statt Konkurrenz) genannt werden, die aus meiner Sicht in dieser Relation von Bedeutung sind. Auf den Aspekt des Teilens von Besitz kommt Franziska in dem Text „Auf dem Spielplatz“ zu sprechen. Sie spricht sich für Gemeinschaftseigentum im Umgang mit Spielzeug aus, bei dem Kinder „lernen zu verhandeln, nach zweitweisem Besitz und Gebrauch ein Ding auch mal wieder loszulassen und nicht das Wohlergehen an die private Schippe zu heften.“ (LlmK: 270) Daneben beschreibt sie außerdem das Ziel, dass Kinder lernen, Dinge abzugeben und von anderen benutzen zu lassen. Das geht auch bei Fortbestand von Eigentum und zielt noch einmal etwas anders gelagert auf Teilen und das emotionale Verhältnis dazu ab: zu teilen, was man hat und, um im Beispiel zu bleiben, auch die liebgewonnene, weil von der Oma geschenkte Schippe zeitweise mit anderen Kindern zu teilen, ohne das Wohlergehen zu verlieren, es sogar gerade im Teilen steigern zu können.

In „Reinventing Organisations visuell“ werden die Logik der Kooperation als leitend für Organisationen der grünen Weltsicht (postmodern, pluralistisch) thematisiert, der Interessenausgleich als Ziel von Aushandlungen sowohl intern als auch mit Kund*innen, Zulieferfirmen, Umwelt usw. Laloux betont, dass Organisationen so ihre Verantwortung gegenüber allen weiteren Akteur*innen, mit denen sie verbunden sind, übernehmen (im Unterschied zu einer Ausrichtung nur auf Aktionär*innen) (vgl. RO: 31). In Bezug auf das interne Zusammenarbeiten werden hier Praxen der Konkurrenz – gefördert beispielsweise durch Individualprämien und die Sichtweise auf Erfolge als Erfolge von Einzelpersonen – abgelöst durch Praxen der Kooperation. Teamprämien, das Bewusstsein für Erfolge als Teamergebnisse, Ausgleich von Gehältern (vgl. ebd.) sind hier beispielsweise zu nennen und es ist auf die an anderer Stelle genannten Aspekte der Machtverteilung zu verweisen.

Sabine Hark et al. verweisen auf Versuche, „heute neue Formen von Solidarität und Gemeinsamenem experimentell zu erkunden“ (Hark et al. 2015: 100), die die „Idee eines Teilens und wesentlich Geteilten, eines Verbindenden jenseits der Trennungen durch Markt, Macht und spätmoderne Individualisierung“ (ebd.: 101) beinhalten. Politische Solidarität bedeute dann auch, die For-

derung nach Solidarität, nicht aus dem Besonderen der Anderen, sondern aus dem [abzuleiten], was wir mit ihnen teilen, ohne dass es uns oder ihnen alleine gehört“ (ebd.: 99).

Dieses Geteilte kann im Zweifel auch ‚nur‘ das gemeinsame Interesse am ‚Wohl aller‘ und an einem hierarchiefreien Neben-, Mit- und Füreinander sein, wenn es darüber hinaus oder auf einer konkreteren Zielebene nichts Verbindendes gibt. Doch mit diesem übergreifenden Interesse wird es möglich, mit ebenjenen solidarisierenden, hierarchiefreien sozialen Praxen diese spezifische Relation zwischen Geschlechtern zu prozessieren. Dann, wenn Verschiedenheit als wertvoll gesetzt wird und Differenzen „als Möglichkeitspraxen und -räume“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 15), als Potential verstanden werden. Wenn Verbundenheit „wegen Differenz“ (ebd.: 15 mit Bezug auf Kreisky) prozessiert wird, Ausgangspunkt nicht die Einheit, sondern eben die Pluralität (vgl. ebd.) als solche ist, Differenzen aber nicht essentialistisch gefasst werden.

Damit einher geht die Komponente der Freiwilligkeit (vgl. ebd.). Solidarische Praxen können die Relation Hegemonialisierung prozessieren, beispielsweise, wenn die informierte Freiwilligkeit – zu der u.a. eine Motivation zum Wissen der Bedürfnisse und Interessen anderer Akteur*innen gehört – verumöglicht wird durch spezifische Dynamiken im sozialen Gefüge wie Sanktionen, die Überlast von Erwartungen über das Stellen von Fragen usw. Zur Solidarität, wie sie hier verstanden wird, gehört auch, was bell hooks mit „Verantwortung und dem Willen zum wechselseitigen Verständnis“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 11) beschreibt. Was brauchen alle im Team, um gut arbeiten zu können und als Personen gut im Team sein zu können? Was braucht das kleinste Kind, was die Patin, was die Nachbarin, was brauchen sie von- und füreinander, um sich wohlfühlen? Was brauchen welche Sorgegemeinschaften und wie können wir dementsprechend politische Programme gestalten? Welchen Input brauchen Organisationen, um denen, die in ihnen arbeiten, gute Bedingungen schaffen zu können? Wer ‚tickt‘ wie?

Unter der Überschrift „Solidarität als Daseinsbegriff“ fokussieren Bargetz, Scheele und Schneider das Moment von Solidarität als „Form der allgemeinen Verbundenheit“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 17), zu der „Anteilnahme, Verständigung und Rücksichtnahme“ (ebd.) gehören. Ebenso von Relevanz ist die affektive Dimension von Solidarität (vgl. ebd.). Hier ist das Hineinversetzen (können) und emotionale Anteilnahme zu nennen als Voraussetzung für das Vermögen, sich für die Bedürfnisse und Interessen anderer Akteur*innen zu interessieren und diese in gewisser Weise zu den eigenen zu machen – ob direkt oder aber vermittelt über das gemeinsame Interesse daran, dass die Bedürfnisse aller Erfüllung finden. So bestimmt auch Nel Noddings „Empathie als Bedingung von Care“ (Korn 2020: 17). Ich sehe für die hiesig beschriebene Relation auch jene Aspekte als relevant, die Franziska Dübgen in ihrem Konzept der reflexiven Solidarität hervorhebt. Sie unterscheidet diese von affekti-

ver Solidarität darin, dass sie nicht ausschließlich in einer persönlichen Beziehung begründet ist, sondern in einem „empathisch geführte[n] politische[n] Diskurs aller betroffenen Subjekte“ (Dübgen 2014: 16).

Es ist zwar eine eher anthropologische Frage, gleichwohl hat sie auch eine soziologische Dimension und ich halte sie für gesellschaftspolitisch hoch relevant: Die Frage, ob Empathie- und Reflexionsvermögen als menschliche Grundkonstante verstanden werden, als Fähigkeiten also, die alle Menschen haben, weil sie Menschen sind, oder aber als Kompetenzen, die nur ein (mehr oder weniger großer) Teil der Menschen ihr Eigen nennen können. Daran hängt, inwiefern Empathie und Reflexion und das Lernen (über sich, andere, Gemeinschaft und Gesellschaft) als individuelle und gesellschaftliche ‚Aufgabe‘ verstanden, als in der Verantwortung von Akteur*innen und Gesellschaft als Ganzes liegend, verortet werden. Können sich Akteur*innen dieser legitimiert entziehen, weil sie diese Fähigkeiten ‚eben einfach nicht besitzen‘ – oder aber wird Empathie und Reflexion im Modus der Selbstverständlichkeit und von allen Akteur*innen erwartet, vorausgesetzt und ‚abverlangt‘? Dies ist ein machtanalytisch hochgradig relevanter Aspekt in der Analyse von sozialen Praxen danach, welche Relationen sie prozessieren. Empathie, Reflexion und Lernen sind dabei nicht nur auf der Ebene des Individuums zu verorten, sondern ebenso auf Gruppen und gesamtgesellschaftliche Ebene zu beziehen und in dem Sinne vielschichtig von Bedeutung für die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander.

Als einen entscheidenden Aspekt sehe ich hier auch, welche Räume für Verletzungsoffenheit geschaffen werden.⁶⁴ Die Männlichkeitssoziologie zeigt, von welcher hoher Wichtigkeit die Thematisierung von Verletzungsoffenheit für die geschlechtlichen Existenzweisen und die Geschlechterverhältnisse sind (vgl. u.a. die Arbeiten von Anke Neuber) Für den Kontext von Organisationen bespricht Laloux Praktiken, „durch die wir unsere Masken abnehmen, unsere innere Ganzheit wiedererlangen und unser ganzes Selbst in die Arbeit einbringen können“ (RO: 55) in einer Kultur der gegenseitigen Unterstützung (vgl. zu Ganzheit RO: 81 ff.). Dies betrifft auch die Wertschätzung von Verletzungsoffenheit und Nahbarkeit. Aber auch dies kann erweitert und z.B. auf die Art und Weise der Gestaltung politischer Programme bezogen werden: Werden jene im Modus der Sicherheit, des Wissens, des richtig vs. falsch entwickelt und kommuniziert? Oder wird auch hier ein Überwinden derartiger Muster geschaffen: nicht nur vom ‚sich irren können auszugehen‘, sondern diese Gegenüberstellungen zu überschreiten und das Gestalten von Gesellschaft in all sei-

64 Zu differenzieren ist hier zwischen der generellen Verletzungsoffenheit bei Personen oder auch ‚abstrakter zugrunde gelegt‘ (siehe Gestaltung politischer Programme im Folgenden) und einer spezifischen Verletzungsoffenheit aufgrund gesellschaftlicher Dimensionen wie Diskriminierungsrisiko etc. Es kann hier selbstredend nicht Ziel sein, Verletzungsmöglichkeiten zu steigern oder als gleichsam ‚normal‘ und ‚unveränderlich‘ zu betrachten, wenn es um Diskriminierung geht.

nen Ausprägungen als permanent im Prozess befindlich und von allen gemeinschaftlich prozessiert zu verstehen. Den Umstand, dass Personen einander permanent verändern, auf- und miteinander wirken, einander bewegen und damit auch verletzen können, als solchen wertschätzen zu können, willkommen heißen zu können, weil auf das gemeinsame Bedürfnis des Wohls aller Beteiligten vertraut werden kann. Einen ähnlichen Aspekt nimmt Dean in ihren Begriff von Solidarität auf, indem sie affektive Dimensionen von Solidarität in ‚Erwartungen‘ übersetzt.

Auch wenn ich diese Um-titelung für meinen hiesigen Zusammenhang nicht für unbedingt erforderlich halte, so ist es doch ihr Argument des „Respektieren von Differenz, Interdependenz und fundamentaler Reziprozität, also die Anerkennung von und das ‚attunement‘ zu wechselseitiger Verletzbarkeit“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 19, vgl. Dean 1995). Dieses Einstimmen auf die wechselseitige Verletzbarkeit spricht auch Ivo in „Links leben mit Kindern“ an, wenn er über den Weg seiner Gruppe berichtet, wie miteinander Fragen des Zusammenlebens und des Gemeinsam-Seins und Selbst-Seins behandelt werden können: „Wir leben hier in großer emotionaler Nähe, mit großem Respekt und Liebe für den anderen, basierend darauf, dass wir auch bereit sind, uns tief in die Augen zu blicken und blicken zu lassen. Wir arbeiten daran, verletzlich zu bleiben, auch wenn wir uns verletzt fühlen und Wut und Ärger sich hineinmischen.“ (LmK: 120)

Die beschriebenen Praxen und ihnen Ähnliche setzen die „wechselseitige Verantwortung für geteilte Beziehungen durch das Einlassen auf eine gegenseitige Verletzbarkeit“ (Bargetz/Scheele/Schneider 2019: 17, vgl. Dean 1995) um und können darin m.E. für das Prozessieren eben wirklich ‚anderer‘ Geschlechterverhältnisse von hoher Relevanz sein, auch wenn sie zunächst nur als banale Gesprächstechniken in Erscheinung treten. Für Organisationen thematisiert Laloux die hohe Relevanz von „Grundregeln, um eine sichere Umgebung zu schaffen“ (RO: 96), in der sich die Teammitglieder zuhören können, für sich und für die anderen sorgen können, gemeinsam reflektieren können (vgl. ebd.: 98ff.) und mit der Verletzlichkeit aller einen guten Umgang pflegen können. Übertragen bedeutet es aus meiner Sicht, dass diese Aspekte und Weisen des Umgangs miteinander dann nicht, wie in anderen Relationen, ausschließlich weiblich konnotiert sind; sie sind prinzipiell allen Personen und allen Geschlechtern zugänglich und werden als wertvoll anerkannt. Ein Instrument ist das wöchentliche Teamtreffen mit bestimmten Themen und in Kleingruppen mit je einer Person, die die Gruppe entsprechend begleitet und ‚den Raum hält‘ (vgl. ebd.: 98ff.). Auf eine andere als die personelle Ebene bezogen lässt sich dieser Aspekt m.E. analog denken: Geschlechter, die einander den Raum eröffnen, zu sein, ‚verletzbar‘ und in Aushandlung, hierarchiefrei nebeneinander anerkannt zu sein und die Ausrichtung darauf zu teilen, dass sie einander die je spezifische Existenz ermöglichen.

Die sozialstaatlichen und rechtsstaatlichen Momente von Solidarität lohnt es sich danach anzuschauen, welchem Inhalt des Begriffs Solidarität sie entsprechen beziehungsweise was für eine ‚Solidarität‘ sie umsetzen. So können wohlfahrtstaatliche Maßnahmen je nach ihrem ‚Bau‘ je verschiedene Relationen prozessieren. Auch kann zunächst davon ausgegangen werden, dass ein und dieselbe Maßnahme unterschiedliche Relationen zu prozessieren vermag, je nachdem unter welchen Kontextbedingungen; ebenso rechtsstaatliche Antidiskriminierungsinstrumente, Gewerkschaften usw.

Schauen wir auf das Zusammenleben mit Kindern, so sehe ich in dieser Relation ein Solidarisieren mit Kindern verortet, das darauf abstellt, deren Bedürfnisse aktiv zu einer Grundlage für die Gestaltung des Miteinanders zu machen. Für den Umgang mit Kindern sehe ich hier beispielsweise, sie darin zu unterstützen, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen, zu benennen, als wichtig zu behandeln, zu kommunizieren, diejenigen Bedürfnisse anderer wahrzunehmen und gemeinsam kommunikative Praxen zu entwickeln, einzuüben und umzusetzen, die auf die Berücksichtigung dieser Bedürfnisse abzielt. Die Machtsensibilität bezieht sich hierbei u.a. auf das Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen und kann sich beispielsweise in einer Haltung von Erwachsenen zeigen, die davon ausgeht, dass ein Mehr an Wissen oder Kompetenz nicht an das Alter, die Erfahrung oder Beziehungsposition („Eltern“) gekoppelt ist, sondern es situativ je offen ist, wer von wem was lernen kann, etwas kompetent wahrnimmt und äußert usw. Sie zeigt sich, wenn es offen und Teil von Aushandlungen ist, wie Bedürfnisse koordiniert werden – und dabei machtsensibel auch in Bezug auf Geschlecht und weitere Kategorien vorgegangen wird. Sie zeigt sich in einer Aufmerksamkeit für etwaige Ohnmachtserfahrungen, die Kinder machen und darin, diese möglichst zu reduzieren oder ganz zu ersetzen und den Gefühlen des Kindes Raum zu geben und sie ernst zu nehmen.

Weiters spielen hier Formen des Solidarisierens mit Personen, die direkte Sorgeverantwortung für Kinder tragen, eine Rolle. Hier denke ich an konkrete Unterstützung bei der Sorgearbeit, an das Eintreten für die Bedürfnisse und Interessen dieser Personen, z.B. über mediale Repräsentation, in Gesprächen und Diskussionen, an politische Programme, die diese Bedürfnisse zum Ausgangspunkt nehmen usw. usf. Explizit auch: Solidarisieren untereinander und in Bezug mit sich. Genau dieses Solidarisieren mit sich selbst als Person mit Sorgeverantwortung in Zusammenspiel mit einem machtsensiblen solidarisierenden Verhältnis mit weiteren solchen Personen halte ich für einen wichtigen Baustein für ein wirklich ‚Anderes‘ gesellschaftliches Verhältnis.

„Links leben mit Kindern“ thematisiert verschiedene Wohn- und Lebensmodelle: Care Communities von mehreren Eltern und Menschen, die selbst keine Eltern sind, Kommunen, Co-Parenting, Pat*innenkonzepte, Wahlverwandtschaft, Mehrelternschaft. Dabei geht es um eine „kollektive, verbindliche und langfristige Verantwortungsübernahme von Erwachsenen gegenüber Kindern“ (LImK: 52), unabhängig von deren biologischen Zusammenhängen

(wobei kollektiv hier konkret die Sorgegemeinschaft adressiert, nicht wie weiter oben im Kapitel angesprochen die Gesellschaft meint). Aber auch kurzfristige, spontane Unterstützung wird als wichtig für eine gesellschaftlich-kollektiv geteilte Verantwortungsübernahme und die Entlastung von Eltern thematisiert. In den Texten scheint die Auflösung der Dichotomisierung von Individuum und Gemeinschaft/Gesellschaft auf, wenn mit ihnen diese Sorgegemeinschaften als Räume beschrieben werden, die „sowohl das Individuum-Sein ermöglichen als auch das Verbunden-Sein“ (ebd.: 26), in denen „für alle gleichberechtigt, individuelle Freiräume von kollektiver Verantwortung [entstehen], ohne dass dies zulasten anderer geschieht“ (ebd.: 52) und sie implizit oder explizit das Bewusstsein für das Verwoben- und In-Einem-Sein von Individualität und Gemeinschaft, von Ich-und-wir-ich-im-wir-Sein transportieren oder dieses bei mir als Leserin spürbar machen. Hin und wieder beziehen sich die Texte explizit auf sozialwissenschaftliches Wissen dazu, beispielsweise wenn folgendes Zitat von Marx gewählt wird: „„Erst in der Gemeinschaft [mit Andern hat jedes] Individuum die Mittel, seine Anlagen nach allen Seiten hin auszubilden; erst in der Gemeinschaft wird also die persönliche Freiheit möglich [...] In der wirklichen Gemeinschaft erlangen die Individuen in und durch ihre Assoziation zugleich ihre Freiheit““ (Marx zitiert in links leben mit Kindern, 21). Für die positive Besetzung, für die Wertschätzung von Angewiesensein erforderlich ist wiederum die Verknüpfung mit Agency. „Ich habe nichts gegen Abhängigkeiten, aber ich möchte die Kontexte, von denen ich abhängig bin, gerne selbst mitgestalten können“ (ebd.: 207), so formuliert es Ricarda Montag. Der Ausruf „Bindet euch, bindet andere, bildet Banden!“ (ebd.: 29) kann Aspekt der Relation Alternativsuche sein, kann aber auch in seinem Wesen als Wertschätzung und Kommunikation dieser Teil Relation Nebeneinander, miteinander, füreinander gesehen werden.

Kollektivierung von Sorgeverantwortung bedeutet auch, die Kosten der Übernahme von Verantwortung für Kinder zu teilen und damit Überforderung vorzubeugen und Ausschlüsse zu verringern; Ausschlüsse die z.B. Eltern erfahren, wenn sie angesichts der Überlastung mit Sorgearbeit keine Zeit mehr für anderes politisches Engagement haben, für Freund*innenschaften usw.⁶⁵ Dafür notwendig ist, dass das Wissen und die Kompetenzen für die Übernahme von Sorgeverantwortung für Kinder allen zugänglich sind – nicht nur hypothetisch, sondern auch praktisch und symbolisch: Dass also beispielsweise diese Kompetenzen nicht nur von Eltern erwartet werden und allen anderen explizit oder implizit abgesprochen werden (von sich selbst oder anderen) und dass die Arbeit an diesem Wissen und den Kompetenzen nicht als Spezialaufgabe von Eltern, sondern als gemeinschaftliche und gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden wird. In „Links leben mit Kindern“ wird problematisiert, dass das Wissen zu Kindern und dem Leben mit Kindern „in Form eines autodidakti-

65 Kollektive Elternschaften werden in „Links leben mit Kindern“ im Kontext von Überforderung auch als Gewaltprävention verhandelt.

sehen Chrashkurses in Literatur, Blogs und Broschüren gegossen [ist]“, ausschließlich auf Eltern als Zielgruppe gerichtet und dass es, „wenn man keine Kinder hat, [...] gesellschaftlich akzeptiert und üblich [ist], Kinder ‚nicht zu verstehen‘, ihnen überhaupt nicht zu begegnen, nicht zu wissen, ‚wie man mit Kindern umgeht oder spricht‘.“ (Ebd.: 171)

In die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander gehört für mich folglich auch, dass das Wissen um die Aufgaben von Eltern und den „Umfang der Fürsorge, den ein Kind braucht“ (ebd.: 58) (im Allgemeinen) verbreitet ist, geteiltes Wissen, unabhängig von dem Level der Verantwortungsübernahme von Personen und dass das Wissen um spezifische Kinder und ihre Bedürfnisse usw. in der je konkreten Gemeinschaft kollektiviert wird, z.B. durch Nachfragen zum Tagesrhythmus des Kindes, durch Erzählen, Fragen-dürfen und -wollen und durch größtmögliche Direktheit im Sinne einer direkten Kommunikation mit dem Kind, statt vornehmlich vermittelt über Erwachsene. Es gehört auch hierzu, dass das Wissen nicht als ‚selbstverständlich‘ bei Eltern vorhanden erwartet (und verlangt) wird. Das Wissen befindet sich in dieser Relation nicht in der Blackbox der Selbstverständlichkeit versus ‚es hat nichts mit mir zu tun‘ und auch nicht in einer expliziten oder impliziten Unvereinbarkeit mit Nicht-Elternschaft. Es ist vielmehr ein Feld, das von allen Beteiligten (und auf einer abstrakteren Ebene von der Gemeinschaft und der Gesellschaft als Ganzer) aktiv und kollektiv gestaltet wird und ein Feld, in dem Kinder wie Erwachsene als aktive Subjekte denn als Objekte (von Erziehung, von Gesprächen usw.) unterwegs sind, gesehen und adressiert werden.

Im Kontext der Teilhabe kategorisiere ich jene der Kinder als wichtig für diese Relation (siehe auch die These zu Adultismus im vorangegangenen Kapitel zur herrschaftskritischen Alternativsuche): Kinder werden als „ganze Menschen“ (ebd.: 165) anerkannt und respektiert, haben aktiv Teil an der Gestaltung von Zusammenleben. Kindsein und Revolutionär*in sein (vgl. ebd.) werden hier zusammengedacht, politisches Handeln und das Gesehen-Werden dessen, die Wertschätzung dafür sind nicht nur bestimmten Altersgruppen zugänglich. Darin machen Kinder die Erfahrung, dass alle Menschen gleich viel Wert sind und erleben Praxen, die dies umsetzen, prozessieren. Themen von Kindern und Themen des Zusammenlebens mit Kindern werden nicht nur dem Privaten zugeschrieben, sondern dessen politische Dimensionen werden offen und als solche verhandelt: „mein Alltag ist von politischen Überlegungen durchdrungen. Ich entscheide politisch, ich handle politisch – ich lebe mit Kindern.“ (Ebd.: 250) Unter anderem darin wird das Nicht-Prozessieren der Dichotomisierung privat/politisch hergestellt. Außerdem sind dies grundlegend Themen aller, nicht nur von Eltern, Kindern und dem Fachpersonal in Kindergärten, Schulen etc. und das mit ihnen in Zusammenhang stehende Handeln wird sichtbar gemacht und wertgeschätzt.

Für all dies sind Zeit- und Kraftressourcen erforderlich, z.B. für das Mehr an Kommunikation und Beziehungsarbeit, das für das Prozessieren dieser Re-

lation erforderlich ist. In der Logik des ‚Gemeinsam-einander-Ermöglichen‘ zu agieren, eine machtsensible Bedürfniskoordination brauchen Zeit, Ruhe, Kompetenzen, Schutz- und Wohlfühlräume, Regeneration, Reflexion und dass es einen entsprechenden Stellenwert eingeräumt bekommt, „darüber nach[zu]denken, wer eigentlich was machen will, kann und soll. Wer welche Zusagen macht und wer welche Verabredungen braucht, um dabei sein zu können“ (ebd.: 206). All das braucht, ob nun in Sorgegemeinschaften oder in Teams, die in einer Organisation zusammenarbeiten, Ressourcen für wirklich ‚Anderes‘ und erfordert, genau dies als wertvoll und wichtig einzustufen, fortlaufend und in den verschiedenen Kontexten und gesellschaftlichen Feldern und Ebenen.

5.4.4 Leerkategorie

Gibt es noch weitere Aspekte dieser Relation? *Eine weiterfragende Leerkategorie als Platzhalterin und Denkraum-Öffnerin.*

5.5 Leerkategorie

Welche Relation gibt es noch, könnte es noch geben? *Eine weiterfragende Leerkategorie als Platzhalterin und Denkraum-Öffnerin.*

5.6 Das Gefüge der Relationen untersuchen

Vorbemerkung

Nach meinen Ausführungen auf der Ebene der Relationen der Geschlechter möchte ich nun auf die Ebene des Gefüges dieser Relationen der Geschlechter zu sprechen kommen. Wie in Kapitel vier dargelegt, geht es mir hier um die Verhältnisse zwischen den Relationen, um ihre Dynamik miteinander, gegeneinander, durcheinander usw. Ich habe argumentiert, dass ich es für gewinnbringend halte, Konzepte wie Hegemonie und Patriarchat auf der Ebene der Relationen der Geschlechter zu verwenden, nicht aber auf der Ebene des Gefüges der Relationen. Wie genau kann auf dieser Ebene gesprochen werden, welche Begriffe eignen sich für die Beschreibung dieser Dynamik, dieses Gefüges der Relationen in einer Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt? Die Denk- und Sprechgewohnheiten im sozialwissenschaftlichen Diskurs (und

weiteren Diskursen in der hiesigen Gesellschaft) legen es nahe, in Begriffen wie Stärke und Schwäche zu denken, Verhindern und Ermöglichen, Bedingen, erfordern. Auch darin zeigt sich die Wirkung dichotomisierenden Denkens und dass diese Fokussierung diskursiv wirkt, ist selbst Ausdruck des Gefüges der Relationen. Im Sich-gedrängt-Fühlen der Autorin dieses Textes, eine entsprechende und möglichst klare, pointierte, eindeutige, zweifelsfreie Zeitdiagnose zu formulieren, zeigt sich die sozialisierende Wirkung dieses Aspektes des Diskurses oder anders formuliert: systemischer Aspekte des sozialwissenschaftlichen Feldes und der Dichotomisierungen, die in der hiesigen Gesellschaft und ihren Denkmustern Relevanz haben. Dass ich den Eindruck habe, auch für diese analytische Ebene gleichsam analog Kategorien und Subkategorien entwickeln zu müssen, zu sollen, ist Folge meiner eigenen Sozialisation im sozialwissenschaftlichen Feld. Es soll wohl Klarheit geben, Linien und Kästchen, eindeutige und simpel beschriebene Ursache-Wirkungszusammenhänge, es sollen Gedankengänge abgeschlossen werden, am besten ein fertiges Gebäude, wenigstens aber ein rundes Gesamtpaket, das fertig wirkt. Und das ist nicht nur eine wahrgenommene Erwartungshaltung oder eine eben gut geübte Arbeitsweise, die als solche etwas zu Tage fördert und ermöglicht, das sich in mutigen Momenten Erkenntnis nennen lässt. Sondern auf diesen Zielpunkt hinzuarbeiten und in dieser Weise zu schreiben, tritt mir als mein eigenes Bedürfnis entgegen, das in Verbindung mit den Anerkennungsstrukturen im wissenschaftlichen Feld und deren psychosozialen Momenten auftritt, von denen sich unabhängig zu machen herausfordernd ist. Als solch ein Bedürfnis erschwert es, statt zu erleichtern, blockiert es Gedanken und Neues, statt ihnen Räume zu eröffnen. Um es diesem letzten und zuletzt geschriebenen Unterkapitel vorwegzunehmen: Es wird kein Text sein, dem sich davon freizumachen gelingt. Er wird sich aber zumindest dagegen sträuben, Fertiges zu präsentieren oder so zu tun, als täte er das. Ich werde im Folgenden verschiedene Aspekte ansprechen, die für mich auf der analytischen Ebene des Gefüges der Relationen von Geschlechtern liegen, keine umfassende Analyse dieses Gefüges der hiesigen und heutigen Gesellschaft, keine abgeschlossene Liste von soziologischen Kategorien, die für diese Ebene des theoretisch-empirischen Modells, das ich im Verlauf dieser Arbeit entwickelt habe, relevant sind oder diese ausmachen. Eben dies zu benennen ist als Kommunikation der Beschränktheit des eigenen Textes eigentlich trivial, weil Texte zwangsläufig beschränkt sind, nur eben unterschiedlich in Art und Weise und wohl auch in inhaltlichem und formalem Ausmaß. Sie kann als das-eigene-klein-Machen gesehen werden, womit Patriarchalisierungseffekte sichtbar gemacht werden können. In ihrer Wirkung, mich zu trauen, diesen Text zu schreiben, statt ihn ungeschrieben zu lassen, weil er wahrgenommenen Erwartungen vermeintlich nicht genüge, zu schreiben, statt zu schweigen, ist dieses Mittel eines, was mich für diesen Moment befähigt, nicht die Relation Patriarchalisierung zu prozessieren. Ich bin gespannt auf jene Momente und gesellschaftlichen Zusammenhänge, die mich

ohne das auskommen lassen oder in denen ich die Wertschätzung genau dessen erfahre und genau darin etwas ‚anderes‘ erfahrbar wird, tatsächlich außerhalb der Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung. Manche Situationen lassen mich schon erahnen, wie das ist, manchmal klopft an, was die Grenzen verschiebt. Der Prozess der (V-)Erarbeitung der in diesem Text beschriebenen Gedanken wird dazu beigetragen haben, dass ich diese Momente als solche erkenne und besonders innig genießen kann, so wie genau solche Momente dazu geführt haben, dass ich diese Arbeit schreiben wollte, oder besser: dass ich etwas be-denken wollte, das nun in diesen Text geronnen ist und hoffentlich fest und flüssig genug geworden ist, um gleichzeitig etwas darzulegen und daran weiter arbeiten, be-denken zu können.

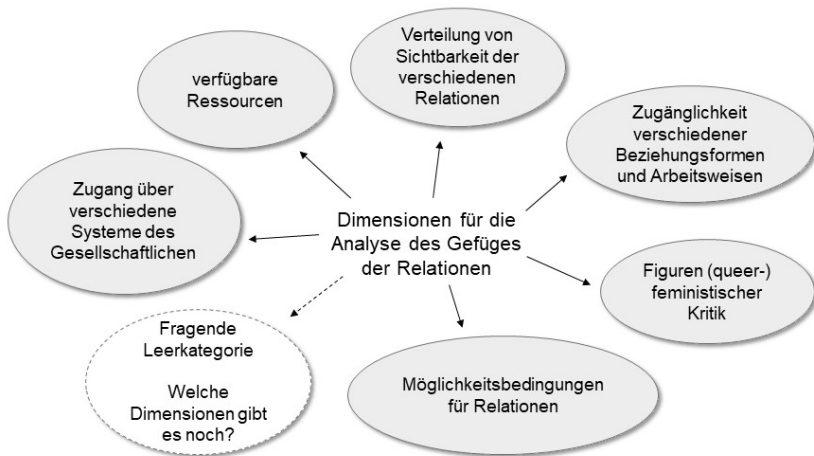
Die nun folgenden Aspekte sind als eine begonnene, nicht fertige Sammlung von Analysedimensionen, mit denen das Gefüge der Relationen von Geschlechtern soziologisch betrachtet werden kann. Die Ausführungen enthalten zwar zeitdiagnostische Aspekte, das Kapitel ist aber nicht als Zeitdiagnose der aktuellen hiesigen Gesellschaft gemeint. Eine solche zu formulieren, würde weitere, über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehende theoretisch-empirische Arbeit mit weiterem, auch anders gelagertem Material erfordern. Es ist auch auf der Ebene des Gefüges m.E. erforderlich, Prozessbegriffe zu konzeptualisieren. Zum jetzigen Erkenntnisstand erscheinen dabei zum Beispiel stärken, stützen, ermöglichen, fördern, schwächen, bedingen, erschweren, erleichtern, Verbindung eingehen, Ähnlichkeiten aufweisen, verwoben sein. An diesen Punkten konzeptuell noch ‚schwacher‘ Begriffe kann weitere Konzeptualisierungsarbeit ansetzen. Diese könnte zum Beispiel feldspezifisch ausgerichtet nach der dort jeweils zu einem gegebenen Zeitpunkt vorfindlichen Gestalt des Gefüges der Relationen von Geschlechtern fragen (bspw. Altenpflege). Derartige Analysen würden auch, so meine Erwartung, weitere analytische Dimensionen auf der Ebene des Gefüges der Relationen hervorbringen. In einem nächsten Schritt könnte geschaut werden, welche Aspekte sich im vergleichenden Betrachten von je für sich analysierten Feldern zeigen. Ein solcher metaanalytischer Blick könnte dann zu Aussagen über das gesamtgesellschaftliche Gefüge der Relationen von Geschlechtern führen. So ließe sich beispielsweise das Gesamt zum Selbstbestimmungsgesetz analysieren – der Gesetzestext, der Begründungstext, Vorläufer, Debatten, Folgewirkungen, politische Verhandlungen, der exekutivseitige Erarbeitungsprozess usw. auf die Frage hin, welche Relationen dort aufscheinen und in welchem Gefüge sie zueinanderstehen. Hilfreich könnte dafür ein Vergleichshorizont mit einem oder mehreren anderen Gesetzesprozessen sein.

Eine besondere Herausforderung liegt darin, nicht in das ‚Muster‘ zurückzufallen, auf dieser Ebene doch wieder Konzepte wie Hegemonie usw. einzusetzen. Neben dem Aspekt des Bedarfs weiteren und anders gelagertem Material vermute ich, dass jene Aspekte außerhalb der Muster zu benennen selbst an den Grenzen des aktuellen sozialwissenschaftlichen und gesellschaftspoli-

tischen Diskurses liegt und es entsprechend schwierig ist, an diese Aspekte ‚heranzukommen‘, für sie Worte, Modelle und Bilder zu finden. Zum jetzigen Arbeitspunkt sehe ich als gegebenenfalls in Frage kommendes Bild, als Visualisierungsoption – die noch genauer zu erarbeiten wäre – eine Art mehrdimensionales Soundmischpult. Die verschiedenen Kategorien würden als Regler verbildlicht, die in ihrer je spezifischen Konstellation, dem Gefüge, einen bestimmten „Sound“, die je zeitlich, räumlich, feld- spezifischen Geschlechterverhältnisse, erzeugen. Diesen „Sound“ zu beschreiben, könnte dann (gegebenfalls) in der Logik der Grounded Theory Methodologie in der Formulierung einer Schlüsselkategorie münden.

Gleichwohl auf diesen Wegen umfassendere Aspekte auf der Ebene des Gefüges der Relationen zu Tage treten könnten, verstehe ich auch hier die Unabgeschlossenheit als grundlegend gegeben und erkenntnisförderlich (Kapitel 2). Abbildung 3 zeigt, welche Dimensionen meine Analysen im Rahmen der vorliegenden Arbeit hervorgebracht haben.

Abbildung 3: Analysedimensionen Gefüge der Relationen



Quelle: eigene Darstellung

5.6.1 *Verfügbare Ressourcen*

Zurückkommend auf den Aspekt der Erforderlichkeit von Ressourcen wie Zeit, auch Kraft für emotionale Arbeit usw. usf., den ich bei der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander ansprach: Wer stellt wofür wem welche

Ressourcen zur Verfügung? Dies ist zentral dafür, welche der Relationen gestärkt wird, werden kann. Für das Prozessieren der Relationen sind immer Ressourcen erforderlich. Ein schlichtes Beispiel ist, dass Paare, die ihre Arbeit in Haushalt und Sorgeverantwortung ‚anders‘ als in tradierten Mustern aufteilen wollen, dafür Zeit brauchen. Eine These, die hierzu näher beleuchtet werden könnte, wäre, dass es jeweils in der Tendenz unterschiedlicher Ressourcen bedarf. So ist bei der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander zu denken an Empathiefähigkeit, Zeit, Einkommensverhältnisse, die Zeit und Kraft übrig lassen neben und nach der Erwerbsarbeit, Räume, die Verletzungsoffenheit und sehr persönliche Kommunikationen ermöglichen, Reflexionsfähigkeit, spezifische kommunikative Fähigkeiten u.a.m. Andere Ressourcen werden jeweils für die weiteren Relationen vordringlich sein und es wird Ressourcen geben, die für mehrere Relationen Relevanz haben, vielleicht aber in je unterschiedlicher, oder auch gleicher oder ähnlicher Art und Weise oder Stärke (siehe die Verfügbarkeit kultureller Muster).

Deswegen ist es für das Gefüge der Relationen in einer Gesellschaft hoch relevant, wie welche Ressourcen zur Verfügung gestellt werden. So kann die Vier-Tage- oder 32-Stunden-Woche sehr viel tiefgreifender relevant für die Möglichkeiten des Zusammenlebens und der Geschlechterverhältnisse als ‚nur‘ den Stress beim Abholen des Kindes aus dem Kindergarten zu reduzieren oder mehr inneren Abstand zu fordernden Arbeitsinhalten oder -kontexten zu schaffen. Denn es werden damit Ressourcen frei und verfügbar, die für grundlegend ‚andere‘ Relationen erforderlich sind.

Die Relation herrschaftskritische Alternativsuche zu benennen bedeutet auch, anzuerkennen, dass das Stellen von Fragen und die Suche nach Antworten als solche wichtige Aspekte von Veränderungsprozessen und dem Gestalten von Gesellschaft und Geschlechterverhältnissen sind. Und: dass dabei komplexe Themen verhandelt werden, es aller Wahrscheinlichkeit nach keine einfachen Antworten gibt, die Suche vielerlei Ressourcen braucht und als solche eine eigene Qualität, einen eigenen Wert hat und zutiefst politisch ist (unabhängig davon, ob als politisch gerahmt oder nicht). Wie im Zuge der Relation herrschaftskritische Alternativsuche als wichtiger Aspekt thematisiert: immer wieder zu reflektieren, wenn es beispielsweise um die Aufteilung von Sorgearbeit und -verantwortung oder um die Verteilung von Aufgaben in Teams in Organisationen geht, dabei machtsensibel zu bleiben und etwaige Ungleichheiten zu erkennen und nachzusteuern, nach neuen Wegen zu suchen. In Bezug auf das Gefüge der Relationen ist hierbei relevant: Ist dafür ausreichend Zeit vorhanden, ist dies als gemeinsame Aufgabe präsent und explizit anerkannt? – Ob nun im überfüllten Paar- und Familienalltag oder in den von Leistungsdruck und Konkurrenz geprägten Erwerbsarbeitskontexten. Dies ‚anders‘ zu handhaben, also diese Aspekte anzuerkennen und für sie Ressourcen bereit zu stellen (bedeutet auch: dies zu können, also z.B. Familienalltage zu entschlacken), ist auf Ebene des Gefüges der Relationen eine Ressource, die Relationen

herrschaftskritische Alternativsuche und Nebeneinander Miteinander Füreinander zu stärken.

Weiters ist zu denken an: Wird in Kindergärten, Schulen, im alltäglichen Zusammenleben der Sorgegemeinschaften bei Kindern Empathie, Bedürfniskommunikation, Respekt für sich und andere usw. gefördert, oder ist das ‚Emomäßige‘ ‚Püppikram‘ und kommt in die zartrosa Schmutzdecke und definitiv nicht in die ‚Jungs-sind-eben-so‘-Kiste? Stehen für Eltern kulturelle Muster bereit, wie sie Arbeiten und Verantwortlichkeiten ‚anders‘ aufteilen können – oder müssen sie sich ohne diese jeden Tag mühsam an der Entwicklung neuer ‚anderer‘ Wege abarbeiten? Welche Ressourcen stehen ihrem Umfeld zur Verfügung, ‚anderen‘ Wegen von Elternschaft zu begegnen und mit der Vielfalt von Familien- und Beziehungsformen umzugehen? Wie werden diese genutzt oder wenn nicht, was sind Hemmnisse?

5.6.2 *Verteilung von Sichtbarkeit der verschiedenen Relationen*

Auch die Verteilung von Sichtbarkeit für die verschiedenen Relationen ist ein wichtiges Moment für das Gefüge der Relationen. Ich meine hier zum Beispiel den Aspekt, ob soziale Momente, die die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander prozessieren, als solche gesellschaftlich ‚gesehen‘ werden, ob sie als solche sichtbar werden. An diesem Punkt setze ich auch mit der vorliegenden Arbeit an, die ein Versuch ist, an eben jener Sichtbarkeit der bereits vorhandenen, aber auch der (noch) im Utopischen liegenden Aspekte einer solchen Relation zu arbeiten und sie zu verstärken.

Ein Beispiel in diesem Aspekt des Gefüges der Relationen von Geschlechtern ist auch die diskursive Figur der ‚Alternativlosigkeit‘, z.B. wenn das ‚Leistungsprinzip‘⁶⁶ diskursiv als ‚einzig mögliches‘ oder auch ‚unbestreitbar Bestes‘ konstruiert und verhandelt wird. Wie steht es mit Diskursbeiträgen, die patriarchale Ordnungsmuster analysieren? Sie können, als geschlechtersoziologische Analysen und Konzeptarbeit, die die Beschaffenheit und Bedeutung von Patriarchat der Sichtbarkeit zuführen, für die Relation herrschaftskritische Alternativsuche fruchtbar werden, indem sie die Kritik an HERRschaft ermöglichen, differenzieren, erleichtern usw. Wenn sie aber gewendet werden hin zu „das war schon immer so“ und „ganz wird man das nie wegstreichen“, kann mit ihnen im Gefüge der Relationen Patriarchalisierung und/oder Hegemonialisierung stabilisiert werden und die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander (oder auch weitere Relationen) geschwächt werden.

66 Landläufig wird dies so gebraucht, die Anführungszeichen sollen die Distanzierung von diesem Konzept ausdrücken, das in sich androzentrisch ist. V.a. Männer, die in männlich konnotierten Berufen hohe Einkommen erzielen, gelten dort als Leistungsträger.

Auch die durch Kurz-Scherf beleuchteten Aspekte Egalitätsmythos und Differenzmythos können auf der Ebene des Gefüges der Relationen betrachtet werden. Sie führt aus:

„Die anhaltenden Defizite an Gleichberechtigung werden aber nahezu perfekt überdeckt von einem Egalitätsmythos [...] einerseits, dem die Gleichheit der Geschlechter als längst verwirklicht dünkt, und einem Differenzmythos andererseits, der die verbleibenden Unterschiede – auch in Hinblick auf Einkommen, Macht und Anerkennung – biologisiert und essentialisiert.“ (Kurz-Scherf 2009: 41)

Die benannten Mythen, oder man könnte auch sagen Diskursfiguren, Interpretationsfolien, Denkschemata usw., verdecken also Aspekte der Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung und prozessieren Aspekte von ihnen, z.B. Dualismen. Sie erschweren darin auch ein wirklich ‚anderes‘ Verhältnis, in dem Differenz und Hierarchisierung voneinander entkoppelt werden und mit der Gleichheit in der Differenz (Maihofer, siehe Kapitel 4.2) gedacht werden kann. Teile der von Kurz-Scherf angesprochenen ‚Mythen‘ sind Aspekte, die spezifische Relationen von Geschlechtern prozessieren, z.B. ein binäres Verständnis von Geschlecht. Auf der Ebene des Gefüges der Relationen kann gefragt werden, wie diese ‚Mythen‘ in die Verhältnisse zwischen den Relationen wirken, wie sie miteinander verwoben sind.

Auch die gesellschaftliche Debatte zur geschlechtergerechten Sprache kann auf den Aspekt der Verteilung von Sichtbarkeit hin betrachtet werden. So wird hier nicht ausschließlich um die Sichtbarkeit der Vielfalt von Geschlecht in der Sprache gestritten und gekämpft, sondern auch darum, ob jene sozialen Momente, in denen geschlechtliche Vielfalt anerkannt und als Wert geschätzt wird, sichtbar werden ‚dürfen‘. Und wie sieht es aus in Bezug auf die Form der Auseinandersetzungen hierzu? Darin werden definitiv Aspekte von Patriarchalisierung und Hegemonialisierung prozessiert, auch in der Verknüpfung mit herrschaftskritischer Alternativsuche, und darin werden Patriarchalisierung und Hegemonialisierung auf der Ebene des Gefüges der Relationen gestärkt. Es erscheint dann auch in Teilen ‚alternativlos‘ in den Modi von Patriarchalisierung und Hegemonialisierung Gesellschaft zu prozessieren. Wie könnte ein Beitrag zu diesem Thema aussehen, der zur Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander gerechnet würde, wie ein Debattenbeitrag, der selbst nicht jene Modi der Relationen Patriarchalisierung und Hegemonialisierung prozessiert? Oder andersherum gefragt: welche Aspekte dieser gesellschaftlichen Auseinandersetzung existieren bereits, die dies nicht tun, die ‚anders‘ sind und (wie) werden sie wahrgenommen?

Die unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens mit Kindern und der Übernahme von Verantwortung für Sorge, die in Kapitel 5.4 zur Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander angesprochen wurden, werden gelebt, das Sprechen und Verhandeln über sie zeigt sich als eigene Herausforderung. Die in „Links leben mit Kindern“ ersichtliche Suche nach neuen Begriffen habe ich verschiedentlich herausgearbeitet. Mit „Mitbewohnis“, „Pat*in“,

„Co-Eltern“, „Meutefamilie“ usw. wird versucht, für verschiedene Aspekte von Beziehungen im Zusammenleben mit Kindern adäquate Sprachformen zu finden. Sie können als Versuch interpretiert werden, das sichtbar zu machen und damit auch ‚leichter‘ lebbar, leichter zugänglich zu machen, was in der Sprache der Relationen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung nicht abgebildet, nicht verfügbar ist. Dass es offenkundig schwierig und eine Herausforderung ist, diese Begriffe zu finden, über ‚andere‘ Formen des Zusammenlebens zu sprechen und diese zu leben, weist auf die Gestalt des Gefüges der Relationen hin. Dass diese Formen aber gelebt werden und es Kontexte gibt, in denen sie leichter gelebt werden können und über sie gesprochen und verhandelt wird, sie ausprobiert und weiterentwickelt, gestaltet werden, weist ebenso auf diese Gestalt des Gefüges hin. Die Analyse auf dieser Ebene kann auch Hinweise darauf liefern, was es leichter oder schwerer macht, und an welchen Punkten angesetzt werden kann, wenn dieses ‚andere‘ leichter zugänglich gemacht werden will. Diese Herausforderung der Benennung von Lebensformen kann auch ein Hinweis dafür sein, wo die Grenze des Diskurses (Foucault) verläuft oder wo Aspekte ins Utopische übergehen. Daran lässt mich beispielsweise folgendes Zitat aus „Links leben mit Kindern“ denken: „Ich kann nicht so richtig greifen, was ich will. Es fällt mir leicht zu sagen, was ich nicht will. Mir fehlen Vorbilder.“ (LmK: 208) Dabei ist auch relevant, wie sich über den Zeitverlauf die Zugänglichkeit von Wissen verändert. Beispielsweise werden die in den 1960er und 1970er Jahren gemachten Erfahrungen im Kontext ‚anderer‘ Formen des Zusammenlebens (z.B. Kommunen, WGs, feministische Hausprojekte usw.) in „Links leben mit Kindern“ thematisiert und als Ressource sichtbar⁶⁷. An sie kann angeschlossen werden, wenn das Wissen diskursiv weitergetragen wird und die Erfahrungen von Personen damals und ihre Bewertungen dieser aus heutiger Perspektive zugänglich sind.

Sichtbarkeit zu erhöhen, kann die Position einer Relation stärken (wie oben angesprochen), Sichtbarkeit ist aber auch notwendiges Mittel, gegen die Stärke einer Position von Relationen vorzugehen. Damit ist zum Beispiel der Aspekt gemeint, dass die Geschlechterforschung Wissen und damit Sichtbarkeit geschaffen hat für HERRschaft, Hegemoniale Männlichkeit und die (mehr oder weniger) utopischen Möglichkeiten ‚anderer‘ Geschlechterverhältnisse. Die Sichtbarkeit ist erforderlich, um herrschaftskritische Alternativsuche prozessieren zu können.

67 Almut beschreibt im Kapitel „Care Revolution: Kapitalismus überwinden, Arsch abwischen und Banden bilden!“ (LmK: 23ff.), dass bei Versuchen von kollektiver Erziehung im Zuge der 68er Revolution in Westdeutschland diese für Kinder nur bedingt gut funktioniert hat. Jetzt könne aber, so führt sie aus, wenn die Stimmen eben jener Kinder gehört werden, auf diesen Erfahrungen aufgesattelt werden, um die Praxen heute auf Basis dieser Erfahrungen und mit den heutigen Wissensvorräten zu gestalten.

5.6.3 *Zugänglichkeit verschiedener Beziehungsformen und Arbeitsweisen*

Nicola Eschen und Maria Bätzing argumentieren mit dem Solidaritätsbegriff, wenn sie die Nachteile und Ausschlüsse benennen, die Nicht-Eltern erfahren, wenn Fürsorge gesellschaftlich über die Form der Kleinfamilie organisiert wird. Einen Lösungsweg dafür sehen sie in der breiteren Verteilung von Sorgeverantwortung:

„Das kann besonders für Menschen, die bisher kaum Sorgeverantwortung übernehmen, wie eine Zumutung klingen. Doch die Zumutung verbindet sich auch mit der Verheißung, alle Menschen in einer neuen Weise in jene Solidarität und jenen Zusammenhalt einzubeziehen, die sich heute praktisch langfristig oft auf Kernfamilien beschränkten – selbst, wenn diese unbeliebt sind“ (LImK: 174).

Wenn im Gefüge der Relationen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung sehr stark sind, sind diejenigen Menschen, die nicht in den darin ‚geförderten‘ Lebensformen leben, von dem ausgeschlossen, was für diese Lebensformen (biologisch oder quasibiologisch fundierte Kernfamilie) als Privilegien festgeschrieben sind und prozessiert werden. Zum Beispiel ist hier an das Leben im Alter oder bei Pflegebedürftigkeit zu denken (die Verantwortung dafür ist rechtlich den rechtlich als nächsten Angehörigen kategorisierten Personen zugeschrieben), aber auch an alltägliche Dinge wie die Frage, wer mit wem wie Familienfeste feiert, legitimerweise, im Modus der Selbstverständlichkeit usw. und wer dabei Nähe und Zuwendung erfährt oder wem welche Verantwortlichkeiten und Arbeiten zukommen.

Als ein Anzeichen für die Stärke der Relation Hegemonialisierung oder der Relation Patriarchalisierung kann es interpretiert werden, wenn es Akteur*innen schwerfällt, ‚andere‘ Formen von Nahbeziehungen zu leben. Wenn also zum Beispiel eine nicht-biologisch fundierte Form der Großelternschaft gelebt wird, und sich dabei aber Aspekte von Hegemonialisierung ‚einschleichen‘, immer wieder ‚anklopfen‘ im gemeinsamen Alltag, wenn von anderen eine Hierarchisierung der biologisch fundierten Verwandtschaftsbeziehungen über die nicht-biologisch fundierten Verwandtschaftsbeziehungen erwartet, verlangt oder umgesetzt wird. Zu denken ist auch daran, wenn sich die avisierte Stabilität der Beziehungen in Care-Communities unerwartet als instabil erweist, das leise Gefühl mit sich bringend: Wenn es zusätzlich zum Vorhandenen doch auch eine biologisch fundierte Verwandtschaftskomponente gäbe, wäre die Stabilität höher – oder aber zumindest leichter aufrecht zu erhalten. Darin werden dann, die Ebene der Relationen betrachtet, Momente von Hegemonialisierung prozessiert, wo die Akteur*innen etwaig andere Zielmotive hatten. Diese Aspekte sind aber auch aussagekräftig für die Analyseebene des Gefüges der Relationen, weil mit ihnen auf die Dynamik zwischen den Relationen geschlussfolgert werden kann.

Ähnliches lässt sich in Bezug auf die Arbeitsweisen in Organisationen sagen: Wie verfügbar sind verschiedene Organisationsmodelle? Wie ‚leicht‘ trägt sich für ein Team welche Art und Weise der Zusammenarbeit, der Kommunikation und des Team-Seins an? Wie sind die Reaktionen des Umfelds des Teams auf dessen Arbeits- und Kommunikationsweisen, sowohl innerhalb der Organisation als auch von außerhalb der Organisation? All dies können für die Analyse auf der Ebene des Gefüges der Relationen wichtige Aspekte sein.

Zur Verfügbarkeit gehört auch, wie viele Organisationen welche Arbeitsweisen umsetzen und damit welche Relationen wie stark prozessieren. Ganz praktisch hat dies Auswirkungen darauf, wie viele Menschen welchen Anteil ihres Lebens damit verbringen (können), welche Relationen zu prozessieren (oder prozessieren zu können). Gleichzeitig kann die Entwicklung ‚anderer‘ Praxen in ‚nur‘ einer Organisation zu einem gegebenen Zeitpunkt qualitativ erhebliche Auswirkungen auf das Gefüge der Relationen haben.

5.6.4 *Figuren der (queer-)feministischen Kritik*

Verwoben mit dem Moment der Hierarchiefreiheit der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander ist das Moment der Wertschätzung (queer-)feministischer Kritik und Skepsis. Dieses Moment gehört analytisch-systematisch zur Relation herrschaftskritische Alternativsuche. Die verschiedenen Relationen haben für sich je spezifische Umgangsweisen mit (queer-)feministischer Kritik: Sie wird als unbequem, anstrengend, ärgerlich, (ver-)störend, frustrierend, wertvoll, inspirierend, erhellend, fröhlich und erfreuend, wertgeschätzt und als willkommene Irritation usw. analytisch sichtbar und für konkrete Personen erlebbar. Diese Aspekte sind Teil der jeweiligen Relationen, aber auf der Ebene des Gefüges der Relationen werden sie auch als Instrumente in der Dynamik dieser sichtbar. So hat die Figur der ‚unattraktiven, garstigen Feministin‘ Wirkungen im Gefüge zwischen den Relationen Patriarchalisierung, Hegemonialisierung und herrschaftskritische Alternativsuche und kann sowohl Patriarchalisierung und/oder Hegemonialisierung als Relationen im Gefüge stärken, als sie auch in Verbindung mit dem Sichtbarmachen ihres Charakters als Herrschaftsinstrument, zum Schwächen der Positionen dieser Relationen Verwendung finden. Sara Ahmed erschafft mit der Figur der feminist killjoy⁶⁸ als Konterpunkt zu der o.g. Figur ein empowerndes Moment. Wird daraus in der Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander ein*e Feministische*r Spaßbringer*in? Das heißt nicht, dass dort die feministische Kritik nur noch Spaß machen darf, ganz im Gegenteil, wird in ihrer Irritation von Gegebenem, Gesagtem, Getanem, im ‚killjoy‘ das Freudebringende gesehen, weil es ermöglicht, dem avisierten Verhältnis der Geschlechter im Nebeneinander

68 So auch der Titel ihres Blogs feministkilljoys.com, in der deutschen Übersetzung ihres Buches wird die Bezeichnung „Feministische Spaßverderberin“ verwendet.

Miteinander füreinander näher zu kommen. Ihre* Kritik wird willkommen geheißen, ernst genommen und als Anlass zum Innehalten und Befragen verwendet, angewendet. Das Verhältnis dieser und weiterer solcher Figuren und Umgangsweisen mit (queer-)feministischer Kritik liefert Hinweise auf der analytischen Ebene des Gefüges der Relationen.

5.6.5 Zugang über verschiedene Systeme des Gesellschaftlichen am Beispiel Recht

An verschiedenen Stellen kam ich auf Gesetze und weitere juristische Instrumente zu sprechen. In einem gesellschaftlichen Umfeld, das stark auf die juristische Verfasstheit von Aspekten des Zusammenlebens setzt, in denen Bürokratie und juristische Legitimationsressourcen eine hohe Relevanz haben, ist dies ein entscheidender Hebel, sowohl für Einzelpersonen als auch für Organisationen, Gruppen, usw. Dieser Aspekt kann auch hinsichtlich des Gefüges der Relationen betrachtet werden. Es lässt auf dessen Gestalt schließen, welche Inhalte dort aufzufinden sind, mit welchen Begriffen, Normierungen und Leitbildern gearbeitet wird, mit welchen Instrumenten sie umgesetzt werden (oder nicht) und die vielen weiteren wichtigen Fragen, zu denen die feministischen Rechts- und Sozialwissenschaften forschen. Die je zu einem Zeitpunkt in einer Gesellschaft vorhandenen juristischen Instrumente sind wiederum Ressourcen für weitere Aspekte und Praxen, mit denen die Relationen der Geschlechter prozessiert werden. Auf diese können sich beispielsweise Leitbilder beziehen, die die Grundwerte und Regeln einer Organisation enthalten; konkrete Maßnahmen können auf sie zurückgreifen (zu denken ist hier beispielsweise an die Beschwerdestellen nach § 13 des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes). Sie bestimmen den Möglichkeitsraum für Sorgegemeinschaftsformen mit und vieles Weitere. Dies kann sowohl auf der Ebene der Relationen der Geschlechter analysiert werden als auch in Hinblick auf das Gefüge dieser. Wie ist das Verhältnis zwischen Aspekten von Relationen gesetzübergreifend? Welches Verhältnis zeigt sich innerhalb eines Gesetzes oder einer rechtlichen Norm? Wie stützen, erschweren, bedingen, ermöglichen, fördern spezifische juristische Instrumente Aspekte der einen oder anderen Relation der Geschlechter? Auch intersektionale Momente können Gegenstand einer solchen Betrachtung sein; in der Entwicklung des Rechts haben sich immer wieder Zusammenhänge zwischen verschiedenen ungleichheitsrelevanten Kategorien gezeigt.

5.6.6 *Möglichkeitsbedingungen für Relationen werden in ihrem Gefüge gestaltet*

Eine Verbindung zwischen den Relationen herrschaftskritische Alternativsuche und Nebeneinander Miteinander Füreinander stellt der Aspekt der Machtensibilität in der Bedürfnisorientierung und der Suche nach ‚übrig geblieben‘ Ungleichheiten, Diskriminierungen usw. her. Dieser Aspekt liegt für sich genommen auf der Ebene der Relationen der Geschlechter insofern als dass beide Kategorien (Relationen) über diesen ihren Aspekt (Subkategorie im einen, Teilaspekt einer Subkategorie im anderen Fall) Ähnlichkeit aufweisen, vielleicht auch verwoben sind. Interessant zu betrachten wäre aber darüber hinaus, ob dies ‚inhaltlich‘ auf der Ebene des Gefüges der Relationen Auswirkungen hat, ob es weitere derartigen Verbindungen gibt und wie sich diese darstellen, d.h. welcher Art sie sind und wie sie ‚funktionieren‘, welche Rolle sie spielen für die Dynamik der Relationen.

Laloux beschreibt den Aspekt der Kooperation (statt Konkurrenz) für Organisationen der Weltsicht petrol so:

„Das Ziel besteht nicht darin, dass alle gleich mächtig werden, sondern dass alle vollkommen mächtig werden. Das verstehen wir am besten durch eine Metapher aus der Natur. Farne oder Pilze, die neben einem Baum wachsen, werden nicht so groß wie ein Baum, aber darum geht es gar nicht. In einer komplexen Zusammenarbeit durch den Austausch von Nährstoffen, Feuchtigkeit und Schatten stehen der Pilz, der Farn und der Baum nicht so sehr in Konkurrenz zueinander, sondern sie kooperieren, um zum stärksten und gesündesten Ausdruck ihrer selbst zu werden. In evolutionären Organisationen ist es genauso: Es geht nicht darum, dass alle gleich sind; es geht vielmehr darum, dass alle Mitarbeiter[*innen; S.R.] zum stärksten, gesündesten Ausdruck ihrer selbst werden.“ (RO: 79)

Deutlich hinweisen möchte ich darauf, dass eine solche Weise der Zusammenarbeit nur zur Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander in dem von mir gemeinten Sinn gehört, wenn sie auch tatsächlich nicht durch die Hintertür Machtasymmetrien, Abwertungen und Hierarchien bedeutet. Genau dies liegt m.E. nur ein bisschen vor der Grenze des heute Denk- und Sagbaren, mehr aber auf und über ihr. Können wir die Pilze und Farne und Bäume als in einem tatsächlichen hierarchiefreien Nebeneinander denken? Und wenn dies in einzelnen Kontexten möglich ist und prozessiert wird, können sie dies immer noch sein in einem Gefüge, in dem auch die Relationen Hegemonialisierung und Patriarchalisierung eine bedeutende Position einnehmen? Wer sind die Bäume, wer die Farne und Pilze und wo bedeutet das eigentlich was genau für sie? Was zeigt das an für das Gefüge der Relationen? Wie kann es ohne Hierarchie prozessiert werden und wie würde eine Situation aussehen, in der eine Person, die diese Analogie liest, nicht (mehr) Assoziationen mit Hierarchie, Bewertung entwickelt? Um diese Grenze zu verschieben, bedarf es meiner Ansicht nach (noch?) den Aspekt der stetigen Suche nach (noch) vorhandenen Hegemonialisierungen, Hierarchien, Machtverteilungen, Ungleichheiten, Dis-

kriminierungen, Abwertungen usw. usf. Wenn nämlich das im obigen Zitat beschriebene Verhältnis ohne Hinblick auf (auch) bestehende Ungleichheitsstrukturen proklamiert wird, verdeckt das eher Prozesse von Patriarchalisierung und Hegemonialisierung dadurch, dass deren Wirkungen unbeachtet bleiben. Eine Organisation existiert nie losgelöst von anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen und muss diese und die dort vorfindlichen Relationen von Geschlechtern zwingend mitdenken, will sie ihnen tatsächlich etwas ‚anderes‘ entgegensetzen oder beifügen. Ist Geschlecht als Kategorie (und sind weitere Kategorien) nicht präsent und in einer proaktiven Bearbeitung, können auch Praxen, die die Abwesenheit von Hierarchien prozessieren wollen, Patriarchalisierung und/oder Hegemonialisierung prozessieren. Ein einfaches Beispiel wäre eine Organisation, die die oben ausgeführte Sichtweise in ihrem Leitbild proklamiert, in der aber weiterhin bestimmte Tätigkeiten höher bewertet werden und eine geschlechtliche Segregation vorzufinden ist. Vereinfachend gesagt und um im Bild zu bleiben: Wenn die meisten Bäume männlich sind, sollte das zu denken geben.

Auf der Ebene des Gefüges der Relationen verortet und für die Möglichkeitsbedingungen von Relationen relevant sehe ich auch, wie in einer Gesellschaft mit Aspekten wie Klarheit, (Un-)Eindeutigkeit, (Un-)Gewissheit, Bestimmung usw. umgegangen wird. Wie stark werden die Leben von Menschen als ‚vorgezeichnet‘ verhandelt, welche Rolle spielt Gestaltungs Offenheit? Ricarda Montag führt in „Links leben mit Kindern“ aus:

„Diese Unklarheit ist eine große Chance. Es ist der Moment, in dem ich endlich die Freiheit habe, darüber nachzudenken, wie ich Teil meiner Familie werden will. Ich habe die Gelegenheit, mich aus den alten Mustern zu befreien und alles neu zu denken. Ich kann mir neue Konzepte und neue Namen für die Konzepte ausdenken und alles praktisch ausprobieren, was ich in meiner feministischen Ausbildung gelernt hab.“ (LlmK: 208)

Das lässt sich gedanklich auch auf die analytische Ebene des Gefüges der Relationen übertragen: Je mehr Unklarheit, Unsicherheit usw. eine Gesellschaft sich zugesteht, desto größere Möglichkeitsräume für ein Mehr an Relationen und für ‚andere‘ Relationen als jene, die Machtungleichgewichte als gesetzt, immer schon gewesen usw. verstehen, existieren und lassen sich erweitern. Machtanalytisch relevant ist dabei aber auch, wem welche Ressourcen zur Bearbeitung von Unsicherheit, Offenheit etc. zur Verfügung stehen, da davon abhängt, ob bzw. für wen sich das beschriebene Moment als ein Raum zeigt, der Möglichkeiten hervorbringt, als solcher verfügbar ist und entsprechend in einer Gesellschaft entfaltet werden kann. Auch dies ist also ein Aspekt, den ich für meine Kategorisierung der Relationen der Geschlechter herangezogen habe (siehe z.B. Wertschätzung von Veränderung in Organisationen in Bezug auf die Relation Nebeneinander Miteinander Füreinander oder der Wert des Bewahrens mit seiner Bedeutung für patriarchale Aspekte), der aber auch in Hinblick auf das Gefüge der Relationen betrachtet werden kann.

Auch Legitimationsressourcen zu analysieren kann Bestandteil der Betrachtungen auf der Ebene des Gefüges der Relationen sein. Ute Gerhard legt dar, welche Rolle die Legitimierung „mit dem notwendigen Schutz von Schwächeren, einer Fürsorgepflicht der Stärkeren“ (Gerhard 1990: 74) für patriarchale Aspekte spielt. Auch Hegemonialisierung wird bisweilen mit dieser Figur legitimiert. Legitimationsressourcen, ihre Verbindungen oder inhaltlichen (Un-)Spezifiken können aufschlussreich über das Wie des Gefüges der Relationen sein.

Silvia Walby argumentiert des Weiteren in Bezug auf zeitdiagnostische Aussagen für eine analytische Trennung zwischen „changes in degree of patriarchy from changes in its form“ (Walby 1990: 23). Das hier entwickelte Modell kann prinzipiell, wenn es auf mehrere Zeitpunkte angewendet wird, auch für einen Vergleich der Geschlechterverhältnisse zu diesen herangezogen werden. Meine hiesigen Ausführungen sind nicht spezifisch auf eine solche Anwendung ausgerichtet. Gleichwohl kann übertragend gesagt werden, dass die Form von Patriarchalisierung auf der Ebene der Relationen der Geschlechter analysiert werden kann, während der ‚Grad‘ auf der Ebene des Gefüges der Relationen verortet ist. Dort geht es dann um die Stärke, die Position der Relation Patriarchalisierung und ihre Verknüpfung mit, ihr Verhältnis zu anderen Relationen, d.h. auch die Dynamik des Gefüges der Relationen. Ich möchte allerdings ein Fragezeichen daransetzen, ob es so intensiv sinnvoll ist, z.B. vor allem auf die Stärke einer oder mehrerer Relationen abzustellen. Implizit formuliere ich damit die Vermutung, dass es erkenntnisfördernder ist, eher auf das Wie des Gefüges zu schauen – und dass hieraus auch bedeutsamere gesellschaftspolitische Schlussfolgerungen gezogen werden können. Häufig zeigt sich in politischen Debatten die Frage nach der ‚Stärke‘ des Patriarchats etc. als eine, an deren sich umfassend abzuarbeiten vor allem beschäftigende, ablenkende Wirkungen (und manchmal auch: Funktionen) hat und weniger zu jenen Veränderungen führt, auf die mit einer herrschaftskritischen Benennung abgezielt wird.

Ich halte es für entscheidend, sich im Umgang mit dieser Modellierung nicht dazu hinreißen zu lassen, zu stark vereinfachte ‚Diagnosen‘ zu stellen. Der Wert des theoretischen Modells kommt erst dann zum Tragen, wenn tatsächlich und detailliert auf das ‚Zwischen‘ den Relationen geschaut wird. Analysen, die eine der Relationen vereinfachend als ‚vorherrschend‘ oder ‚marginalisiert‘ oder Ähnliches bezeichnen würden, bringen nicht wirklich weiter. Nicht nur würden sie aushebeln, was mit dem theoretischen Modell durch die Trennung der Ebenen und die damit verbundene Spezifizierung von Konzepten wie Patriarchat und Hegemonie auf die Ebene der Relationen gewonnen werden kann. Sie verfehlten auch die mit dem Modell zugänglichen diffizilen Aspekte des Gefüges der Relationen und damit das soziologisch-analytische wie auch gesellschaftspolitische Potential differenzierterer Beschreibungen, die in sich ebenso ‚anderes‘ zulassen, wie sie ‚anderes‘ in den Geschlechter-

verhältnissen besser analysierbar machen. Es mögen dann bisweilen am ‚Ende‘, oder eben aus einer anderen Perspektive: an Zwischenpunkten, die sich aneinanderreihen (oder eine Punktwolke bilden, wie auch immer) mehr Fragen formuliert sein als vereindeutigende Zeitdiagnosen. Aber die Fragen sind gegebenenfalls in sich und in dem, was sie anregen, gewinnbringender (für wen? In Hinblick worauf?).

Es ist vielleicht unnötig, es nochmal zu explizieren, aber der ‚Vollständigkeit‘ halber:

5.6.7 *Leerkategorie*

Welche weiteren Aspekte auf der Ebene des Gefüges der Relationen der Geschlechter gibt es? *Eine weiterfragende Leerkategorie als Platzhalterin und Denkraum-Öffnerin.*

6 Fazit und Ausblick

Wie ist ‚Anderes‘ möglich? Diese Frage stand am Beginn meiner Arbeit auf dem Weg zu der vorliegenden Dissertationsschrift. Die Suche nach Antworten ist in der Gleichstellungspolitik, in kollektiven wie individuellen feministisch-emanzipatorischen Kontexten gewichtig und prägt sie, auch in den geschlechtersoziologischen Debatten ist sie noch nicht abgeschlossen. Nachdem ich mich über Jahre wissenschaftlich, politisch-privat-aktivistisch damit befasst hatte, vergeschlechtlichte Machtssysteme daraufhin analytisch zu beleuchten, wie Patriarchat, männliche Herrschaft und hegemoniale Männlichkeit ‚funktionieren‘, wollte ich mich endlich mehr damit befassen, wie es denn nun anders gehen kann. Was machen Menschen wie anders, was brauchen sie dafür, wie können sie dabei unterstützt werden? Was ist alles schon ‚Anderes‘ ‚dort draußen‘ und wie kann es gestärkt werden?

Nächste Schritte waren, in geschlechtersoziologischen Konzepten nach denjenigen Räumen zu suchen, die diesem ‚Anderen‘ einen Ort gaben – ohne aber das zu finden, das es mir wirklich leicht gemacht hätte, dieses ‚Andere‘ zu ‚sehen‘. Auch jene Theorien, die schon mehr auf den Wandel von Geschlechterverhältnissen ausgelegt waren und Zeitdiagnosen, die auf die Differenziertheit von Geschlechterverhältnissen abstellten, ließen Fragen offen und wissenschaftlich-politisch-persönliche Unzufriedenheit übrig.

Ich verstehe die Arbeit mit und an der Modellierung als eine Praxis der Suche danach, was ‚ist‘ und was sein könnte, unternommen mit der Motivation, dieser Suche Wind unter die Flügel zu geben. Es geht um den Versuch einer soziologischen Modellierung, die ‚Persistenz‘ und ‚Wandel‘ auseinandernimmt, binäre Geschlechtervorstellungen und die mit ihnen zusammenhängenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse aus ihrer Position des ‚Einen‘ herauszulösen und die Vielfalt und ‚Anderem‘ einen dezidierten Ort freiräumt und setzt. Anders auf Welt zu schauen, um mehr ‚Anderes‘ sehen zu können und darin wiederum eine andere Verhältnisse von ‚Einem‘ und ‚Anderem‘ zu finden.

Die Suche verläuft mittels verschiedener Instrumente. Zu diesen gehört erstens die Kombination verschiedener geschlechtersoziologischer Konzepte in einer auf Relationen fokussierten und machtanalytischen Perspektive. Statt einen Aspekt als jenen ‚Einen‘ zu formulieren (z.B. Patriarchat, Hegemonie), werden verschiedene Aspekte der Geschlechterverhältnisse in ihrer jeweiligen Funktionsweise einbezogen und können auf ihr Miteinander-Wirken hin befragt werden. Dies macht zweitens die Unterscheidung der zwei Analyseebenen Relationen von Geschlechtern und Gefüge der Relationen möglich. Drittens gelingt es, vorhandene Konzepte wie Patriarchat und hegemoniale Männlichkeit mit einem auf Vielfalt ausgelegten Begriff von Geschlecht zu fundieren. Die Infragestellung von Dichotomien, wie derjenigen von Struktur und

Handeln, ist ein viertes Arbeitsmittel. In der Kombination einer, fünftens, utopischen Perspektive als Grundmoment der Betrachtung der Geschlechterverhältnisse mit einer, sechstens, auf Verwobenheit von Empirie und Theorie ausgelegten Arbeitsweise werden auch ‚andere‘ Weisen des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern greifbar. Als Relationen von Geschlechtern werden auf diese Weise konzipiert: Patriarchalisierung, Hegemonialisierung, herrschaftskritische Alternativsuche und Nebeneinander Miteinander Füreinander. Auf der Ebene des Gefüges dieser Relationen kommen Aspekte wie die Verfügbarkeit von Ressourcen, Verteilung von Sichtbarkeit und Möglichkeitsbedingungen für Relationen in den Blick.

Zur Flexibilität der Modellierung trägt maßgeblich das siebte Instrument der Einführung einer ‚weiterfragenden Leerkategorie‘ bei, die zum Weiterfragen und -suchen anregt, die Prozesshaftigkeit der Modellierung hervorhebt und die Perspektivenspezifität der je mit ihr arbeitenden Forscher*innen verdeutlicht und ihr Potential hebt. Statt diese Spezifität abzuwerten, wird darin ihrem Wert in einem Gesamt der Forschungsgemeinschaft begegnet, ohne der wissenschaftsdiskurs-eigenen Erwartung der Produktion unabhängiger und vollständig abgeschlossener Erkenntnisgebilde widerstandslos nachkommen zu wollen oder zu müssen.

An diesem Punkt eines Zwischen_Endstandes steht damit das Ergebnis, dass die hier entwickelte theoretisch-empirischen Modellierung einer der möglichen Wege ist, unterschiedliche Aspekte der Geschlechterverhältnisse soziologisch so zu modellieren, dass sowohl Momente der Beharrung von Herrschaft als auch ‚andere‘ Aspekte damit analysiert werden können, sowie deren Verhältnisse untereinander zu beleuchten und dabei eine Perspektive der Vielfalt von Geschlecht zu realisieren und als Fundament zu legen. Die Modellierung leistet es insbesondere, Gedanken, Analysen zu ‚Anderem‘ anzuregen, sie soziologisch leichter zugänglich zu machen und zu konzeptualisieren. Die Modellierung erlaubt recht flexibel, verschiedene Weisen des Ins-Verhältnis-Setzens von Geschlechtern zu erfassen, statt eine als ‚die Eine‘ zu setzen, und das Differenzierte und Komplexe an den Geschlechterverhältnissen zu beleuchten und genauer in den Blick zu nehmen.

Ich habe argumentiert, dass eine Möglichkeit der soziologischen Betrachtung der Geschlechterverhältnisse ist, das Mit-, Durch- und Gegeneinander-Wirken verschiedener sozialer Verhältnisse als *Relationen von Geschlechtern* im Sinne prozessierter Modi des Ins-Verhältnis-Setzens geschlechtlicher Existenzweisen (Ebene 1) und des *Gefüges dieser Relationen* (Ebene 2) zu modellieren. Die Konzepte Hegemonie und Patriarchat habe ich dafür ausschließlich auf der Ebene der Relationen von Geschlechtern verortet, nicht aber auf der Ebene des Gefüges dieser Relationen. Dabei stelle ich weniger auf ‚Wandel‘, vielmehr auf das vielschichtige Zusammenwirken verschiedener Relationen der Geschlechter ab.

Das Hegemoniekonzept hat gegenüber anderen macht- und herrschaftstheoretischen Ansätzen den Vorteil, dass es an sich stärker auf die Dynamik gesellschaftlichen Wandels ausgerichtet ist als vergleichsweise statische Herrschaftskonzepte wie spezifische Ausformungen des Patriarchatsbegriffs oder Fokussierungen auf den Begriff Herrschaft. Mit ihm kann auch gezielter der Blick auf verschiedene Strategien in Machtprozessen gerichtet werden. Gleichzeitig war meine These, dass dies in der bisherigen Forschung mit dem Konzept noch nicht ausreichend gelungen ist, insbesondere hinsichtlich eines grundlegenden Wandels oder eines tatsächlich ‚Anderen‘ in Richtung eines hierarchiefreien Nebeneinanders mehrerer Geschlechter, einer (utopisch gedachten) Geschlechterordnung also, die auch ohne Hegemonie als Operationsmodus auskommt beziehungsweise in der es neben dieser Funktionsweise noch starke ‚andere‘ Geschlechterrelationen gibt. In der theoretisch-empirischen Modellierung, die ich in dieser Arbeit vorgeschlagen habe, galt es, die Vorteile durch die von mir als notwendig erachteten theoretischen Umstellungen nicht einzubüßen, sondern sie auch dafür zu nutzen, Brüche hierarchischer Beziehungen zwischen Geschlechtern in den Blick zu nehmen. Damit können die Räume für ‚Anderes‘, die das Konzept und seine Übertragungen auf das Geschlechterverhältnis eröffnen, zugänglich gehalten werden. Gleichzeitig sind weiterhin Aspekte in Geschlechterverhältnissen relevant, die das Konzept Patriarchat treffender beschreiben kann als hegemonietheoretische Perspektiven. Statt aber je eines dieser Konzepte als ‚die‘ Funktionsweise einer Geschlechterordnung zu setzen bin ich den Weg gegangen, verschiedene Geschlechterkonzepte in einer Relationen-Perspektive zusammenzuführen. Es hat sich gezeigt, dass dieser Weg geeignet ist, um differenzierend verschiedene Weisen des Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern sowie deren Dynamiken machtanalytisch gesellschaftstheoretisch zu modellieren. Dafür bedurfte es einiger Umbauten, Ergänzungen, Perspektiv-Verschiebungen, Fokus-Verlagerungen. Damit wird es möglich, auch tatsächlich andere Weisen des Ins-Verhältnis-Setzen von Geschlechtern zu sehen, die nicht im Modus von Patriarchalisierung oder Hegemonialisierung wirken.

Was die Modellierung nicht sein will, ist eine abgeschlossene, abgerundete und als fertig begreifbare Analyse und Darstellung der Geschlechterverhältnisse. Sie ist vielmehr ein Arbeitsinstrument, mit dem die Geschlechterverhältnisse machtanalytisch betrachtet werden können und das in dem Arbeiten mit ihm weiterwachsen und sich verändern kann. Gleichwohl zeigt die Arbeit aktuelle Aspekte der Geschlechterverhältnisse auf und bringt dabei im Besonderen solch ‚andere‘ Verhältnisse ins Sichtfeld, die es meiner Ansicht nach vermögen und realisieren, die Grenzen des Denk- und Sagbaren zu verschieben. Die kategorisierten Relationen werden in ihrer Prozesshaftigkeit adressiert, als ständig zu prozessierendes und im Fortlauf herzustellendes Ins-Verhältnis-Setzen verstanden. Ihrem Gegenstand gemäß ist auch die Modellierung als Prozess konzipiert und als solcher nie als abgeschlossen zu betrachten, auch wenn

sie zeitdiagnostische Inhalte zum Ergebnis hat, indem sie vier Relationen kategorisiert und beschreibt sowie einige Aspekte auf der Ebene des Gefüges der Relationen bestimmt. Die Kategorisierung verstehe ich als eine offene, stets in der soziologischen Arbeit zu erweiternde, verändernde Zusammenstellung von verschiedenen Relationen und Aspekten auf Ebene ihres Gefüges. Ein solches Unterfangen steht immer vor der Schwierigkeit, etwas notwendigerweise beschreiben zu müssen und es damit in seiner Komplexität nie ganz erfassen zu können. Das heißt auch, etwas zu glätten, was nicht derart glatt ist, etwas durch die Beschreibung in gewisser Intensität festzuschreiben, was nicht fest ist. Ein Vehikel, dies einzudämmen ist das Instrument der ‚weiterfragenden Leerkategorie‘, mit der es – so die Einschätzung zum jetzigen Stand der Arbeit an und mit der Modellierung – gelingt, zum ständigen Hinterfragen und Daran-Weiter-Denken anzuregen.

Aussagen über Veränderungen der Geschlechterverhältnisse in einer gegebenen Zeitspanne sind einer anderen Arbeit vorbehalten. Eine solche Einordnung wäre auf der Ebene des Gefüges der Relationen in einer zeitlich-vergleichenden Perspektive verortet und könnte mit der entsprechend ausgerichteten Arbeit mit der Modellierung durchaus getroffen werden. Allerdings stellt die Modellierung sowohl bei den Relationen als auch dem Gefüge der Relationen stark auf das Prozesshafte, das ständige Werden beider Aspekte ab, eine Perspektive, die in gewisser Weise skeptisch ist gegenüber statischen Anteilen eines ‚damals A, nun T‘ – wenngleich eine Deskription nie ganz ohne solche Momente auskommt. Die jeweiligen Geschlechter werden nicht durch die Modellierung selbst ‚inhaltlich‘ bestimmt (wie bspw. bei einer inhaltlichen Beschreibung von trans* oder bei einer inhaltlichen Beschreibung dessen, was hegemoniale Männlichkeit ausmacht). Dies wird erwartbarer Weise in gewissem Grade nötig werden, auch wenn das Forschungsinteresse sich nicht darauf bezieht, die in einer Gesellschaft prozessierten Geschlechter zu beschreiben; es wird auch sonst die praktische soziologische Arbeit mit sich führen, wenn die Relationen von Geschlechtern betrachtet werden. Auch der Rekurs auf die empirisch ‚sich zeigenden‘ Kategorisierungen ist ja in sich immer schon eine Kategorienbildung durch die Forschungsperson(en). Nicht zuletzt wird es erforderlich, auch um diese Perspektive für den geschlechterpolitischen Raum anschlussfähig zu machen und wohl auch unumgebar aufgrund der Eingebundenheit der Person(en) in eine Welt, in der gesellschaftlich anerkannt zu existieren stark mit geschlechtlichen Kategorisierungsprozessen verknüpft ist. Gleichwohl lohnt es sich m.E. – umso mehr – in der grundlegenden Theoretisierung von Geschlecht Vielfalt von Geschlecht und auch das Moment einer nicht-geschlechtlich verfassten gesellschaftlichen Existenzweise zu (be)denken. Es ist also ein verschwindend schmaler Grat, auf dem hier soziologisch theoretisch-empirisches Analysieren wandeln kann respektive nicht kann – gleichwohl kann der Anspruch und die Un_Möglichkeit dessen reflektiert und

aufrechtzuerhalten gewinnbringend sein, so zumindest die Vermutung an diesem Punkt.

Implizit enthalten meine Darlegungen der Relationen eine Tendenz zu einer ‚optimistischen‘ Sichtweise diesbezüglich. Der Grund dafür liegt aber nicht darin, dass ich dies als Zeitdiagnose auf der Ebene des Gefüges der Relationen so formulieren wölte, sondern in der Zielstellung und der Art und Weise, wie ich diese Modellierung erarbeitet habe: ‚Anderes‘ in den Blick zu nehmen und diesem ‚Anderen‘ einen Raum in der empirisch-theoretischen Modellierung zu geben und, um dies aus zu buchstabieren, Material zu wählen, in dem es um eben solches ‚Anderes‘ in den Bereichen *Arbeiten in Teams in Organisationen* und *Sorge für Kinder* geht. Dabei habe ich meinen Fokus auf die Differenzierung der Relationen gelegt und argumentiert, dass diese Ebene zu trennen ist von jener Ebene des Verhältnisses, des Gefüges der Relationen. Diese Ebenen analytisch zu trennen, erscheint resümierend als eine zielführende und fruchtbare Variante der Modellierung der Geschlechterverhältnisse; sie regt differenzierende Fragen und Sichtweisen an. Was ich im Besonderen mit der Modellierung zum Ziel habe und verhoffe, ist ‚Anderes‘, das häufig marginalisiert und zu wenig gesehen wird, zu fokussieren, tatsächlich ins Blickfeld zu rücken. Die Arbeit ist damit, als Diskursfragment, selbst Teil des Gefüges der Relationen, als sie versucht, die Relationen herrschaftskritische Alternativsuche und Nebeneinander Miteinander Füreinander zu stärken.

In Hinblick auf das Potential des analytischen Instrumentes für das Stärken von ‚Anderem‘ ist es m.E. auch bei Aspekten wie ‚New Work‘ als einem Bereich, in dem neue Organisationsformen und Weisen des Zusammenarbeitens entwickelt werden (wollen), besonders wichtig und vielleicht gerade instruktiv, diese dezidiert und im Detail auf die Dimensionen der Relationen von Geschlechtern und ihres Gefüges hin zu befragen und unter dieser Perspektive weiterzuentwickeln. Denn es ist anderenfalls m.E. sowohl die Gefahr groß, dass sich neue Ungleichheiten, Hierarchien, Machtverhältnisse einschleichen oder ‚alte‘ nur verdeckt oder neu umhüllt werden als auch das Potential groß, zu neuen Formen zu finden, die ein tatsächlich anderes Ins-Verhältnis-Setzen der Geschlechter prozessieren. Dabei ist eine intersektionale Perspektive unabdingbar, für die die Modellierung einige Puzzleteile aufweist, an die jedoch zu deren Umsetzung weitere Puzzleteile anzufügen wären. Ein utopisches Moment in den Blick auf Existentes und Möglichkeitsräume einfließen zu lassen, vermag es m.E., diese zu erweitern in Richtung des über das bis dato Erkennbare und Denkbare hinaus potenziell werdende ‚Andere‘.

Geschlecht wird in der Modellierung nicht primär, z.B. identitätsbezogen, den Handelnden gleichsam zugeschrieben, sondern Akteur*innen prozessieren qua ihrer Agency bestimmte Relationen der Geschlechter und gestalten damit, d.h. im Soziales-Hervorbringen auch die Verhältnisse dieser Relationen zueinander. Sie haben damit zwar ‚vermittelt‘, aber doch einen zentralen Anteil an der Prozessierung des Gefüges der Relationen in einer Gesellschaft. Die Kon-

zeption von geschlechtlichen Existenzweisen, der Relationen dieser mit der hier gewählten Sichtweise auf das Verhältnis von Handlung und Struktur, sucht deren Dichotomisierung zu überwinden. Die sprachlichen Hürden, die dabei immer wieder aufscheinen, verweisen darauf, dass dies an oder auf der Grenze des Sagbaren liegt. Die gewählte Konzeption will außerdem abbilden, dass alle Personen, zwar ‚mit‘, aber zunächst unabhängig von der geschlechtlichen Existenzweise, die sie für sich als Identität ‚bauen‘, alle Relationen der Geschlechter prozessieren können. Des Weiteren bilden die Relationen die rahmenden Kontexte, in denen geschlechtliche Existenzweisen und Agency möglich werden.

Mit der Grundlegung eines auf Vielfalt ausgerichteten Geschlechterbegriffs werden die Geschlechterbegriffe der verschiedenen Relationen nochmals stärker zum Forschungsgegenstand an sich und werden die jeweiligen Geschlechterkonzepte distanziert, um sie nicht in die theoretisch-empirische Modellierung selbst zu überführen. An die vorgelegte Modellierung angeschlossen werden könnte eine Analyseperspektive darauf, welche geschlechtlichen Existenzweisen sich zeigen und wie diese inhaltlich zu beschreiben sind. Die Modellierung kann für eine De-Marginalisierung der vielfältigen Weiblichkeiten, Trans*geschlechtlichkeiten, Intergeschlechtlichkeiten, nicht-binärer und queerer Geschlechter genutzt werden und ist selbst durch die Ausrichtung auf Vielfalt bei der Konzeption von geschlechtlichen Existenzweisen sowie das utopische Moment für eine solche De-Marginalisierung angelegt. Zudem sucht die Modellierung die Möglichkeit einer nicht-geschlechtlichen Positionierung einzubeziehen und ins Denkbare zu rücken, ohne aber geschlechtliche Positionierungen deswegen per se negativ zu konnotieren. Im utopischen Moment ist die Hierarchiefreiheit vieler Geschlechter und nicht-geschlechtlicher Positionierung angelegt. Das nimmt den Aspekt auf, dass Geschlecht eine durchaus positive Ressource für Personen sein kann, sein können sollte sowie als solche sozialwissenschaftlich erkennbar sein sollte. Es ist gewinnbringend, Verhältnisse denkbar zu halten oder zu machen, die ein freies Leben mit Geschlecht, also nicht nur unter der Voraussetzung der Abschaffung von Geschlecht beinhalten. Dies ist aber letztlich nur bei einem hierarchiefreien Ins-Verhältnis-Setzen der Geschlechter und der Option auf anerkannte nicht-geschlechtliche Existenzweisen möglich.

Wie kann nun mit der vorgelegten Modellierung konkret forschend gearbeitet werden? Im Bild einer Linse, mit der auf Soziales geschaut wird, kann sowohl nah herangezoomt werden als auch herausgezoomt werden. Mit einem hohen Zoomfaktor können mit der Modellierung einzelne soziale Situationen betrachtet werden oder bestimmte Gruppengefüge, in denen Akteur*innen zusammenwirken. Welche Relationen von Geschlechtern zeigen sich zum Beispiel in einem kleinen Team oder einem ganzen Unternehmen, einem Gesetztext, einem Verein oder einer Aktivist*innengruppe, einer Hausgemein-

schaft, in einem Kindergarten oder Schule, in einem konkreten politischen Programm? Was kann über das Gefüge dieser Relationen dort gesagt werden?

Mit einem mittleren Zoomfaktor könnten spezifische gesellschaftliche Bereiche oder Felder mit der Modellierung analysiert werden, z.B. Altenpflege, Gesundheit, Justiz, Wirtschaft oder die gesellschaftliche Organisation von ‚Familie‘. Dabei würden die verschiedensten Aspekte herangezogen werden können, über die Geschlechterverhältnisse prozessiert werden: in dem je abzusteckenden Bereich kursierende Geschlechterbilder, Gesetze und Verordnungen, Interaktionen, materielle Verteilungen z.B. von Einkommen und Vermögen, Arbeitsweisen und damit etwaig zusammenhängende Segregationen, Praxen der Konsensbildung etc.

Dabei ist es sehr offen, welche Materialien analysiert werden können: Interaktionsprotokolle, Interviews, Diskursfragmente, Bilder, Tagebücher oder Filme, Beobachtungen, quantitative Befragungen usw. sowie eine Kombination aus diesen, um einen bestimmten Bereich von mehreren Sternpunkten aus zu beleuchten. Eine für die Weiterarbeit an der Modellierung interessante Frage, die im Verlauf solcher Forschung eine Rolle spielen könnte, ist, ob der gesellschaftliche Standort, von dem aus eine Praxis ausgeführt wird, bei der Kategorisierung eine Rolle spielen sollte oder muss, welche Relation damit prozessiert wird.

Mit einem noch geringeren Zoomfaktor könnten größere gesellschaftliche Gebilde mit ihren verschiedenen Bereichen und Feldern in den Blick genommen werden. Dafür wären dann schon rein ob der Materialfülle auch Metaanalysen vorhandener Studien ein möglicher Zugangsweg. Auch vergleichende Herangehensweisen verschiedener gesellschaftlicher Bereiche, Felder oder im internationalen Zusammenhang wären denkbar, z.B. um die Breite des Spektrums an in einer Gesellschaft vorhandenen Relationen zu eruieren oder Aussagen auf Ebene des Gefüges der Relationen zu treffen.

Je nach Gegenstandskonkretisierung und methodischer Herangehensweise wären je weitere Konzepte anzuschließen.

Die Modellierung lässt es zu, verschiedene Aspekte der Wirkweisen von Geschlechter-Relationen prozessierenden Praxen zu differenzieren. So ist es abbildbar, wenn eine Praxis sowohl die Relation herrschaftskritische Alternativen als auch eine weitere Relation prozessiert, weil sie z.B. dort enthaltene Geschlechterhierarchien reproduziert.

Der vorliegenden Arbeit liegt, wie einleitend bereits dargelegt, auch eine politisch-emanzipatorische Motivation zu Grunde. Sie beantwortet die große Frage, wie ‚Anderes‘ möglich ist, erwartbarer Weise nicht umfassend. Die Modellierung ermöglicht aber Teilantworten, Aspekte zur Beantwortung und ein Instrumentarium, mit dem dieser Frage intensiv und fokussiert weiter nachgegangen werden kann. So zum Beispiel danach, welche Ressourcen für dieses ‚Anderes‘ erforderlich sind; was brauchen Akteur*innen, wie können sie, wie kann Gesellschaftliches so gestaltet werden, dass jenes ‚Anderes‘ zu prozessie-

ren unterstützt wird? Aspekte dessen werden im Verlauf der Arbeit immer wieder thematisiert, gleichwohl würde sich meines Erachtens ein Arbeiten mit der Modellierung explizit in diese Richtung lohnen, insbesondere bietet sich hierfür Forschung mit einem hohen Zoomfaktor an, um davon gegebenenfalls zielführend auf größere Zusammenhänge zu abstrahieren. Die Hemmnisse diesbezüglich sind breit und über Jahrzehnte intensiv durch die Geschlechterforschung analysiert worden. Das trifft meiner Einschätzung nach auf die Ressourcen nicht in dem Maße zu – wenngleich beide Aspekte sicherlich nicht, wie die gewohnte Gegenüberstellung suggeriert, de facto zu trennen sind, sondern miteinander verwoben sind und aufeinander verweisen. Eine leichte Perspektivverschiebung bei Aufrechterhalten einer starken machtanalytischen Perspektive aber halte ich für gewinnbringend und habe dies im Verlauf der Erarbeitung auch als anregend wahrgenommen. Auf welche Ressourcen lässt sich in der Entwicklung politischer Strategien und Programme, im fixen situativen Agieren, in Verwaltungshandeln, in persönlichen Beziehungen und sozialen Strukturen, im Vereinsleben, der Freund*innenschaft, in der Teambesprechung, bei internationalen diplomatischen Beziehungen zurückgreifen und beziehen, um ‚andere‘ Relationen als Hegemonialisierung und Patriarchalisierung zu prozessieren? Wie können diese Ressourcen wiederum gestärkt, besser zugänglich gemacht und erweitert werden?

Ob die Modellierung ‚Anderes‘ auch über die konkrete Benennung in diesem Text hinaus mehr in den Bereich des Denkbaren, Sagbaren, Umsetzbaren rückt und auch politisch-emanzipatorisch in einem breiteren Zusammenhang als dem wissenschaftlichen Feld genutzt, verwendet, weiterbearbeitet oder wirkungsvoll werden kann, liegt in großem Maße daran, als wie gut anschlussfähig an praktisch-politische Kontexte und Diskursumfelder sie sich zeigen wird und ob_ wie die ‚Übersetzung‘ in diese, in aktivistische Kontexte, in die Arbeit mit Konzepten im Bereich politisch-exekutiver Maßnahmen und Programme oder auch in der sozialen Arbeit umzusetzen sein kann. Diese Übersetzungsleistung gelingt leider noch zu selten. Für ein gemeinsames Zusammenwirken, z.B. zu einem Mehr an Nebeneinander Miteinander Füreinander, bedarf es aber dieser Übersetzungsleistungen und bewährter wie auch noch zu entwickelnder Modi der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Nichtregierungsorganisationen, Fachkräften, Politik und Verwaltung, Wirtschaft und Weiteren. Diese zu leisten und weiterzuentwickeln verstehe ich als eine zentrale Aufgabe nicht nur, aber auch einer queerfeministischen Geschlechterforschung, die weiter fortzuführen und auch auf neuen Weisen, mit kreativen Formaten und einer guten Portion intellektuell-emotional-politischer Empathie, anzugehen sich mehr als lohnt.

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz; König, Alexandra (2010): Sozialisation: Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinander spielen. Wiesbaden: VS. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92024-5>.
- (2016): Sozialisation. Über die Vermittlung von Gesellschaft und Individuum und die Bedingungen von Identität. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Ackermann, Jan (2015): Vom abwesenden zum involvierten Vater? Eine Diskursanalyse der Diskussionen um die Einführung des Erziehungs- und Elterngeldes. Diplomarbeit an der TU Dresden, Institut für Soziologie.
- Ahmed, Sara (2018): Feministisch leben! Manifest für Spaßverderberinnen. Münster: Unrast.
- Allen, Amy (2021): Feminist Perspectives on Power. In: Stanford Encyclopedia of Philosophy, verfügbar unter: <https://plato.stanford.edu/entries/feminist-power/#ConcThou>, letzter Zugriff am 04.04.2022.
- Amstutz, Nathalie; Nussbaumer, Melanie; Brand, Ortrun (2018): Soziale Agency: Arbeit an der (De-)Institutionalisierung von Geschlecht. In: Amstutz, Nathalie; Eberherr, Helga; Funder, Maria; Hofmann, Roswitha (Hrsg.): Geschlecht als widersprüchliche Institution. Neoinstitutionalistische Implikationen zum Gender Cage in Organisationen. Baden-Baden: Nomos. S. 87-109. DOI: <https://doi.org/10.5771/9783845278520>.
- Aulenbacher, Brigitte (2010): Intersektionalität – Die Wiederentdeckung komplexer sozialer Ungleichheiten und neue Wege in der Geschlechterforschung. In: Dies.; Meuser, Michael; Riegraf, Birgit: Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS. S. 211-223. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctvm201mb.22>.
- Bargetz, Brigitte; Lepperhoff, Julia; Ludwig, Gundula; Scheele, Alexandra; Wilde, Gabriele (2017): Geschlechterverhältnisse als Machtverhältnisse. Einleitung. In: *Femina Politica*, Jg. 26, H. 1, S. 11-24. DOI: <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v26i1.01>.
- Bargetz, Brigitte; Scheele, Alexandra; Schneider, Silke (2019): Umkämpfte Solidaritäten. In: *Femina Politica*, Jg. 28, H. 2, S. 9-25. DOI: <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v28i2.02>.
- Baumgarten, Diana; Maihofer, Andrea (2022): Elternschaft, Erwerbsarbeit und der Faktor Geschlecht – einige Thesen insbesondere zu weiblicher Erwerbsarbeit. In: Burren, Susanne; Larcher, Sabrina (Hrsg.): Geschlecht, Bildung, Profession. Ungleichheiten im pädagogischen Berufsfeld. S. 128-152. DOI: <http://dx.doi.org/10.3224/84742421>.
- Becker-Schmidt, Regina (2013): Konstruktion und Struktur: Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. In: Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine: Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven. Leverkusen u.a.: Barbara Budrich. S. 19-42. DOI: <https://doi.org/10.3224/86649464>.

- Bereswill, Mechthild (2014): Geschlecht als Konfliktkategorie. In: Behnke, Cornelia; Lengersdorf, Diana; Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: VS. S. 189–199. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-19654-1_13.
- ; Liebsch, Katharina (Hrsg.) (2013): Geschlecht (re)konstruieren. Zur methodologischen und methodischen Produktivität der Frauen- und Geschlechterforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bieler, Andreas; Morton, Adam David (2001): The Gordian Knot of Agency-Structure in International Relations: A Neo-Gramscian Perspective. In: *European Journal of International Relations*, Jg. 7, H. 1, S. 5-35. DOI: <https://doi.org/10.1177/1354066101007001001>.
- Birken, Almut; Eschen, Nicola (2020): Links leben mit Kindern. Care Revolution zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Münster: Unrast.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Budde, Jürgen; Rieske, Thomas-Viola (2019): Auseinandersetzungen mit (Neuen) Theorien für die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Männlichkeiten. In: Kubandt, Melanie; Schütz, Julia (Hrsg.): *Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. S. 234–256.
- Buschmeyer, Anna (2013): Zwischen Vorbild und Verdacht. Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren. Wiesbaden: VS. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-658-00990-8>.
- ; Lengersdorf, Diana (2016): The Differentiation of Masculinity as a Challenge for the Concept of Hegemonic Masculinity. In: *NORMA – International Journal for Masculinity Studies*, Jg. 11; H. 3, S. 190-207. Verfügbar unter: <https://doi.org/10.1080/18902138.2016.1217672>; letzter Zugriff: 12.04.2022; Seitenzahlen in Online-Version abweichend: 1-18. DOI: <https://doi.org/10.1080/18902138.2016.1217672>.
- Connell, Raewyn (1999/2006): *Der gemachte Mann*. Wiesbaden: VS. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-663-09604-7>.
- (2005): Globalization, Imperialism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S.; Hearn, Jeff, Connell, R.W. (Hrsg.): *Handbook of Studies on Men & Masculinities*. Thousand Oaks u.a.: Sage. S. 71-89. DOI: <https://doi.org/10.4135/9781452233833.n5>.
- ; Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: *Gender and Society*, Jg. 19, H.6, S. 829–859. DOI: <https://doi.org/10.1177/0891243205278639>.
- Degele, Nina (2007): Männlichkeit queeren. In: Bauer, Robin; Hoenes, Josch; Woltersdorff, Volker (Hrsg.): *Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven*. Hamburg: Männerschwarm. S. 29–42.
- (2008): *Gender/Queer Studies*. Paderborn: Wilhelm Fink UTB. DOI: <https://doi.org/10.36198/9783838529868>.
- Dietze, Gabriele; Haschemi Yekani, Elahe; Michaelis, Beatrice (2012): *Intersektionalität und Queer Theory*. Verfügbar unter: http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Dietze_HaschemiYekani_Michaelis_01.pdf, letzter Zugriff: 31.8.2022.
- Daniel, Antje; Klapeer, Christine M. (2019): Her mit der Zukunft?! Feministische und queere Utopien und die Suche nach alternativen Gesellschaftsformen. Einleitung. Wider dem Utopieverdruss. *Queer*feministische Überlegungen zum Stand der Debatte*. In: *Femina Politica*, 1-2019, S. 9-31. DOI: <https://doi.org/10.3224/femina-politica.v28i1.02>.

- Dierkes, Mirjam (2013): Plädoyer für eine utopietheoretische Erweiterung feministischer Gesellschaftskritik. In: *Femina Politica*, 2-2013, S. 68-80.
- Dübgen, Franziska (2014): Reflexive Solidaritäten. Normative Bedingungen einer Politik nach der Entwicklung. In: Kadelbach, Stefan (Hrsg.): *Effektiv oder gerecht? Die normativen Grundlagen von Entwicklungspolitik*. Frankfurt a.M.: Campus. S. 179-213.
- Elliot, Karla (2016): *Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept*. In: *Men and Masculinities*, Jg. 19, H. 3, S. 240-259. DOI: <https://doi.org/10.1177/1097184x15576203>.
- (2019): Zum Problem von Macht und Dominanz im Konzept *Caring Masculinities*. In: Scholz, Sylka; Heilmann, Andreas (Hrsg.): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: oekom. S. 201-212. DOI: <https://doi.org/10.14512/9783962385811>.
- Engel, Antke (2013): *Trans Androgynie. Paradoxien queerer Existenzweisen*. In: Grisard, Dominique; Jäger, Ullé; König, Tomke (Hrsg.): *Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach: Helmer. S. 68-80.
- Fitz, Gregor (2009): Simmels Beitrag zur soziologischen Theoriebildung. In: Rol, Cécile; Papilloud, Christian (Hrsg.): *Soziologie als Möglichkeit. 100 Jahre Georg Simmels Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. S. 35-43. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-91437-4_2.
- Foucault, Michel (2008, orig. 1969): *Archäologie des Wissens*. In: Michel Foucault. *Die Hauptwerke*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Quarto. S. 471-699.
- (2008, orig. 1976 ff.): *Sexualität und Wahrheit*. In: Michel Foucault. *Die Hauptwerke*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Quarto. S. 1023-1576.
- Friebel, Harry (2015): Von der hegemonialen Männlichkeit zu Parallelkulturen von Männlichkeiten. In: *Momentum Quarterly. Zeitschrift für Sozialen Fortschritt*, Jg. 4, H. 2, S. 99–117.
- Gerhard, Ute (1990): *Patriarchatskritik als Gesellschaftsanalyse. Ein nicht erledigtes Projekt*. In: *Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien* (Hrsg.): *Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst*. Pfaffenweiler: Centaurus. S. 65–80.
- (2019): *Patriarchat – Patriarchalismus: Kampfparole und analytisches Konzept*. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. S. 221–230. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_17-1.
- Goel, Urmila (i.E.): Von ‚Ostdeutschen‘, ‚Migrant*innen‘ und hegemonialem Deutsch-Sein: In: Matthäus, Sandra (Hrsg.): *Der andere Blick auf ‚den Osten‘*. Bielefeld: Transcript (in Vorbereitung).
- Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine (2013): *Einleitung: Subjekt und Struktur – Ansatzpunkte für den Wandel von Geschlechterverhältnissen?* In: Dies. (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Leverkusen u.a.: Barbara Budrich. S. 9-18. DOI: <https://doi.org/10.3224/86649464>.
- (2013): *Geschlecht, wo steckst du? Überlegungen zu den Konsequenzen einer kritisch-feministischen Wissenschaft und Politik*. In: Dies. (Hrsg.) *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Leverkusen u.a.: Barbara Budrich. S. 187-191. DOI: <https://doi.org/10.3224/86649464>.

- Grisard, Dominique; Jäger, Ulle; König, Tomke (2013): Einleitung: Ohne Angst verschieden sein. In: Diess. (Hrsg.): *Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach: Helmer. S. 11-25.
- Habermann, Friederike (2008): *Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation*. Baden-Baden: Nomos. DOI: <https://doi.org/10.5771/9783845210957>.
- Hagemann-White, Carol mit Lang, Heidi; Lübbert, Jutta; Rennefeld, Birgitta (1997): Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bestandsanalyse und Perspektiven. In: Dies.; Kavemann, Barbara; Ohl, Dagmar: *Parteilichkeit und Solidarität. Praxiserfahrungen und Streitfragen zu Gewalt im Geschlechterverhältnis*. Bielefeld: Kleine. S. 15-116.
- Haraway, Donna (2007, orig. 1988): *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*. In: Hark, Sabine (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*. Wiesbaden: VS. S. 305-322. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-322-94971-4>
- Hark, Sabine; Jaeggi, Rahel; Kerner, Ina; Meißner, Hanna; Saar, Martin (2015): *Das umkämpfte Allgemeine und das neue Gemeinsame. Solidarität ohne Identität*. In: *Feministische Studien*, Jg. 33, H. 1, S. 99-103. DOI: <https://doi.org/10.1515/fs-2015-0111>.
- Haug, Frigga (2007): *Mit Gramsci die Geschlechterverhältnisse begreifen*. In: Merckens, Andreas; Diaz, Victor Rego (Hrsg.): *Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis*. Hamburg: Argument. S. 33-53.
- (2008): *Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke*. Hamburg: Argument.
- Häußling, Roger (2010): *Relationale Soziologie*. In: Ders., Stegbauer, Christian (Hrsg.): *Handbuch Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS. S. 63–88. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-92575-2_7.
- Helfferrich, Cornelia (2012): *Einleitung: Von roten Heringen, Gräben und Brücken. Versuche einer Kartierung von Agency-Konzepten*. In: Bethmann, Stephanie; Helfferrich, Cornelia; Hoffmann, Heiko; Niermann, Debora (Hrsg.): *Agency. Qualitative Rekonstruktion und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit*. Weinheim u.a.: Beltz Juventa. S. 9-39.
- Heilmann, Andreas (2011): *Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit*. Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839416068>.
- ; Korn, Aaron; Scholz, Sylka (2019): *Vom Wachstum zur Fürsorge? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. In: Scholz, Sylka; Heilmann, Andreas (Hrsg.): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: oekom. S. 13-40. DOI: <https://doi.org/10.14512/9783962385811>.
- Herschelmann, Michael (2012): *„Typisch Mann, das wollte ich einfach nie sein“ – Eine narrativbiographische Studie zur Distanzierung von traditioneller Männlichkeit*. In: Baader, Meike Sophia; Bilstein, Johannes; Tholen, Toni (Hrsg.): *Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies*. Wiesbaden: VS. S. 345–363. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-19112-6_20.
- Hillmann, Karl-Heinz (1994): *Wörterbuch der Soziologie*. 4. Überarbeitete und ergänzte Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner.

- Jung, Tina (2013): Feminismus, wo steckst du? Oder: Mit Regina Becker-Schmidt zu einer feministischen Gesellschaftskritik. In: Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Leverkusen u.a.: Barbara Budrich. S.43-57. DOI: <https://doi.org/10.3224/86649464>.
- Kahlert, Heike (2000): Das Verschwinden des Patriarchats. Modernisierungstheoretische Ansichten eines umstrittenen Theorems. In: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*; Jg. 29, H. 1, S. 45–58.
- Kallmeyer, Martin (2019): New Materialism: neue Materialitätskonzepte für die Gender Studies. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. S. 437-446. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_40-1.
- Kalthoff, Hubert (2008): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Ders.; Hirschauer, Stefan; Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 8-32.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): *Vom Einzelfall zum Typus*. Wiesbaden: VS. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92366-6>.
- Klaus, Elisabeth (2013): Von „ganzen Kerlen“, „neuen Männern“ und „betrogenen Vätern“. Mediale Inszenierungen von Männlichkeiten. In: Jakoby, Nina; Liebig, Brigitte; Peitz, Martina; Schmid, Tina und Zinn, Isabelle V. (Hrsg.): *Männer und Männlichkeiten. Disziplinäre Perspektiven*. Zürich: Vdf Hochschulverlag. S. 93-115. DOI: <https://doi.org/10.3218/3541-4>.
- Klinger, Cornelia (2004): Macht – Herrschaft – Gewalt. In: Rosenberger, Sieglinde (Hrsg.): *Politikwissenschaft und Geschlecht*. Wien: WUV. S. 83-105.
- (2019): Dualismenbildungen: dem Denken vorfindlich, unausweichlich und falsch. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. S. 165-175.
- Korn, Aaron (2020): Männlichkeit, Adoleszenz und die Frage nach Care. Eine kritisch-tiefenhermeneutische Betrachtung der Lebenswelten männlicher Jugendlicher. Masterarbeit an der FSU Jena, Institut für Soziologie.
- Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.) (2019): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4>.
- Kurz-Scherf, Ingrid (2009): Weiblichkeitswahn und Männlichkeitskomplex – zur Geschichte und Aktualität feministischer Patriarchatskritik. In: Kurz-Scherf, Ingrid; Lepperhoff, Julia; Scheele, Alexandra (Hrsg.): *Feminismus: Kritik und Intervention*. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 24-47.
- Laloux, Frédéric (2017): *Reinventing Organizations* visuell. Ein illustrierter Leitfaden sinnstiftender Formen der Zusammenarbeit. Unter Mitarbeit von Etienne Appert. München: Franz Vahlen. DOI: <https://doi.org/10.15358/9783800652860>.
- Laufenberg, Mike (2012): *Communities of Care: Queere Politiken der Reproduktion*. In: *Reproduktion in der Krise, Zeitschrift LuXembourg*, 4/2012, S. 96-101.
- (2019): Queer Theory: identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. S. 331-340. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_34-1.

- Lengersdorf, Diana (2014): Stabilizing Masculinities. In: *Culture, Society & Masculinities* 6/2. S. 150-162.
- ; Meuser, Michael (2022): Männlichkeiten zwischen Neujustierung und Wandel? Persistenzen hegemonialer Männlichkeit. *Gender – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 14(1), 102-118. Online verfügbar: <https://doi.org/10.3224/gender.v14i1.08>; letzter Zugriff am 05.02.2024.
- ; Reuter, Julia (2016): Der „Alltag“ der Soziologie und seine praxistheoretische Relevanz. In: Schäfer, Hilmar (Hrsg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript. S 365-380. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839424049-018>.
- Lenz, Karl; Adler, Marina (2010): *Geschlechterverhältnisse*. Weinheim/München: Juventa.
- Lichtblau, Klaus (2011): *Die Eigenheit der kultur- und sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung*. Wiesbaden: VS. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93235-4>.
- Lindemann, Gesa (2008): Theoriekonstruktion und empirische Forschung. In: Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan; Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 107-128.
- (2009): *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Weilerswist: Velbrück.
- ; Barth, Jonas; Tübel, Susanne (2018): Methodologisch kontrolliertes Verstehen als Kernstrategie der qualitativen Forschung: vermittelte Unmittelbarkeit als Gütekriterium. *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 203-225. Verfügbar unter: https://www.researchgate.net/publication/323726083_Methodologisch_kontrolliertes_Verstehen_als_Kernstrategie_der_qualitativen_Forschung_Vermittelte_Unmittelbarkeit_als_Gutekriterium (Seitenzahlen in Online-Version abweichend: 1-25); letzter Zugriff am 31.8.2022.
- Loick, Steffen (2013): Donna J. Haraway. In: *Gender Glossar*. Verfügbar unter: <https://www.gender-glossar.de/post/donna-haraway>, letzter Zugriff am 31.8.2022.
- Lorber, Judith (1999): *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-663-01483-6>.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt a.M.: Helmer.
- (2004a): Geschlecht als hegemonialer Diskurs und gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise. Neuere Überlegungen auf dem Weg zu einer kritischen Theorie von Geschlecht. In: Hartmann, Jutta (Hrsg.): *Grenzverwischungen. Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs*. Innsbruck: Studia.
- (2004b): Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung. In: Helduser, Urte (Hrsg.): *Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt a. M./ New York: Campus. S. 33-43.
- (2007): Gender in Motion: Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Grisard, Dominique; Häberlein, Jana; Kaiser, Anelies; Saxer, Sibylle (Hrsg.): *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung*. Frankfurt a.M.: Campus. S. 281–315.
- (2011): Struktur und Subjekt? Eine falsche Alternative? Zum Zusammenhang von hegemonialen Strukturierungs- und Subjektivierungsprozessen. Vortrag in der Vortragsreihe „Geschlecht, wo steckst Du? Eine Spurensuche zwischen Struktur und Subjekt“ am Promotionskolleg Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie an der Philipps-Universität Marburg.

- Verfügbar unter: <https://www.podcast.de/episode/383096047/andrea-maihofer-struktur-und-subjekt-eine-falsche-alternative-zum-zusammenhang-von-hegemonialen-strukturierungs-und-subjektivierungsprozessen>; letzter Zugriff am 31.08.2022.
- (2013): Geschlechterdifferenz – Eine obsoletere Kategorie? In: Grisard, Dominique; Jäger, Ulle; König, Tomke (Hrsg.): *Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach: Helmer. S. 27-46.
 - (2019): Wandel und Persistenz hegemonialer Männlichkeit und die Grenzen des Konzepts von Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka; Heilmann, Andreas (Hrsg.): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: oekom. S. 63-77. DOI: <https://doi.org/10.14512/9783962385811>.
 - Matuschek, Stefan; Kerschbaumer, Sandra (2015): Romantik als Modell. In: Fulda, Daniel; Diess, (Hrsg.): *Aufklärung und Romantik. Epochenschnittstellen*. Paderborn: Wilhelm Fink. S. 141-155. DOI: https://doi.org/10.30965/9783846759622_010.
 - Meißner, Hannah (2014): Von der Romantik imaginärer Verluste: Bringing the material back in? In: *Femina politica: Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*. Jg. 23, Nr. 2, S. 106-115. DOI: <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v23i2.17618>.
 - Meuser, Michael (2019): Wandel – Kontinuität: Entwicklungsdynamiken im Geschlechterverhältnis. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. S. 55-63. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_6-1.
 - (2010): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92046-7>.
 - ; Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hrsg.): *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a. M./New York: Campus. S. 211–222.
 - ; Scholz, Sylka (2011): Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit? In: Bereswill, Mechthild; Neuber, Anke (Hrsg.): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 56-79.
 - Meyer, Katrin; Schälin, Stefanie (2019): Macht – Ohnmacht: umstrittene Gegensätze in der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. S. 135-143. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_8-2.
 - Nedelmann, Birgitta (2006): Georg Simmel (1858-1918). In: Kaesler, Dirk (Hrsg.): *Klassiker der Soziologie 1. Von August Comte bis Alfred Schütz. 5. Überarbeitete und aktualisierte Auflage*. C.H. Beck. S. 128-150.
 - Oechsle, Mechthild; Geissler, Birgit (2008): Modernisierungstheorien: Anregungspotentiale für die Frauen- und Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS. S. 203-211. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_23.
 - Opratto, Benjamin (2012): *Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
 - Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2010): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
 - Raitelhuber, Eberhard (2012): Ein relationales Verständnis von Agency. Sozialtheoretische Überlegungen und Konsequenzen für empirische Analysen. In: Bethmann,

- Stephanie; Helfferich, Cornelia; Hoffmann, Heiko; Niermann, Debora (Hrsg.): Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 122-153.
- Rammstedt, Otthein (2009): Georg Simmels „Große Soziologie“ – und das uns geschuldete Missverständnis. In: Rol, Cécile; Papilloud, Christian (Hrsg.): Soziologie als Möglichkeit. 100 Jahre Georg Simmels Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Wiesbaden: VS. S. 15-32. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-91437-4_1.
- Rendtorff, Barbara; Riegraf, Birgit; Mahs, Claudia (2019): Einleitung. In: Diess. (Hrsg.): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: VS. S. 1-8. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22311-3>.
- Ruby, Sophie; Tampe, Katharina (2014): „Ich bete dafür, dass die Ratschläge in diesem Buch Ihnen helfen...“ Geschlecht, Familie und Erziehung im Evangelikalismus. In: Scholz, Sylka; Lenz, Karl; Dreßler, Sabine (Hrsg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld: transcript. S. 275-296. DOI: <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839423196.275>.
- Schaub, Mirjam (2012): Die Philosophie und ihre Beispiele. In: Feger, Hans (Hrsg.): Handbuch für Philosophie und Literatur. Stuttgart: J.B. Metzler. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-476-00336-2_15.
- Scherr, Albert (2012): Soziale Bedingungen von Agency. Soziologische Eingrenzungen einer sozialtheoretisch nicht auflösbaren Paradoxie. In: Bethmann, Stephanie; Helfferich, Cornelia; Hoffmann, Heiko; Niermann, Debora (Hrsg.): Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit. Weinheim: Beltz Juventa. S. 99-121.
- Scherrer, Christoph (2011): Hegemonie: empirisch fassbar? In: Merckens, Andreas; Diaz, Victor Rego (Hrsg.): Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis. Hamburg: Argument. S. 71-84.
- Schirmer, Uta (2013): Zur Wirklichkeit trans*-queerer Existenzweisen. In: Grisard, Dominique; Jäger, Ullé; König, Tomke (Hrsg.): Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach: Helmer. S. 169-181.
- Scholz, Sylka (2004): „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeldt, Hella; Schäfgén, Katrin; Veth, Silke (Hrsg.): Geschlechter Verhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin: Dietz. S. 33-45.
- (2010): Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! In: Erwägen Wissen Ethik (EWE), Jg. 21, H. 3, S. 396-398.
- (2012): Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- (2019): Männlichkeitsforschung: die Hegemonie des Konzeptes „hegemoniale Männlichkeit“. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS. S. 419-428. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_38-1.
- ; Lenz, Karl; Dreßler, Sabine (Hrsg.) (2014): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839423196>.
- Schrötle, Monika (2019): Gewalt: zentrale Studien und Befunde der geschlechterkritischen Gewaltforschung. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja

- (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS. S. 833-844. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_72-1.
- Schützeichel, Reiner (2007): Annäherungen an eine Wissenssoziologie des Exemplarischen. In: Ruchatz, Jens; Willer, Stefan; Pethes, Nicolas (Hrsg.): Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen. Berlin: Kulturverlag Kadmos. S. 357-373.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Sow, Noah (2009): Deutschland Schwarz weiß. Der alltägliche Rassismus. Leipzig/München: Goldmann.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz.
- Strübing, Jörg (2008): Pragmatismus als epistemische Praxis. Der Beitrag der Grounded Theory zur Empirie-Theorie-Frage. In: Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan; Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 279-311.
- (2013): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. München: Oldenbourg. DOI: <https://doi.org/10.1524/9783486717594>.
- The Combahee River Collective (2014, orig. 1978): A Black Feminist Statement. In: Women's Studies Quarterly, Vol. 42, No. ¾, S. 271–80. Verfügbar unter: JSTOR, <http://www.jstor.org/stable/24365010>, letzter Zugriff am 31.08.2022.
- Trinkaus, Stephan; Völker, Susanne (2015): Nicht/Männlich: Alltag, Prekarität und soziale Reproduktion. In: Heilmann, Andreas (Hrsg.): Männlichkeit und Reproduktion. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktionen. Wiesbaden: VS . S. 175-194. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-03984-4_10.
- Voß, Heinz-Jürgen (2010): Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld: transcript. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839413296>.
- Völker, Susanne (2019): Praxeologie und Praxistheorie: Resonanzen und Debatten der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS. S.509-519. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_46-1.
- Walby, Silvia (1990): Theorizing patriarchy. Oxford: Blackwell.
- Weber, Max (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: J.C.B Mohr (Paul Siebeck). §§ 1 und 3.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Relationen von Geschlechtern und ihr Gefüge	99
Abbildung 2: Relationen von Geschlechtern	103
Abbildung 3: Analysedimensionen Gefüge der Relationen	171



Inga Nüthen

Geschlecht, Sexualität
und Politik: Aspekte
queer_feministischer
Politikverständnisse



Inga Nüthen

Geschlecht, Sexualität und Politik: Aspekte queer_feministischer Politikverständnisse

promotion, Band 14

2024 • 375 Seiten • kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2733-9 • eISBN 978-3-8474-1903-7

Was haben Geschlecht und Sexualität mit Politik zu tun? Wie lauten queer_feministische Antworten auf die Fragen „Was ist politisch?“ bzw. „Was ist Politik?“ Dieses Buch befasst sich mit einer Kartographie westlicher queer_feministischer Beiträge zum Politikbegriff aus Theorie und Bewegung. Die Autorin identifiziert mehrere Aspekte als Bündelungspunkte für die Begriffsbestimmung, unter anderem die Identifizierung von Politik mit Macht und die Ausrichtung auf Allianzen. Sie erarbeitet anhand dieser Aspekte Vorschläge für einen geschlechter- und sexualitätsanalytischen Zugriff auf Politik. Die Systematisierung beleuchtet die Komplexität und damit einhergehende Herausforderungen des Begriffsfelds.

www.shop.budrich.de



Christine M. Klappeer, Johanna Leinius,
Franziska Martinsen, Heike Mauer,
Inga Nüthen (Hrsg.)

Politik und Geschlecht

Perspektiven der politikwissen-
schaftlichen Geschlechterforschung

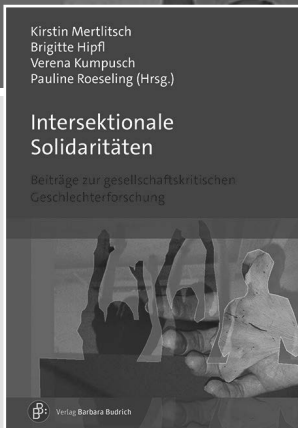
Politik und Geschlecht, Band 34

2024 • 274 Seiten • gebunden • 54,90 € (D) • 56,50 € (A)

ISBN 978-3-8474-2704-9 • eISBN 978-3-8474-1873-3 (Open Access)

Was bedeutet politikwissenschaftliche Geschlechterforschung beziehungsweise feministische Politikwissenschaft? Das Buch bietet einen einführenden Einblick in unterschiedliche politikwissenschaftliche (Forschungs-)Perspektiven auf das Verhältnis von Politik und Geschlecht – insbesondere auch unter Miteinbeziehung queerer und postkolonialer Ansätze. Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Perspektivierung im Hinblick auf Methoden und Ideengeschichte, welche Kontroversen und offenen Fragen folgen daraus? Die einzelnen Beiträge fassen den aktuellen Forschungsstand zusammen, bieten eine Kontextualisierung in breitere politikwissenschaftliche Debatten und geben durch Lese-Empfehlungen Ansätze für die tiefere Auseinandersetzung.

www.shop.budrich.de



Kirstin Mertlitsch, Brigitte Hipfl,
Verena Kumpusch, Pauline Roeseling
(Hrsg.)

Intersektionale Solidaritäten

Beiträge zur gesellschaftskritischen
Geschlechterforschung

2024 • 312 Seiten • kart. • 69,90 € (D) • 71,90 € (A)
ISBN 978-3-8474-2667-7 • eISBN 978-3-8474-1903-7 (Open Access)

Verbündet-Sein, Vernetzung und Vergemeinschaftung: Diese Konzepte sind in jüngster Zeit wieder in den Mittelpunkt (queer-)feministischer, genderspezifischer und intersektionaler Theorien und Praktiken gerückt. Die Beiträge des Buches thematisieren Erfolge und Herausforderungen queer-feministischer, antirassistischer und intersektionaler Bündnisse in ihren lokalen, regionalen und globalen Verbundenheiten.

www.shop.budrich.de

Sophie Ruby

Geschlechterverhältnisse jenseits der Norm

Eine theoretisch-empirische Modellierung zur Sichtbarmachung von Vielfalt

Wie ist ‚Anderes‘ neben patriarchalen Geschlechterverhältnissen und hegemonialer Männlichkeit möglich? Wie können Geschlechterverhältnisse soziologisch erfasst werden, um Herrschaftsbeharrung und andere Aspekte zu analysieren? Verortet im Dreieck von Frauen- und Geschlechterforschung, Männlichkeitssoziologie und queerfeministischen Perspektiven entwickelt die Autorin eine soziologische Modellierung, die verschiedene Geschlechterrelationen und deren Gefüge differenziert. Dabei betrachtet sie geschlechtersoziologische Konzepte machtanalytisch und fundiert sie mit einem vielfältigen Geschlechterbegriff.

Die Autorin: Sophie Ruby ist Soziologin und derzeit tätig am Sächsischen Staatsministerium der Justiz und für Demokratie, Europa und Gleichstellung.

ISBN 978-3-96665-085-4



9 783966 650854

www.budrich-academic-press.de